

DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Das fehlende Glied
in der Kette



HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

Das fehlende Glied in der Kette

Roman

Aus dem Englischen
von Nina Schindler

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE MYSTERIOUS AFFAIR AT STYLES

© 1920 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company.
All rights reserved.

Das fehlende Glied in der Kette

Deutsche Version:

© 1999 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company. All rights reserved.
Aus dem Englischen von Nina Schindler.

Copyright © 2009 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Für meine Mutter

Erstes Kapitel

Ich fahre nach Styles

Das große Interesse, mit dem die Öffentlichkeit seinerzeit den «Fall Styles» verfolgte, hat sich inzwischen etwas gelegt. Doch in Anbetracht des weltweiten Aufsehens, das er erregt hat, wurde ich sowohl von meinem Freund Poirot als auch von der Familie selbst gebeten, einen schriftlichen Bericht über die damaligen Vorfälle zu verfassen. Die reißerischen Gerüchte, die immer noch im Umlauf sind, werden dadurch hoffentlich zum Schweigen gebracht.

Deshalb möchte ich zunächst kurz die Umstände erläutern, wie ich überhaupt in diese Affäre hineingeriet.

Ich war nach einer Verwundung von der Front nach Hause geschickt worden und hatte einige Monate in einem ziemlich trübsinnigen Erholungsheim verbracht, bevor ich noch einen Monat Heimaturlaub erhielt. Da ich weder Freunde noch nahe Anverwandte besaß, war ich unschlüssig, was ich tun sollte, als ich eines Tages zufällig John Cavendish begegnete. Ich hatte ihn in den vergangenen Jahren kaum zu sehen bekommen. Eigentlich hatte ich ihn nie sonderlich gut gekannt. Er war auch etwa fünfzehn Jahre älter als ich, allerdings sah er gar nicht aus wie fünfundvierzig. Als Junge war ich häufig in Styles zu Besuch gewesen, dem Landgut seiner Mutter in Sussex.

Wir plauderten angeregt über die alten Zeiten und das endete damit, dass er mich für die Dauer meines Urlaubs nach Styles einlud.

«Meine Mutter wird sich über deinen Besuch freuen – nach all diesen Jahren», fügte er hinzu.

«Deiner Mutter geht es doch hoffentlich gut?»

«Oh ja. Wahrscheinlich hast du gehört, dass sie wieder geheiratet hat?»

Ich fürchte, ich zeigte mein Erstaunen nur zu deutlich. Mary Cavendish war bei ihrer Heirat mit Johns Vater, einem Witwer mit zwei Söhnen, eine gut aussehende Frau mittleren Alters gewesen. Sie musste mittlerweile mindestens siebzig sein. Ich erinnerte mich an sie als eine energische, befehlsgewohnte Persönlichkeit mit einer gewissen Neigung zu wohlthätigen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, die gern Basare eröffnete und die Wohltäterin spielte. Sie war eine äußerst großzügige Dame, die ein beträchtliches Vermögen besaß.

Den Landsitz Styles hatte Mr. Cavendish zu Beginn ihrer Ehe erworben. Er hatte bei seiner Frau völlig unter dem Pantoffel gestanden, und zwar so sehr, dass er ihr bei seinem Tod Wohnrecht auf Lebenszeit in dem Haus zugestand und ihr außerdem noch den größten Teil seines Vermögens vermachte – ein für seine Söhne ausgesprochen ungerechtes Testament. Doch ihre Stiefmutter hatte sich den beiden gegenüber stets außerordentlich großzügig gezeigt, und da die Söhne bei der Wiederverheiratung ihres Vaters noch sehr jung gewesen waren, erschien ihnen Mrs. Cavendish immer wie ihre leibliche Mutter.

Lawrence, der jüngere der beiden, war als Kind ständig krank gewesen. Er hatte Medizin studiert, den Arztberuf jedoch schon bald wieder an den Nagel gehängt und lebte nun zu Hause, wo er seinen literarischen Neigungen nachging, obwohl seinen Gedichten kein sonderlicher Erfolg beschieden war.

John hatte eine Zeit lang als Rechtsanwalt praktiziert, sich dann aber für das angenehme Leben eines Landedelmanns entschieden. Vor zwei Jahren hatte er geheira-

tet und lebte nun mit seiner Frau auf Styles. Doch hätte er wohl – so schloss ich scharfsinnig – eine Erhöhung seines Unterhalts vorgezogen, womit er sich ein eigenes Heim hätte leisten können. Mrs. Cavendish war jedoch eine Dame, die es vorzog, ihre eigenen Pläne zu machen, und von anderen erwartete, dass sie sich danach richteten. In diesem Fall hielt sie zweifelsohne die Zügel in der Hand, nämlich die Verfügungsgewalt über die Finanzen.

John registrierte meine Überraschung, als er mir von der Wiederverheiratung seiner Mutter erzählte, und lächelte etwas verlegen.

«Und zu allem Überfluss ist er auch noch ein mieser kleiner Lump!», sagte er heftig. «Ich kann dir sagen, Hastings, der macht uns das Leben ziemlich schwer. Und bei Evie – du erinnerst dich doch noch an Evie?»

«Nein.»

«Ach, dann kam sie erst nach deiner Zeit. Sie ist Mutters Mädchen für alles, ihre Gesellschafterin, ihr Faktotum. Sie ist große Klasse, die alte Evie! Nicht gerade jung und schön, aber jemand zum Pferdestehlen.»

«Du wolltest gerade sagen...»

«Ach ja, dieser Kerl! Der tauchte irgendwann einfach auf und behauptete, er wäre ein entfernter Verwandter von Evie, obwohl die nicht so aussah, als ob ihr an dieser Verwandtschaft fürchterlich viel gelegen wäre. Der Kerl ist ein totaler Außenseiter, das sieht man auf Anhieb. Er hat einen schwarzen Vollbart und trägt bei jedem Wetter Lackschuhe! Aber unsere Mutter war sofort von ihm begeistert und stellte ihn als ihren Sekretär ein – wie du weißt, ist sie ja immer die Vorsitzende von hundert Vereinen.»

Ich nickte.

«Tja, seit dem Krieg sind es nicht mehr hunderte, sondern tausende. Zweifellos war der Kerl ihr ganz nützlich.

Aber uns traf beinahe der Schlag, als sie uns vor drei Monaten plötzlich mitteilte, dass sie und Alfred verlobt wären! Der Kerl ist mindestens zwanzig Jahre jünger als sie! Er hatte es zweifellos auf ihr Geld abgesehen – aber was soll man machen – sie tut, was sie will, und also hat sie ihn geheiratet.»

«Das muss für euch ja eine schwierige Situation sein.»

«Schwierig! Sie ist verteufelt unangenehm!»

So geschah es dann, dass ich drei Tage später in Styles St. Mary aus dem Zug stieg, an einem winzigen Bahnhof, der ohne sichtbare Daseinsberechtigung inmitten von grünen Feldern und Landstraßen lag. John Cavendish wartete auf dem Bahnsteig und geleitete mich zu seinem Auto.

«Wie du siehst, habe ich immer noch ein bisschen Benzin», bemerkte er. «Das verdanke ich hauptsächlich den Aktivitäten unserer Mutter.»

Das Dorf Styles St. Mary war etwa zwei Meilen weit entfernt und Styles Court lag eine Meile dahinter. Es war ein ruhiger warmer Tag Anfang Juli. Beim Anblick dieser grünen, friedlich im nachmittäglichen Sonnenschein liegenden Ebene von Essex konnte man sich kaum vorstellen, dass gar nicht so weit entfernt ein Weltkrieg wütete. Mir war, als hätte ich mich plötzlich in eine andere Welt verirrt.

«Ich fürchte, Hastings, du wirst es hier sehr ruhig finden.»

«Aber lieber Freund, das ist genau das, was ich mir gewünscht habe.»

«Na ja, es ist ganz schön, wenn man ein Faulenzerleben führen will. Ich exerziere zweimal wöchentlich mit der freiwilligen Bürgerwehr und helfe den Bauern. Meine Frau arbeitet regelmäßig bei der Landhilfe mit. Sie steht jeden Morgen um fünf Uhr auf und melkt die Kühe und

dann macht sie weiter bis mittags. Alles in allem ist es eigentlich ein ganz angenehmes Leben – wenn da bloß nicht dieser Alfred Inglethorp wäre!» Plötzlich verlangsamte er die Geschwindigkeit und sah auf seine Uhr. «Vielleicht haben wir ja noch genug Zeit, um Cynthia abzuholen. Nein, sie wird das Krankenhaus jetzt wohl schon verlassen haben.»

«Cynthia? Das ist doch nicht deine Frau?»

«Nein, Cynthia ist ein Schützling meiner Mutter, die Tochter einer alten Schulfreundin, die einen üblen Advokaten heiratete. Er machte Pleite und bald darauf war das Mädchen verwaist und völlig mittellos. Meine Mutter nahm sie auf und jetzt lebt Cynthia schon fast zwei Jahre bei uns. Sie arbeitet übrigens im Roten-Kreuz-Krankenhaus in Tadminster, etwa sieben Meilen von hier.»

Während seiner letzten Worte fuhren wir vor dem schönen alten Haus vor. Eine Frau in dickem Tweedrock beugte sich gerade über ein Blumenbeet und richtete sich auf, als wir näher kamen.

«Hallo, Evie, hier ist unser verwundeter Held! Mr. Hastings – Miss Howard.»

Miss Howard schüttelte mir die Hand mit festem, fast schmerzhaftem Griff. Ich blickte in sehr blaue Augen in einem sonnengebräunten Gesicht. Sie war eine sympathische Frau um die vierzig, von herbem Äußeren, mit einer tiefen, beinahe männlichen Stimme, groß und breitschulterig, mit den dazu passenden Füßen – Letztere steckten in guten derben Stiefeln. Ihre bevorzugte Sprechweise, das merkte ich bald, waren Mitteilungen im Telegrammstil.

«Unkraut wächst wie verrückt. Kann damit nicht Schritt halten. Werde Sie zwangsverpflichten müssen. Nehmen Sie sich nur in Acht!»

«Aber ich würde mich mit dem größten Vergnügen nützlich machen», erwiderte ich.

«Sagen Sie das nicht. Sollte man nie. Werden Sie noch bereuen.»

«Du machst dich über uns lustig, Evie.» John lachte. «Wo trinken wir heute Tee – drinnen oder draußen?»

«Draußen. Viel zu schönes Wetter, um sich im Hause zu verkriechen.»

«Dann komm jetzt, du hast für heute genug im Garten gearbeitet. Du hast dir eine Pause verdient. Komm und ruh dich aus.»

«Hm.» Miss Howard zog die Gartenhandschuhe aus. «Ich stimme dir da zu.»

Sie ging voran ums Haus herum zu dem Tisch, der im Schatten eines großen Ahorns gedeckt war.

Aus einem der Korbsessel erhob sich eine Gestalt und kam uns zur Begrüßung ein paar Schritte entgegen.

«Meine Frau, Hastings», sagte John.

Niemals werde ich den ersten Anblick von Mrs. Cavendish vergessen. Ihre hohe, schlanke Gestalt zeichnete sich vor dem hellen Hintergrund ab. In ihren wunderschönen goldbraunen Augen schien ein verborgenes Feuer zu schwelen, es waren bemerkenswerte Augen, ganz anders als die aller Frauen, die mir jemals begegnet sind. Sie vermittelte den Eindruck großer Beherrschtheit, doch unter dem höchst kultivierten Äußeren war ein ungebärdiger, ungezählter Geist spürbar. All das ist in mein Gedächtnis eingebrannt. Ich werde es nie vergessen.

Sie begrüßte mich freundlich mit tiefer, klarer Stimme und ich sank in einen Korbstuhl und freute mich außerordentlich, dass ich Johns Einladung angenommen hatte. Mrs. Cavendish goss mir Tee ein und ihre wenigen leisen Bemerkungen verstärkten meinen Eindruck von ihr als einer ungewöhnlich faszinierenden Frau. Ein aufmerksamer Zuhörer wirkt immer anregend und so gab ich einige Anekdoten aus dem Erholungsheim so witzig zum Bes-

ten, dass sich – wie ich mir schmeichelte – meine Gastgeberin sehr amüsierte. John ist zwar ein netter Kerl, aber man würde ihn schwerlich als brillanten Unterhalter bezeichnen.

In diesem Augenblick ertönte durch die offene Terrassentür in unserer Nähe eine wohl bekannte Stimme: «Dann wirst du der Prinzessin also nach dem Tee schreiben, Alfred? Wegen des zweiten Tages werde ich selbst an Lady Tadminster schreiben. Oder sollen wir erst die Antwort der Prinzessin abwarten? Falls wir eine Absage erhalten, könnte Lady Tadminster das Fest am ersten Tag eröffnen und Mrs. Crosbie am zweiten. Dann wäre da noch die Herzogin – wegen des Schulfests.»

Eine männliche Stimme murmelte eine Antwort, danach erwiderte Mrs. Inglethorp: «Aber gewiss doch. Nach dem Tee ist noch genug Zeit. Du denkst aber auch an alles, mein lieber Alfred.»

Die Terrassentür schwang auf und eine schöne, weißhaarige alte Dame mit etwas gebieterischen Zügen trat heraus auf den Rasen. Ein Mann folgte ihr in etwas unterwürfiger Haltung. Mrs. Inglethorp begrüßte mich überschwänglich.

«Welch große Freude, Sie nach all diesen Jahren wieder zu sehen, Mr. Hastings. Alfred, Liebster, Mr. Hastings – mein Mann.»

Mit einiger Neugier betrachtete ich den liebsten Alfred. Er hatte wirklich etwas Befremdliches. Ich wunderte mich nicht, dass John sich abfällig über den Bart geäußert hatte. Es war einer der längsten und schwärzesten Vollbärte, die ich jemals gesehen hatte. Er trug einen Kneifer mit Goldrand und seine Gesichtszüge waren merkwürdig unbewegt. Mir kam der Gedanke, dass er auf eine Bühne passen würde, doch im wirklichen Leben wirkte er seltsam fehl am Platz. Seine Stimme war ziemlich tief und salbungsvoll. Er reichte mir steif die Hand und sagte: «Es

ist mir eine Freude, Mr. Hastings.» Dann wandte er sich an seine Frau: «Liebste Emily, ich glaube, das Kissen ist ein wenig feucht.»

Sie strahlte ihn liebevoll an, als er stattdessen ein anderes hinlegte – ein überzeugender Beweis hingebungsvoller Fürsorge. Eine seltsame Gefühlsverirrung für eine sonst so vernünftige Frau!

Mit der Ankunft von Mr. Inglethorp wurde die Atmosphäre auf einmal gespannt, eine verschleierte Feindseligkeit wurde bei den Anwesenden spürbar. Besonders Miss Howard gab sich keinerlei Mühe, ihre Gefühle zu verbergen. Mrs. Inglethorp schien jedoch nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Sie hatte ihre Redseligkeit, an die ich mich noch von früher erinnerte, in der Zwischenzeit nicht eingebüßt und sie redete ununterbrochen, hauptsächlich von dem bevorstehenden Basar, den sie organisierte und der demnächst stattfinden sollte. Ab und an wandte sie sich mit einer Frage nach Daten oder Terminen an ihren Gatten. Seine aufmerksame Fürsorge ließ keinen Augenblick nach. Von Anfang an fasste ich eine starke, tiefe Abneigung gegen ihn, und ich muss gestehen, dass meine ersten Einschätzungen meist ziemlich zutreffend sind.

Als sich Mrs. Inglethorp an Miss Howard wandte, um ihr einige Anweisungen bezüglich eines Briefes zu geben, redete mich ihr Mann in seiner salbungsvollen Stimme an: «Sind Sie Berufsoffizier, Mr. Hastings?»

«Nein, vor dem Krieg habe ich bei der Lloyd-Versicherung gearbeitet.»

«Werden Sie nach dem Kriegsende wieder dorthin zurückgehen?»

«Vielleicht. Entweder das, oder ich fange noch einmal etwas ganz Neues an.»

Mary Cavendish beugte sich vor. «Welchen Beruf würden Sie denn wählen, wenn Sie sich nur nach Ihren Neigungen entscheiden könnten?»

«Das hängt von mancherlei ab.»

«Haben Sie kein geheimes Steckenpferd?», fragte sie. «Gibt es denn nichts, das Sie fasziniert? Eigentlich hat doch jeder eine geheime Leidenschaft – meist etwas völlig Verrücktes.»

«Sie werden mich auslachen.»

Sie lächelte. «Vielleicht.»

«Tja, also, ich wollte heimlich schon immer ein Detektiv sein.»

«Ein echter Detektiv – bei Scotland Yard? Oder mehr so wie Sherlock Holmes?»

«Oh, am liebsten wie Sherlock Holmes. Aber ganz im Ernst – das fasziniert mich ungemein. Ich habe einmal in Belgien einen Mann kennen gelernt, einen sehr berühmten Detektiv, und der hat mich richtiggehend angesteckt. Er war ein bewundernswerter kleiner Bursche. Er behauptete immer, gute Detektivarbeit bestünde einzig und allein in einer methodischen Vorgehensweise. Darauf basiert auch mein System – obwohl ich es natürlich weiter entwickelt habe. Er war ein drolliger kleiner Mann, ein richtiger Dandy, aber unglaublich klug.»

«Schätze auch eine gute Detektivgeschichte», bemerkte Miss Howard. «Aber es wird auch eine Menge Mist verzapft. Die Entlarvung des Verbrechers im letzten Kapitel. Alle sind total überrascht. Bei einem echten Verbrechen – da würde man sofort Bescheid wissen.»

«Es gibt aber eine große Anzahl unaufgeklärter Verbrechen», widersprach ich.

«Ich meine ja nicht die Polizei, sondern die Menschen, die direkt davon betroffen sind. Die Familie. Die könnte

man nicht an der Nase herumführen, die wüsste Bescheid.»

«Dann glauben Sie wohl», sagte ich belustigt, «dass Sie sofort den Mörder entlarven würden, falls Sie jemals in ein Verbrechen verwickelt würden, zum Beispiel in einen Mord, ja?»

«Selbstverständlich. Könnte es vielleicht einem Rudel von Rechtsanwälten nicht beweisen. Bin mir ganz sicher, dass ich Bescheid wüsste. Würde es in meinen Fingerspitzen fühlen, wenn der Kerl in meine Nähe käme.»

«Vielleicht ist es eine Sie», wandte ich ein.

«Möglich. Aber Mord ist ein Gewaltverbrechen. Riecht für mich mehr nach einem Mann.»

«Aber nicht Giftmord.» Mrs. Cavendishs klare Stimme erschreckte mich. «Dr. Bauerstein sagte erst gestern, es gäbe wahrscheinlich unzählige unentdeckte Giftmorde, weil die Ärzte sich bei den unbekannten Giften kaum auskennen.»

«Aber Mary, was ist das denn für eine gruselige Unterhaltung!», rief Mrs. Inglethorp. «Da überläuft es mich ja kalt. Oh, da ist ja Cynthia!»

Ein Mädchen in Uniform kam leichtfüßig über den Rasen gelaufen.

«Cynthia, du bist heute aber spät dran. Darf ich dir Mr. Hastings vorstellen – Mr. Hastings – Miss Murdoch.»

Cynthia Murdoch war ein frisches junges Mädchen, das vor Lebenslust und Energie förmlich strotzte.

Sie warf ihre Uniformmütze zur Seite und ich bewunderte den Schwung ihrer kastanienbraunen Locken und ihre kleinen weißen Hände, die sie nach ihrer Tasse Tee ausstreckte. Mit dunklen Augen und Wimpern wäre sie eine Schönheit gewesen. Sie ließ sich neben John auf die Erde fallen und lächelte zu mir hoch, als ich ihr die Platte mit den Sandwiches reichte.

«Setzen Sie sich doch auch auf den Rasen, hier ist es viel, viel schöner.»

Gehorsam ließ ich mich neben ihr auf dem Boden nieder.

«Sie arbeiten in Tadminster, nicht wahr, Miss Murdoch?»

Sie nickte. «Die reinste Strafarbeit.»

«Sind sie denn dort so unfreundlich zu Ihnen?», fragte ich lächelnd.

«Das sollen die nur wagen!», rief Cynthia empört.

«Ich habe eine Kusine, die als Krankenschwester arbeitet», bemerkte ich. «Sie hat schreckliche Angst vor den Oberschwestern.»

«Das überrascht mich nicht. Oberschwestern sind einfach – ach, Mr. Hastings, Oberschwestern sind einfach fürchterlich! Sie machen sich ja gar keine Vorstellung davon, wie fürchterlich sie sind. Aber ich bin keine Krankenschwester, dem Himmel sei Dank, ich arbeite in der Apotheke.»

«Na, wie viele Menschen haben Sie denn schon vergiftet?» Ich lächelte.

Cynthia lächelte ebenfalls.

«Oh, hunderte», sagte sie.

«Cynthia», rief Mrs. Inglethorp. «Könntest du wohl ein paar Briefe für mich schreiben?»

«Aber gern, Tante Emily.»

Sie sprang sofort auf, und irgendwas in ihrem Verhalten erinnerte mich daran, dass sie von Mrs. Inglethorps Großmut abhängig war und dass Mrs. Inglethorp sie das bei aller sonstigen Freundlichkeit nie vergessen ließ.

Meine Gastgeberin wandte sich nun mir zu. «John wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Um halb acht gibt es Abendbrot. Seit einiger Zeit verzichten wir auf späte Abend-

mahlzeiten. Lady Tadminster, die Frau unseres Parlamentsabgeordneten – sie ist die Tochter des verstorbenen Lord Abbotsbury –, macht es genauso. Sie stimmt mit mir darin überein, dass man sparen soll und den anderen mit gutem Beispiel vorangehen muss. Wir sind ein richtiger Kriegshaushalt; hier wird nichts verschwendet, sogar jeder Fetzen Papierabfall wird aufgehoben und zur Sammelstelle gebracht.»

Ich drückte ihr meine Anerkennung aus und John begleitete mich ins Haus und die breite Treppe hinauf, die sich oben teilt und rechts und links in die verschiedenen Flügel des Gebäudes führt. Mein Zimmer lag im linken Flügel mit Ausblick auf den Park.

John ging wieder und einige Minuten später sah ich ihn von meinem Fenster aus langsam untergehakt mit Cynthia Murdoch über den Rasen schlendern. Ich hörte Mrs. Inglethorp ungeduldig «Cynthia» rufen und sah das Mädchen zusammenzucken und zurück ins Haus laufen. Im gleichen Augenblick trat ein Mann aus dem Schatten eines Baums und ging langsam in die gleiche Richtung. Er schien um die vierzig zu sein, war dunkelhaarig und hatte ein schwermütiges, glattrasiertes Gesicht. Anscheinend befand er sich in einem Zustand höchster Erregung. Im Vorbeigehen sah er zu meinem Fenster hoch und ich erkannte ihn, obwohl er sich in den fünfzehn Jahren seit unserer letzten Begegnung stark verändert hatte. Es war Johns jüngerer Bruder Lawrence. Ich fragte mich, was diesen eigenartigen Gesichtsausdruck hervorgerufen hatte.

Dann vergaß ich ihn wieder und dachte über meine eigenen Angelegenheiten nach.

Der Abend verging ausgesprochen angenehm und in der Nacht träumte ich von der verwirrenden Mrs. Cavendish.

Der nächste Morgen war hell und sonnig und ich war voller Vorfreude auf die nächsten Tage.

Ich sah Mrs. Cavendish erst beim Mittagessen wieder, wo sie mir einen Spaziergang vorschlug, und wir verbrachten einen zauberhaften Nachmittag, streiften durch den Wald und kehrten so gegen fünf zum Haus zurück.

Als wir die große Halle betraten, winkte John uns zu, wir sollten ins Herrenzimmer kommen. Ich sah ihm sofort an, dass etwas Unangenehmes passiert sein musste. Wir folgten ihm und er schloss hinter uns die Tür.

«Hör mal, Mary, hier herrscht ein heilloses Durcheinander. Evie hatte einen Streit mit Alfred Inglethorp und will weggehen.»

«Evie? Weg?»

John nickte düster.

«Ja. Weißt du, sie ist zu Mutter gegangen und – ach, hier kommt sie ja selbst.»

Miss Howard kam herein. Sie hatte die Lippen zusammengepresst und trug einen kleinen Koffer. Sie wirkte aufgeregt und entschlossen, als ob sie sich rechtfertigen wollte.

«Jedenfalls», platzte sie heraus, «habe ich ihr die Meinung gesagt!»

«Meine liebe Evie», rief Mrs. Cavendish, «das kann doch nicht wahr sein!»

Miss Howard nickte grimmig.

«Wahr genug! Habe wohl Emily einige Dinge gesagt, die sie sobald weder vergeben noch vergessen wird. Ist mir aber völlig egal, wenn nur einiges davon hängen geblieben ist. Aber wahrscheinlich war sowieso alles umsonst. Ich sagte ihr direkt ins Gesicht: «Du bist eine alte Frau, Emily, und die alten Trottel sind die schlimmsten. Der Mann ist zwanzig Jahre jünger als du, also ist doch völlig klar, weshalb er dich geheiratet hat. Wegen deinem Geld! Gib ihm

nur nicht zu viel. Bauer Raikes hat eine hübsche junge Frau. Frag doch mal deinen Alfred, wie viel Zeit er dort verbringt.» Sie wurde sehr wütend. Ist doch klar! Ich machte weiter: «Ich warne dich, egal, ob du es hören willst oder nicht. Dieser Mann ist im Stande und bringt dich noch in deinem eigenen Bett um. Er ist eine ganz üble Type. Ob es dir nun passt oder nicht, ich muss dich warnen. Er ist eine ganz üble Type!»

«Und was hat sie gesagt?»

Miss Howard schnitt eine äußerst ausdrucksvolle Grimasse.

«Alfred, mein Liebling – «mein liebster Alfred» – «böartige Verleumdungen» – «gemeine Lügen» – «böartiges Weib, die meinen geliebten Mann verleumdet!» Je schneller ich ihr Haus verließ, desto besser. Deshalb gehe ich weg.»

«Aber doch nicht jetzt schon?»

«Augenblicklich!»

Wir saßen alle da und starrten sie an. John versuchte sie zum Dableiben zu überreden, doch ohne Erfolg, schließlich ging er, um die Abfahrtszeiten der Züge nachzusehen. Seine Frau folgte ihm und murmelte, dass sie Mrs. Inglethorp dazu bringen wollte, ihre Meinung zu ändern.

Als sie den Raum verlassen hatte, veränderte sich Miss Howards Gesichtsausdruck. Sie neigte sich eifrig zu mir herüber.

«Mr. Hastings, Sie sind ein anständiger Mensch. Kann ich mich auf Sie verlassen?»

Ich war etwas überrascht. Sie legte ihre Hand auf meinen Arm und flüsterte: «Kümmern Sie sich um sie, Mr. Hastings. Meine arme Emily. Sie sind Gauner – allesamt. Oh, ich weiß, wovon ich rede. Alle haben sie Geldprobleme und alle wollen sie von ihr Geld. Ich habe sie so gut

vor ihnen beschützt, wie ich konnte. Wenn ich nun nicht mehr da bin, werden sie ihre Gutmütigkeit ausnutzen.»

«Selbstverständlich werde ich alles tun, was ich kann, aber ich bin sicher, dass Sie in Ihrer Aufregung Gespenster sehen.»

Sie unterbrach mich, indem sie mir langsam mit dem Zeigefinger drohte.

«Junger Mann, glauben Sie mir. Ich bin schon länger auf der Welt als Sie. Ich bitte Sie doch nur, Ihre Augen offen zu halten. Sie werden schon sehen, was ich damit meine.»

Durch das offene Fenster drang Motorengeräusch und Miss Howard erhob sich und ging zur Tür. Draußen hörte man Johns Stimme. Mit der Hand auf dem Türknauf sah sie über die Schulter zurück und winkte mich zu sich heran.

«Vor allem, Mr. Hastings, passen Sie auf diesen Teufel auf – ihren Mann!»

Es blieb keine Zeit für weitere Erklärungen. Miss Howard wurde von lebhaftem Protest- und Abschiedsgeschrei verschlungen. Die Inglethorps ließen sich nicht sehen.

Als das Auto losfuhr, löste sich Mrs. Cavendish plötzlich von der Gruppe, überquerte die Auffahrt und ging einem hoch gewachsenen, bärtigen Mann entgegen, der offensichtlich auf dem Weg zum Haus war. Während sie ihm die Hand entgegenstreckte, stieg ihr das Blut in die Wangen.

«Wer ist das?», fragte ich ungehalten, denn instinktiv lehnte ich diesen Mann ab.

«Das ist Dr. Bauerstein», antwortete John knapp.

«Und wer ist Dr. Bauerstein?»

«Er wohnt zurzeit im Dorf und erholt sich von einem schweren Nervenzusammenbruch. Er ist ein Londoner

Wissenschaftler. Ein sehr kluger Mann – einer der bedeutendsten Experten unserer Zeit für Gifte, glaube ich.»

«Und er ist ein enger Freund von Mary», warf Cynthia ein, die sich immer einmischen musste.

John Cavendish runzelte die Stirn und wechselte das Thema.

«Komm, Hastings, lass uns ein Stück spazieren gehen. Das war ja eine höchst peinliche Angelegenheit. Sie hatte schon immer eine scharfe Zunge, aber es gibt in ganz England keine zuverlässigere Freundin als Evelyn Howard.»

Wir liefen auf dem Feldweg zum Dorf und weiter bis zum Wald, der an das Gut grenzte.

Als wir auf unserem Rückweg wieder durch das Parktor kamen, begegnete uns eine hübsche, junge, etwas zigeunerhafte Frau, die uns lächelnd grüßte.

«Das ist aber ein hübsches Mädchen», bemerkte ich anerkennend.

Johns Gesicht verfinsterte sich.

«Das ist Mrs. Raikes.»

«Die, von der Miss Howard –»

«Genau», erwiderte John unnötig schroff.

Ich dachte an die weißhaarige alte Dame im Herrenhaus und an das strahlende, schalkhafte kleine Gesicht, das uns eben zugelächelt hatte, und eine unbestimmte böse Vorahnung beschlich mich. Ich ignorierte sie jedoch.

«Styles ist wirklich ein wundervolles altes Haus», sagte ich zu John.

Er nickte, doch er wirkte ziemlich bedrückt.

«Ja, es ist ein schöner Besitz. Eines Tages werde ich ihn erben – eigentlich müsste er mir schon längst gehören, wenn mein Vater damals ein gerechtes Testament ge-

macht hätte. Dann wäre ich nicht so knapp bei Kasse, wie ich es jetzt bin.»

«Was, du bist knapp bei Kasse?»

«Mein lieber Hastings, ich sage dir in aller Offenheit, dass ich vor lauter Geldsorgen nicht mehr weiter weiß.»

«Könnte dir denn dein Bruder nicht helfen?»

«Lawrence? Der hat jeden Penny, den er jemals hatte, für die Veröffentlichung seiner Gedichte in Luxusbänden ausgegeben. Nein, wir sind arm wie die Kirchenmäuse. Meine Mutter hat sich uns gegenüber immer äußerst großzügig verhalten – das heißt, bis jetzt. Seit ihrer Heirat natürlich...» Er brach ab und sah sorgenvoll drein.

Ich spürte, dass zusammen mit Evie etwas Undefinierbares aus der Atmosphäre verschwunden war. Ihre Anwesenheit hatte Sicherheit bedeutet. Jetzt war diese Sicherheit verschwunden und nun war die Luft voller Verdächtigungen. Das finstere Gesicht von Doktor Bauerstein stieg unangenehm vor meinem inneren Auge auf. Ein unbestimmter Verdacht gegen alles und jedes erfüllte mich. Einen Augenblick lang bedrückte mich die Vorahnung eines näher kommenden Unheils.

Zweites Kapitel

Der 16. und 17. Juli

Am 5. Juli war ich in Styles angekommen. Im Folgenden berichte ich vom 16. und 17. dieses Monats. Zur besseren Orientierung der Leser werde ich die Ereignisse jener Tage so exakt wie möglich wiedergeben. Sie wurden später bei der Gerichtsverhandlung während langwieriger Kreuzverhöre ans Tageslicht gebracht.

Einige Tage nach ihrer Abreise erhielt ich einen Brief von Evelyn Howard, in dem sie mir mitteilte, sie arbeite als Krankenschwester in einem großen Krankenhaus in einer etwa fünfzehn Meilen entfernten Industriestadt. Sie bat mich um eine Mitteilung, falls Mrs. Inglethorp je den Wunsch äußerte, sich wieder mit ihr zu versöhnen.

Das einzig Störende während dieser friedlichen Tage war Mrs. Cavendishs höchst merkwürdige und in meinen Augen völlig ungerechtfertigte Vorliebe für die Gesellschaft Doktor Bauersteins. Ich konnte nicht begreifen, was sie in diesem Mann sah, aber sie lud ihn ständig ins Haus ein und machte häufig Ausflüge mit ihm. Ich muss gestehen, dass ich nichts Anziehendes an ihm bemerkte.

Der 16. Juli fiel auf einen Montag. Es war ein chaotischer Tag. Der angekündigte Basar hatte am Samstag stattgefunden und an diesem Abend sollte nun während einer damit verbundenen gesellschaftlichen Veranstaltung Mrs. Inglethorp ein Kriegsgedicht rezitieren. Am Vormittag waren wir alle eifrig beschäftigt, den Dorfsaal, wo das

Ereignis stattfinden sollte, herzurichten und zu dekorieren. Wir nahmen mittags einen späten Imbiss zu uns und verbrachten den Nachmittag im Garten. Mir fiel auf, dass John sich anders als sonst verhielt. Er erschien mir sehr aufgeregt und unruhig.

Nach dem Tee legte sich Mrs. Inglethorp hin, um vor den abendlichen Anstrengungen auszuruhen, und ich forderte Mary Cavendish zu einem Tennisspiel auf.

Ungefähr um Viertel vor sieben trieb Mrs. Inglethorp uns zur Eile an, weil wir sonst zum Abendessen zu spät kämen, da an diesem Abend früher als gewöhnlich gegessen wurde. Wir mussten uns sehr beeilen, um rechtzeitig fertig zu werden, und noch vor Beendigung der Mahlzeit wartete schon das Auto vor der Tür.

Die Veranstaltung wurde ein großer Erfolg, Mrs. Inglethorps Rezitation erhielt donnernden Beifall. Es wurden auch noch lebende Bilder gestellt, wobei Cynthia mitmachte. Sie kehrte nicht mit uns zurück, da sie noch zu einem Essen eingeladen war und den Abend mit ein paar Freunden verbringen wollte, die bei den lebenden Bildern mitgewirkt hatten.

Am folgenden Morgen frühstückte Mrs. Inglethorp im Bett, da sie ziemlich erschöpft war, aber sie kam äußerst energiegeladen gegen halb eins nach unten und rauschte mit Lawrence und mir im Schlepptau zu einer Luncheonladung davon.

«Was für eine reizende Einladung von Mrs. Rolleston. Sie ist Lady Tadminsters Schwester, müssen Sie wissen. Die Rollestons kamen schon mit Wilhelm dem Eroberer nach England – eine unserer ältesten Familien.»

Mary hatte sich entschuldigt, sie hätte eine Verabredung mit Doktor Bauerstein.

Die Mahlzeit verlief sehr vergnüglich, und als wir losfuhren, machte Lawrence den Vorschlag, über Tadminster zurückzukehren, was höchstens eine Meile Umweg

bedeutete, und bei Cynthia in ihrer Apotheke eine Stippvisite einzulegen. Mrs. Inglethorp erwiderte, das sei eine glänzende Idee, aber da sie noch mehrere Briefe zu schreiben hatte, würde sie uns dort absetzen, und wir wollten dann später mit Cynthia in der Ponykutsche zurückkehren.

Wir wurden von einem misstrauischen Krankenhauspförtner festgehalten, bis Cynthia erschien und sich für uns verbürgte. In ihrer weißen Tracht sah sie sehr adrett und hübsch aus. Sie nahm uns nach oben in ihr Allerheiligstes mit und stellte uns ihrer Kollegin vor, einer Furcht einflößenden Person, die Cynthia fröhlich mit Spritzi anredete.

«Was für eine Menge Flaschen!», rief ich aus, als ich meinen Blick in dem kleinen Raum herumwandern ließ. «Wissen Sie wirklich, was in jeder drin ist?»

«Sagen Sie doch mal was Originelles», stöhnte Cynthia. «Jeder, der hier hochkommt, fragt dasselbe. Wir haben uns schon überlegt, ob wir dem Ersten, der das nicht sagt, einen Preis geben sollen. Und ich weiß auch schon, was Sie als Nächstes sagen werden: Wie viele Menschen haben Sie schon vergiftet?»

Ich lachte und bekannte mich schuldig.

«Wenn ihr wüsstet, wie schrecklich leicht es ist, jemanden aus Versehen zu vergiften, würdet ihr keine Witze drüber machen. Kommt, lasst uns Tee trinken gehen. Wir haben alle möglichen geheimen Vorräte in diesem Regal. Nein, Lawrence, das ist der Giftschränk. Der große da, stimmt.»

Wir tranken in ausgelassener Stimmung unseren Tee und halfen Cynthia hinterher beim Abwaschen. Gerade als wir den letzten Teelöffel weggeräumt hatten, klopfte es an die Tür.

Cynthia und Spritzi sahen plötzlich ganz streng und Furcht einflößend aus.

«Herein», sagte Cynthia in höchst professionellem Ton.

Eine junge und ziemlich erschreckt dreinschauende Krankenschwester erschien mit einer Flasche, die sie Spritzi geben wollte. Doch die verwies sie an Cynthia mit der ziemlich rätselhaften Bemerkung weiter: «Ich bin heute eigentlich gar nicht da.»

Cynthia nahm die Flasche und begutachtete sie mit der Strenge eines Richters.

«Das hätte schon heute Morgen hier herauf geschickt werden müssen.»

«Der Schwester tut das sehr Leid. Sie hat es vergessen.»

«Die Schwester sollte die Anweisungen draußen an der Tür lesen.»

Der Ausdruck auf dem Gesicht der kleinen Krankenschwester verriet mir, dass sie der gefürchteten Oberschwester diese Botschaft bestimmt nicht ausrichten würde.

«Das kann deshalb erst morgen erledigt werden», beendete Cynthia ihren Satz.

«Könnten wir es nicht vielleicht heute noch kriegen?»

«Hm. Wir sind zwar sehr beschäftigt, aber wenn wir es schaffen, dann bekommen Sie es», sagte Cynthia gnädig.

Die kleine Krankenschwester ging wieder und sofort nahm Cynthia ein Glasgefäß vom Regal, füllte die Flasche wieder auf und stellte sie auf den Tisch draußen auf dem Flur.

Ich lachte.

«Die Disziplin muss gewahrt werden?»

«Ganz recht. Kommen Sie auf unseren kleinen Balkon. Von dort aus können Sie alle anderen Stationen sehen.»

Ich folgte Cynthia und ihrer Freundin und sie zeigten auf die verschiedenen Stationen und erklärten sie mir. Lawrence blieb drinnen, aber schon kurz darauf rief Cyn-

thia ihm zu, er solle doch zu uns nach draußen kommen. Dann sah sie auf ihre Uhr.

«Nichts mehr zu tun, Spritzi?»

«Nein.»

«Wie schön. Dann können wir ja zuschließen und gehen.»

An diesem Nachmittag hatte ich Lawrence von einer ganz neuen Seite kennen gelernt. Im Vergleich zu John war er sehr verschlossen, und man kam nur sehr schwer an ihn heran. Er war in fast jeder Hinsicht das genaue Gegenteil seines Bruders: ungewöhnlich schüchtern und zurückhaltend. Dennoch besaß er einen gewissen Charme, und ich gewann den Eindruck, dass man ihn bei näherem Kennenlernen sehr lieb gewinnen konnte. Ich hatte mir immer eingebildet, sein Verhalten Cynthia gegenüber wäre eher zurückhaltend und sie verhielte sich in seiner Gegenwart eher schüchtern. Aber an diesem Nachmittag waren beide äußerst fröhlich und schwatzten miteinander wie zwei Kinder.

Als wir durchs Dorf fuhren, fiel mir ein, dass ich noch Briefmarken brauchte, deshalb hielten wir vor der Post an.

Beim Herauskommen stieß ich mit einem kleinen Mann zusammen, der gerade hineinging. Ich wich zur Seite und entschuldigte mich, als er mich plötzlich mit einem lauten Ausruf in die Arme schloss und herzlich küsste.

«*Mon ami* Hastings!», rief er. «Das ist ja tatsächlich *mon ami* Hastings!»

«Poirot!»

Ich ging mit ihm zu der Ponykutsche.

«Das ist ein sehr erfreuliches Wiedersehen für mich, Miss Cynthia. Darf ich Ihnen meinen alten Freund, Monsieur Poirot, vorstellen? Wir haben uns seit Jahren nicht gesehen.»

«Oh, wir kennen Monsieur Poirot», sagte Cynthia fröhlich. «Wir hatten aber keine Ahnung, dass er ein Freund von Ihnen ist.»

«Natürlich kenne ich Mademoiselle Cynthia», sagte Poirot ernst. «Meine Anwesenheit hier ist eine Folge von Mrs. Inglethorps Güte.» Als ich ihn fragend ansah, fuhr er fort: «Ja, mein Freund, sie hat ihre Gastfreundschaft auch sieben meiner Landsleute zuteil werden lassen, die unglücklicherweise als Flüchtlinge ihre Heimat verlassen mussten. Wir Belgier werden ihrer immer mit höchster Dankbarkeit gedenken.»

Poirot war ein kleiner Mann von ungewöhnlichem Aussehen. Er war knapp einen Meter sechzig groß, aber seine Haltung verriet Würde. Sein Kopf hatte genau die Form eines Eies, und er neigte ihn stets ein wenig zur Seite. Sein Schnurrbart war mit militärischer Strenge steif gewirbelt. Seine Erscheinung war von geradezu unglaublicher Korrektheit, wahrscheinlich hätte ihm ein Staubkorn mehr Unbehagen verursacht als eine Schusswunde. Doch zu meinem Bedauern musste ich feststellen, dass dieser seltsame geschniegelte kleine Mann jetzt stark hinkte, er, der doch zu seiner Zeit einer der berühmtesten Mitarbeiter der belgischen Kriminalpolizei gewesen war. Für einen Detektiv hatte er ein außergewöhnliches Flair bewiesen, und er hatte Triumphe gefeiert, als er einige der rätselhaftesten Fälle seiner Zeit gelöst hatte.

Er wies auf das kleine Haus, das er zusammen mit seinen Landsleuten bewohnte, und ich versprach, ihn so bald wie möglich zu besuchen. Dann lüftete er Cynthia gegenüber schwungvoll seinen Hut und wir fuhren weiter.

«Er ist ein reizender kleiner Mann», sagte Cynthia, «ich hatte keine Ahnung, dass Sie ihn kennen.»

«Sie hatten eine Berühmtheit zu Gast und waren sich dessen nicht bewusst», erwiderte ich.

Dann erzählte ich ihnen auf dem Rest des Heimwegs von den verschiedenen Heldentaten und Triumphen Hercule Poirots.

In bester Stimmung kehrten wir heim. Als wir die Eingangshalle betraten, kam gerade Mrs. Inglethorp aus ihrem Boudoir. Ihr Gesicht war gerötet und sie sah aufgebracht aus.

«Ach, ihr seid es», sagte sie.

«Stimmt irgendetwas nicht, Tante Emily?», fragte Cynthia.

«Nein, alles ist bestens», erwiderte Mrs. Inglethorp scharf. «Was sollte nicht stimmen?» Dann sah sie das Stubenmädchen Dorcas, die eben ins Esszimmer gehen wollte, und rief ihr zu, sie möge ihr ein paar Briefmarken in ihr Boudoir bringen.

«Sehr wohl, gnädige Frau.» Das alte Dienstmädchen zögerte, dann fügte sie zaghaft hinzu: «Sollten Sie nicht lieber zu Bett gehen? Sie sehen sehr müde aus.»

«Vielleicht hast du Recht, Dorcas, ja – nein – noch nicht. Ich muss noch einige Briefe beenden, damit sie rechtzeitig zur Post kommen. Hast du in meinem Zimmer das Kaminfeuer angezündet, wie ich es dir gesagt habe?»

«Ja, gnädige Frau.»

«Dann werde ich gleich nach dem Abendessen zu Bett gehen.»

Sie verschwand wieder in ihrem Boudoir und Cynthia starrte ihr nach.

«Ach, du liebe Güte! Ich möchte nur wissen, was wieder los ist!», sagte sie zu Lawrence.

Anscheinend hatte er sie nicht gehört, denn er drehte sich wortlos auf dem Absatz um und verließ das Haus.

Ich schlug ein kurzes Tennismatch vor dem Abendessen vor, Cynthia stimmte zu und ich rannte nach oben, um meinen Schläger zu holen.

Auf der Treppe begegnete ich Mrs. Cavendish. Vielleicht bildete ich es mir ein, aber auch sie machte einen seltsam verstörten Eindruck.

«Hatten Sie einen angenehmen Spaziergang mit Doktor Bauerstein?», erkundigte ich mich und versuchte möglichst gleichgültig zu wirken.

«Ich bin nicht weggegangen», erwiderte sie knapp. «Wo ist Mrs. Inglethorp?»

«In ihrem Boudoir.»

Ihre Hand umklammerte das Geländer, dann schien sie sich für eine Begegnung stark genug zu fühlen und schritt rasch an mir vorbei nach unten, durchquerte die Halle bis zur Tür des Boudoirs und schloss sie hinter sich.

Als ich kurz darauf zum Tennisplatz lief, musste ich am geöffneten Fenster des Boudoirs vorbei und konnte nicht verhindern, dass ich den folgenden Gesprächsfetzen aufging. Mrs. Cavendish sagte mit der Stimme einer Frau, die sich verzweifelt um Selbstkontrolle bemüht: «Du willst es mir also nicht zeigen?»

Worauf Mrs. Inglethorp erwiderte: «Meine liebe Mary, das hat mit der Sache überhaupt nichts zu tun.»

«Dann zeig es mir doch.»

«Ich habe dir doch schon gesagt, es ist nicht das, was du denkst. Es betrifft dich nicht im Geringsten.»

Mrs. Cavendish entgegnete mit wachsender Verbitte- rung: «Natürlich. Ich hätte mir ja denken können, dass du ihn in Schutz nehmen würdest.»

Cynthia wartete schon auf mich und begrüßte mich eifrig: «Also so was! Es hat einen fürchterlichen Krach gegeben! Dorcas hat mir alles erzählt.»

«Was für einen Krach?»

«Zwischen Tante Emily und ihm. Ich kann nur hoffen, dass sie ihm endlich auf die Schliche gekommen ist!»

«War Dorcas denn dabei?»

«Natürlich nicht. Sie war nur zufällig nah an der Tür. Es war ein richtiger mordsmäßiger Stunk. Ach, ich wünschte ich wüsste, worum es dabei ging.»

Ich dachte an Mrs. Raikes' hübsches Gesicht und an Evelyn Howards Warnung, aber ich beschloss klugerweise, mich da herauszuhalten, während Cynthia alle nur denkbaren Hypothesen durchspielte und fröhlich der Hoffnung Ausdruck verlieh: «Tante Emily wird ihn weg-schicken und nie wieder mit ihm reden.»

Ich hätte gern John zu fassen bekommen, aber er war nirgendwo zu sehen. Offensichtlich hatte sich heute Nachmittag etwas Folgschweres ereignet. Ich versuchte die wenigen Worte zu vergessen, die ich zufällig mit angehört hatte, aber sosehr ich mich auch anstrengte, ich konnte sie nicht aus meinem Gedächtnis löschen. Was hatte Mrs. Cavendish mit der Angelegenheit zu schaffen?

Als ich zum Essen herunterkam, war Mr. Inglethorp im Salon. Sein Gesicht war so verschlossen wie immer, und wieder fiel mir auf, wie seltsam unecht der Mann aussah.

Mrs. Inglethorp kam als Letzte nach unten. Sie wirkte immer noch aufgewühlt, und während der Mahlzeit herrschte ein sonderbar angespanntes Schweigen. Mr. Inglethorp war ungewöhnlich schweigsam. Sonst umgab er seine Frau immer mit kleinen Aufmerksamkeiten, brachte ihr ein Kissen als Rückenstütze und spielte insgesamt die Rolle des ergebenen Gatten. Gleich nach dem Essen zog sich Mrs. Inglethorp wieder in ihr Boudoir zurück.

«Lass mir den Kaffee hier servieren, Mary», rief sie. «Ich habe nur noch fünf Minuten, bis die Post abgeholt wird.»

Cynthia und ich setzten uns an das offene Fenster des Salons. Mrs. Cavendish brachte uns unseren Kaffee. Sie wirkte aufgeregt.

«Wollt ihr jungen Leute etwas Licht oder genießt ihr das Zwielflicht?», fragte sie. «Bringst du Mrs. Inglethorp ihren Kaffee, Cynthia? Ich schenke ihn schon mal ein.»

«Bemühe dich nicht, Mary», sagte Mr. Inglethorp. «Ich werde ihn Emily bringen.» Er goss eine Tasse ein und trug sie vorsichtig aus dem Zimmer.

Lawrence folgte ihm und Mrs. Cavendish gesellte sich zu uns.

Eine Zeit lang saßen wir schweigend beisammen. Es war eine herrliche Nacht, warm und still. Mrs. Cavendish fächelte sich mit einem Palmwedel frische Luft zu. «Es ist fast zu heiß», murmelte sie. «Wir werden ein Gewitter bekommen.»

Ach, leider sind solche Zeiten der Harmonie immer nur von kurzer Dauer! Mein Paradies wurde durch den Klang einer wohl bekannten und herzlich verhassten Stimme aus der Eingangshalle brutal zerstört.

«Doktor Bauerstein!», rief Cynthia aus. «Was für eine seltsame Zeit für einen Besuch.»

Ich sah eifersüchtig kurz zu Mrs. Cavendish hinüber, aber sie schien völlig unbeeindruckt und die zarte Blässe ihrer Wangen veränderte sich nicht.

Einige Augenblicke später führte Alfred Inglethorp den Doktor herein, der lachend behauptete, er befände sich nicht in einer salonfähigen Aufmachung. Er bot auch wirklich einen traurigen Anblick, weil er buchstäblich von oben bis unten mit Schlamm bespritzt war.

«Was haben Sie denn nur angestellt, Herr Doktor?», rief Mrs. Cavendish.

«Bitte entschuldigen Sie vielmals», sagte der Doktor. «Ich hatte wirklich nicht vor, hereinzukommen, aber Mr. Inglethorp bestand darauf.»

«Na, Bauerstein, Sie sehen ja höchst bedauernswert aus», sagte John, der gerade aus der Halle hereinkam. «Trinken Sie eine Tasse Kaffee und erzählen Sie uns, was Sie angestellt haben.»

«Danke, gern.» Lachend erzählte er, wie er eine sehr seltene Farnart an einer unzugänglichen Stelle entdeckt hatte. Bei seinen Bemühungen, sie zu pflücken, hatte er den Halt verloren und war schmachvoll in einen Teich gerutscht.

«Die Sonne trocknete mich bald», fuhr er fort, «aber leider ist mein Aufzug nicht gerade gesellschaftsfähig.»

In diesem Moment rief Mrs. Inglethorp Cynthia zu sich und das Mädchen lief raus in die Halle.

«Bring doch eben rasch meinen Aktenkoffer nach oben, meine Liebe. Ich will ins Bett gehen.»

Die Tür zur Eingangshalle stand weit offen. Als Cynthia aufstand, hatte ich mich ebenfalls erhoben, und John stand neben mir. Es gab deshalb drei Zeugen, die beschwören konnten, dass Mrs. Inglethorp ihre noch volle Kaffeetasse in der Hand hielt. Mir war der Abend durch die Anwesenheit von Doktor Bauerstein total verdorben worden. Es schien so, als ob der Mann überhaupt nicht mehr gehen wollte. Aber dann stand er schließlich doch auf und ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

«Ich begleite Sie noch bis zum Dorf», sagte Mr. Inglethorp.

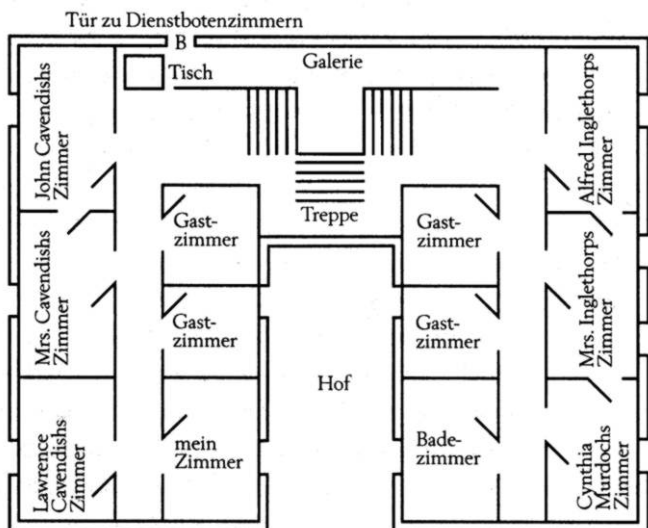
«Ich muss mit unserem Verwalter noch etwas wegen der Abrechnungen besprechen.» Er wandte sich an John. «Ihr braucht deshalb nicht aufzubleiben. Ich nehme den Hausschlüssel mit.»

Drittes Kapitel

Die Nacht der Tragödie

D amit der folgende Teil meiner Erzählung verständlicher wird, füge ich einen Plan des ersten Stockwerks des Herrenhauses bei.

Zu den Dienstbotenzimmern gelangt man durch die Tür B. Sie sind vom rechten Flügel aus nicht erreichbar, wo sich die Zimmer der Inglethorps befanden.



Mir erschien es wie mitten in der Nacht, als Lawrence Cavendish mich weckte. Er hielt eine Kerze in der Hand,

und sein aufgeregter Gesichtsausdruck verriet mir gleich, dass etwas Schlimmes geschehen war.

«Was ist los?», fragte ich, setzte mich im Bett auf und versuchte, Ordnung in meine verwirrten Gedanken zu bringen.

«Wir befürchten, dass unsere Mutter ernstlich erkrankt ist. Sie hat offensichtlich eine Art Anfall. Unglücklicherweise hat sie sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.»

«Ich komme sofort.»

Ich sprang aus dem Bett, schlüpfte in meinen Morgenmantel und folgte Lawrence über den Flur und die Galerie in den rechten Flügel des Hauses.

John Cavendish schloss sich uns an und ein oder zwei Diensthofen standen herum und wirkten schrecklich aufgereggt.

Lawrence wandte sich an seinen Bruder: «Was sollen wir deiner Meinung nach tun?»

Niemals, so dachte ich, hatte sich die Unentschlossenheit seines Charakters deutlicher gezeigt.

John rüttelte heftig an der Klinke von Mrs. Inglethorps Tür, aber ohne Erfolg. Die Tür war von innen offensichtlich verschlossen oder verriegelt. Mittlerweile waren alle im Haus geweckt worden. Aus dem verschlossenen Zimmer drangen höchst erschreckende Geräusche. Es musste unbedingt etwas geschehen.

«Versuchen Sie doch durch Mr. Inglethorps Zimmer hineinzukommen», schrie Dorcas. «Ach, die arme gnädige Frau!»

Plötzlich wurde ich gewahr, dass Alfred Inglethorp sich nicht bei uns befand – er war der Einzige, der fehlte. John öffnete die Tür von Alfred Inglethorps Zimmer. Dort war es stockduster, aber Lawrence folgte John mit der Kerze, und in deren schwachem Schein sahen wir,

dass das Bett unberührt war und es keinerlei Anzeichen gab, dass sich jemand in dem Raum aufgehalten hatte.

Wir gingen schnurstracks zur Verbindungstür. Auch sie war von innen verschlossen oder verriegelt. Was nun?

«Ach herrje, Sir», rief Dorcas und rang die Hände. «Was sollen wir nur tun?»

«Wir müssen wohl versuchen, die Tür aufzubrechen. Aber das wird sehr schwierig werden. Eines der Hausmädchen soll runterlaufen und Baily wecken, damit er sofort Dr. Wilkins holen geht. Also, dann lasst uns die Tür aufbrechen! Doch Moment mal, gibt es nicht noch eine Tür zu Cynthias Zimmer?»

«Ja, Sir, aber die ist immer verriegelt. Die war noch nie auf.»

«Wir sollten trotzdem nachsehen.»

Er rannte rasch den Flur entlang zu Cynthias Zimmer. Mrs. Cavendish war dort und schüttelte das Mädchen – die einen ungewöhnlich festen Schlaf haben musste –, um sie aufzuwecken.

Wenige Augenblicke später war John zurück.

«Geht nicht, die ist auch verschlossen. Wir müssen die Tür aufbrechen. Ich glaube, die hier ist ein bisschen weniger stabil als die im Flur.»

Wir warfen uns mit voller Wucht gegen die Tür. Der Türrahmen war aus massivem Holz und widerstand unseren Anstrengungen lange, doch schließlich merkten wir, wie die Tür nachgab, und dann gab es einen gewaltigen Krach und sie brach auf.

Wir stolperten gemeinsam hinein, Lawrence hielt immer noch die Kerze in der Hand. Mrs. Inglethorp lag auf ihrem Bett, ihr ganzer Körper wurde von heftigen Krämpfen geschüttelt, durch die sie auch den Tisch neben sich umgestoßen haben musste. Doch als wir eindrangten, erschlafften ihre Glieder und sie fiel rücklings in die Kissen.

John eilte zur anderen Seite des Zimmers und zündete das Gaslicht an. Er schickte Annie, eins der Hausmädchen, nach unten ins Esszimmer, um Kognak zu holen. Dann ging er ans Bett zu seiner Mutter, während ich die Tür zum Flur entriegelte.

Ich wollte Lawrence gerade vorschlagen, dass ich mich jetzt wohl besser zurückziehen sollte, weil meine Hilfe nicht länger gebraucht wurde, und wandte mich zu ihm um, als mir die Worte auf den Lippen erstarben. Nie zuvor hatte ich auf dem Gesicht eines Mannes einen solchen Ausdruck des Grauens gesehen. Er war kreidebleich, die Kerze in seiner zitternden Hand tropfte auf den Teppich und seine schreckerfüllten Augen starrten gebannt auf einen Punkt über meinem Kopf an der gegenüberliegenden Wand. Es war, als hätte er etwas gesehen, das ihn in Stein verwandelt hatte. Instinktiv folgte mein Blick der gleichen Richtung, aber ich konnte nichts Ungewöhnliches sehen. Die immer noch schwach glimmende Asche im Kamin und die streng ausgerichteten Nippes auf dem Kaminsims waren gewiss absolut harmlos.

Die Heftigkeit von Mrs. Inglethorps Anfall schien nachzulassen, sie vermochte kurze Satzketten hervorzustoßen.

«Jetzt besser – so plötzlich – dumm von mir – mich einzuschließen.»

Ein Schatten fiel über das Bett, und als ich aufsaß, erblickte ich neben der Tür Mrs. Cavendish, die den Arm um Cynthia gelegt hatte. Anscheinend stützte sie das Mädchen, das völlig verstört aussah, ganz verändert. Ihr Gesicht war stark gerötet, und sie gähnte immer wieder.

«Die arme Cynthia hat solche Angst», sagte Mrs. Cavendish mit ihrer tiefen, klaren Stimme. Ich bemerkte, dass sie ihren weißen Bauernkittel trug. Dann war es wohl schon später, als ich gedacht hatte. Ich sah einen schma-

len Streifen Tageslicht durch die Vorhänge fallen und dass die Uhr auf dem Kaminsims fast fünf Uhr zeigte.

Ein erstickter Aufschrei vom Bett ließ mich zusammenzucken. Eine neuer Anfall hatte die unglückliche alte Dame gepackt. Die Krämpfe waren von schrecklicher Heftigkeit. Alle im Zimmer rannten wild durcheinander. Wir drängten uns um sie, unfähig zu helfen oder die Schmerzen zu lindern. Ein letzter Krampf hob sie vom Bett, bis es schien, als stütze sie sich nur auf ihren Kopf und ihre Fersen, ihr ganzer Körper bog sich auf schier unvorstellbare Weise. Vergeblich versuchten John und Mary, ihr mehr Kognak einzuflößen. Die Zeit raste. Wieder krümmte sich der Körper so schrecklich.

In diesem Augenblick bahnte sich Dr. Bauerstein gebieterisch seinen Weg in das Zimmer. Einen Augenblick lang blieb er wie angewurzelt stehen und starrte auf die Gestalt auf dem Bett, und genau da schrie Mrs. Inglethorp mit erstickter Stimme, die Augen auf den Arzt gerichtet: «Alfred – Alfred –» Dann fiel sie in die Kissen zurück und regte sich nicht mehr.

Mit einem großen Schritt war der Arzt am Bett, ergriff ihre Arme und bewegte sie rhythmisch auf und ab, er wandte, wie ich wusste, künstliche Beatmung an. Er gab den Dienstboten ein paar knappe Anweisungen und scheuchte uns alle mit einer herrischen Geste zur Tür. Wir sahen ihm fasziniert zu, obwohl ich glaube, im tiefsten Herzen wussten wir alle, dass es zu spät war und man jetzt nichts mehr tun konnte. Der Gesichtsausdruck des Arztes verriet mir, dass auch er wenig Hoffnung hatte.

Schließlich ließ er davon ab und schüttelte ernst den Kopf. In diesem Augenblick hörten wir draußen Schritte und Dr. Wilkins, Mrs. Inglethorps korpulenter, übereifriger Hausarzt, kam hereingeeilt.

In wenigen Worten erklärte Dr. Bauerstein, dass er gerade das Parktor passierte, als das Auto herauskam und er

dann, so schnell er konnte, zum Haus hoch gelaufen war, während man mit dem Auto Dr. Wilkins holen fuhr. Mit einer matten Handbewegung wies er auf die Gestalt auf dem Bett.

«Sehr traurig. Sehr traurig», murmelte Dr. Wilkins. «Arme alte Dame. Immer hat sie zu viel gearbeitet – viel zu viel – gegen meinen Rat. Ich habe sie gewarnt. Lassen – Sie – es – leichter – angehen. Aber nein – ihr Einsatz für die gute Sache war zu groß. Die Natur hat sich gewehrt. Hat sich gewehrt.»

Ich bemerkte, dass Dr. Bauerstein den Hausarzt scharf beobachtete. Auch als er sprach, hielt er die Augen auf ihn gerichtet.

«Die Krämpfe waren von einer sonderbaren Heftigkeit, Dr. Wilkins. Ich bedaure, dass Sie sie nicht mit eigenen Augen sehen konnten. Sie waren ähnlich wie beim Tetanus.»

«Ach!» Dr. Wilkins setzte eine wissende Miene auf.

«Ich würde gern unter vier Augen mit Ihnen reden», sagte Dr. Bauerstein. Er drehte sich zu John um. «Sie haben doch nichts dagegen?»

«Nein, selbstverständlich nicht.»

Wir gingen alle hinaus in den Flur und ließen die beiden Ärzte allein. Ich hörte, wie sich hinter uns der Schlüssel im Schloss drehte.

Langsam gingen wir die Treppe hinunter. Ich war völlig aufgewühlt. Ich besitze eine gewisse Begabung für logische Schlussfolgerungen und Dr. Bauersteins Verhalten hatte in meinem Kopf die wildesten Theorien ausgelöst. Mrs. Cavendish legte ihre Hand auf meinen Arm.

«Was ist los? Warum benahm sich Dr. Bauerstein so – sonderbar?»

Ich schaute sie an. «Wissen Sie, was ich denke?»

«Was?»

«Hören Sie!» Ich sah mich um, die anderen waren außer Hörweite. Ich senkte meine Stimme zu einem Flüstern. «Ich glaube, sie wurde vergiftet! Ich bin sicher, dass Dr. Bauerstein denselben Verdacht hat.»

«Was?» Sie wich zur Wand zurück, die Pupillen ihrer Augen weiteten sich vor Entsetzen. Dann stieß sie plötzlich einen Schrei aus, der mich zusammenfahren ließ, und rief laut: «Nein, nein – das nicht – das nicht!» Sie rannte von mir weg die Treppe hoch. Ich folgte ihr, weil ich fürchtete, sie würde in Ohnmacht fallen. Als ich sie einholte, lehnte sie totenbleich am Geländer. Ungeduldig winkte sie mir wegzugehen.

«Nein, nein – lassen Sie mich allein. Lassen Sie mich einfach ein paar Minuten in Ruhe. Gehen Sie runter zu den anderen.»

Zögernd gehorchte ich ihr. John und Lawrence waren im Esszimmer und ich gesellte mich zu ihnen. Wir schwiegen, aber ich denke, ich sprach für uns alle, als ich schließlich das Schweigen brach. «Wo ist Mr. Inglethorp?»

John schüttelte den Kopf. «Er ist nicht im Haus.»

Unsere Blicke trafen sich. Wo war Alfred Inglethorp? Seine Abwesenheit war rätselhaft und unerklärlich. Mir fielen Mrs. Inglethorps letzte Worte ein. Was bedeuteten sie? Was hätte sie uns noch sagen können, wenn sie die Zeit gehabt hätte?

Schließlich hörten wir die beiden Ärzte die Treppe herunterkommen. Dr. Wilkins sah wichtig und aufgeregt aus und bemühte sich, seine innere Erregung hinter gezieltem ruhigem Verhalten zu verbergen. Dr. Bauerstein blieb im Hintergrund, sein ernstes bärtiges Gesicht blieb unverändert. Dr. Wilkins sprach für beide. Er wandte sich an John:

«Mr. Cavendish, ich hätte gern Ihre Zustimmung zu einer Obduktion.»

«Ist das notwendig?», fragte John eindringlich. Ein schmerzliches Zucken flog über sein Gesicht.

«Unbedingt», sagte Dr. Bauerstein.

«Sie wollen damit sagen...?»

«Dass weder Dr. Wilkins noch ich unter diesen Umständen einen Totenschein ausstellen können.»

John neigte den Kopf.

«In diesem Fall bleibt mir nichts übrig als zuzustimmen.»

«Vielen Dank», sagte Dr. Wilkins rasch. «Wir schlagen vor, dass sie morgen Abend stattfindet – vielmehr heute Abend.» Er warf einen Blick zum Fenster. «Unter diesen Umständen lässt sich eine gerichtliche Untersuchung der Todesursache kaum vermeiden. Diese Formalitäten sind nötig, aber ich bitte Sie, machen Sie sich deshalb keine Sorgen.»

Es gab eine Pause, dann zog Dr. Bauerstein zwei Schlüssel aus seiner Tasche und reichte sie John.

«Das sind die Schlüssel zu den zwei Zimmern. Ich habe sie abgeschlossen und meiner Ansicht nach sollten sie momentan auch verschlossen bleiben.»

Die Ärzte verabschiedeten sich und gingen.

Mir war eine Idee gekommen und ich fand, dass nun die Zeit gekommen war, darüber zu sprechen. Ich zögerte dennoch etwas, denn ich wusste, dass John jede Art von Publicity verabscheute. Er war ein unbekümmerter Optimist, der allen Scherereien möglichst aus dem Weg ging. Es könnte also schwierig werden, ihn von der Vernünftigkeit meines Plans zu überzeugen. Da Lawrence der weniger konventionelle und phantasievollere war, meinte ich mit ihm als Verbündeten rechnen zu können. Zweifellos war jetzt der Augenblick gekommen, wo ich die Führung übernehmen musste.

«John, ich möchte dich etwas fragen.»

«Ja?»

«Erinnerst du dich, dass ich dir mal von meinem Freund Poirot erzählt habe? Der Belgier, der hier wohnt? Er war vor dem Krieg ein außerordentlich berühmter Detektiv.»

«Und?»

«Ich möchte, dass du mir gestattest, ihn zu engagieren – damit er diese Angelegenheit untersucht.»

«Was – jetzt? Vor der Obduktion?»

«Ja, Zeit ist wichtig – falls – falls da etwas Übles im Spiel ist.»

«Blödsinn!», schrie Lawrence wütend. «Meiner Meinung nach bildet sich Bauerstein das alles ein! Wilkins hätte an so was nicht im Traum gedacht, bis Bauerstein es ihm in den Kopf gesetzt hat. Wie alle diese Wissenschaftler hat dieser Bauerstein einen Tick. Gifte sind sein Steckenpferd, also wittert er sie natürlich überall.»

Ich muss gestehen, dass mich Lawrence' Einstellung überraschte. Selten hatte er sich so heftig zu irgendetwas geäußert.

John zögerte. «Mir geht es da anders als dir, Lawrence», sagte er schließlich. «Ich möchte Hastings gern freie Hand geben, obwohl ich gern noch etwas warten würde. Wir wollen ja keinen unnötigen Skandal heraufbeschwören.»

«Nein, nein», rief ich eifrig, «ihr braucht davor keine Angst zu haben. Poirot ist die Diskretion in Person.»

«Also gut, dann handle so, wie du es für richtig erachtest. Ich überlasse es dir. Aber wenn es so ist, wie wir vermuten, dann liegt der Fall klar genug. Gott möge mir verzeihen, wenn ich ihm Unrecht tue.»

Ich sah auf meine Uhr. Es war sechs. Ich war entschlossen, keine Zeit zu verlieren.

Doch ich gestattete mir fünf Minuten Verzögerung. Ich suchte so lange in der Bibliothek, bis ich ein medizinisches Buch fand, das die Beschreibung einer Strychninvergiftung enthielt.

Viertes Kapitel

Poirot untersucht den Fall

Das Haus, in dem die Belgier im Dorf wohnten, lag ganz in der Nähe des Parktors. Man konnte den Weg dorthin abkürzen, indem man nicht die Auffahrt entlangging, sondern einem schmalen Pfad durch das hohe Gras folgte. Also ging ich dort entlang. Ich hatte das Pfortnerhaus fast erreicht, als ich einen Mann auf mich zulaufen sah. Es war Mr. Inglethorp. Wo war er gewesen? Welche Erklärung hatte er für seine Abwesenheit?

Aufgeregt sprach er mich an.

«Mein Gott! Das ist ja schrecklich! Meine arme Frau! Ich habe es eben erst erfahren.»

«Wo sind Sie gewesen?», fragte ich.

«Denby hat mich gestern lange aufgehalten. Es war schon ein Uhr, als wir fertig waren, und dann merkte ich, dass ich den Hausschlüssel vergessen hatte. Ich wollte nicht das ganze Haus aufwecken, deshalb habe ich bei Denby übernachtet.»

«Wie haben Sie die Neuigkeit erfahren?»

«Wilkins weckte Denby, um es ihm mitzuteilen. Meine arme Emily! Sie hat sich so aufgeopfert – so ein edler Mensch! Sie überschätzte ihre Kräfte.»

Eine Aufwallung von Ekel erfüllte mich. Was war dieser Mann doch für ein vollendeter Heuchler!

«Ich muss mich beeilen», sagte ich und war erleichtert, dass er mich nicht nach meinem Ziel fragte.

Wenige Minuten später klopfte ich an die Tür von Leastways Cottage.

Da niemand darauf reagierte, klopfte ich voller Ungeduld noch einmal. Über mir wurde vorsichtig ein Fenster geöffnet und Poirot höchstpersönlich schaute heraus.

Bei meinem Anblick entfuhr ihm ein Ausruf des Erstaunens. Mit wenigen kurzen Worten beschrieb ich ihm die Tragödie und bat um seine Hilfe.

«Warten Sie mein Freund, ich werde Sie hereinlassen und Sie erzählen mir alles, während ich mich ankleide.»

Schon nach wenigen Augenblicken hatte er die Tür entriegelt, und ich folgte ihm hinauf in sein Zimmer. Dort komplimentierte er mich in einen Sessel, und dann erzählte ich ihm die ganze Geschichte, hielt nichts zurück und vergaß keine auch noch so geringfügige Kleinigkeit, während er sorgfältig und bedächtig mit seiner Toilette beschäftigt war.

Ich berichtete, wie ich aufgewacht war, von Mrs. Inglethorps letzten Worten, von der Abwesenheit ihres Ehemannes, von der Unterhaltung zwischen Mary und ihrer Schwiegermutter, von der ich Satzketzen aufgeschnappt hatte, von dem schon etwas zurückliegenden Streit zwischen Mrs. Inglethorp und Evie Howard und deren versteckten Anspielungen.

Leider drückte ich mich nicht so klar und präzise aus, wie ich es gern getan hätte. Ich wiederholte mich mehrere Male und musste manchmal eine ausgelassene Einzelheit nachtragen. Poirot lächelte freundlich.

«Die Gedanken sind verwirrt? Nicht wahr? Lassen Sie sich Zeit, *mon ami*. Sie sind erregt, Sie sind aufgebracht – das ist ganz natürlich. Wenn Sie sich beruhigt haben, werden wir die Tatsachen ordentlich sortieren und in die

richtige Reihenfolge bringen. Wir werden sie prüfen und eliminieren. Die wichtigen Dinge suchen wir heraus, die unwichtigen – *paff!*», er verzog sein Gesicht und stieß auf eine drollige Art die Luft raus – «pusten wir einfach weg!»

«Das ist ja alles schön und gut», widersprach ich, «aber woher wollen Sie wissen, was wichtig ist und was nicht? Das erscheint mir sehr schwierig.»

Poirot schüttelte energisch den Kopf. Er zwirbelte nun mit großer Sorgfalt seinen Schnurrbart.

«Nicht doch. *Voyons!* Eine Tatsache führt zur nächsten – und so machen wir weiter. Passt die nächste dazu? Ja – *merveilleux!* Gut! Wir können weitermachen. Dieser nächste kleine Fakt – nein! Ah, das ist aber seltsam! Da fehlt etwas – ein Glied der Kette fehlt. Wir überprüfen alles. Wir suchen es. Und dieses möglicherweise unbedeutende Detail, das einfach nicht dazu passen will, das tun wir hier hin!» Er machte eine überschwängliche Handbewegung. «Es ist wichtig! Es ist entscheidend!»

«Äh ja...»

«Ah!» Poirot fuchtelte mit dem Zeigefinger so heftig vor meiner Nase herum, dass ich zurückwich. «Achtung! Schande über den Detektiv, der sagt: «Das ist so geringfügig – das hat keine Bedeutung. Es passt einfach nicht. Ich werde es vergessen.» Das führt zu Verwirrung! Alles ist wichtig.»

«Ich weiß. Das haben Sie schon immer gesagt. Deshalb habe ich ja auch alle Einzelheiten erzählt, ganz gleich, ob sie mir wichtig oder unwichtig erschienen.»

«Und ich bin mit Ihnen sehr zufrieden. Sie haben ein gutes Gedächtnis und Sie haben mir die Tatsachen wahrheitsgetreu berichtet. Über die Reihenfolge, in der Sie sie erzählten, schweige ich – die war wirklich mangelhaft. Aber ich will Ihnen zugute halten, dass Sie erschüttert sind. Diesem Umstand schreibe ich auch die Tatsache zu,

dass Sie eine Sache von enormer Bedeutung ausgelassen haben.»

«Was wäre das?», fragte ich.

«Sie haben mir nicht gesagt, ob Mrs. Inglethorp gestern gut zu Abend gegessen hat.»

Ich starrte ihn an. Bestimmt hatte der Verstand des kleinen Mannes durch den Krieg gelitten. Er war gerade mit dem Abbürsten seines Jacketts beschäftigt und schien völlig in diese Tätigkeit versunken.

«Ich kann mich nicht mehr erinnern», sagte ich. «Außerdem sehe ich nicht, was...»

«Das sehen Sie nicht? Aber das ist außerordentlich wichtig.»

«Ich wüsste nicht, warum», sagte ich ziemlich pikiert. «Soweit ich mich erinnere, aß sie nicht viel. Sie war ganz offensichtlich aufgebracht und hatte deshalb keinen Appetit. Das war doch nur natürlich.»

«Ja», sagte Poirot nachdenklich, «das war nur natürlich.»

Er öffnete eine Schublade, nahm eine kleine Aktentasche heraus und drehte sich wieder zu mir um.

«Jetzt bin ich fertig. Wir werden zum *château* gehen und uns alles an Ort und Stelle ansehen. Entschuldigen Sie, *mon ami*, Sie haben sich in Eile angekleidet und Ihre Krawatte sitzt schief. Gestatten Sie.» Mit einer geschickten Bewegung rückte er sie gerade.

«*Pa y est!* So, können wir?»

Wir eilten durch das Dorf und bogen beim Parktor ab. Poirot blieb einen Augenblick lang stehen und ließ seinen Blick traurig über den schönen Park schweifen, in dem noch der Morgentau funkelte.

«So herrlich, so schön, aber da gibt es die bedauernswerte Familie, in tiefe Trauer gestürzt, vom Kummer gebeugt.»

Er betrachtete mich während dieser Worte aufmerksam und ich merkte, wie ich unter diesem anhaltenden Blick rot wurde.

War die Familie vom Kummer gebeugt? War ihre Trauer über Mrs. Inglethorps Tod so tief? Da erst wurde mir bewusst, dass im Haus keine Trauer geherrscht hatte. Die Tote hatte nicht die Gabe besessen, bei anderen Liebe zu erwecken. Ihr Tod war ein Schock und ein Unglück, aber sie würde nicht leidenschaftlich betrauert werden.

Poirot schien meinen Gedanken gefolgt zu sein. Er nickte ernst.

«Nein, Sie haben Recht, es ist nicht so, als gäbe es da Blutsbande. Sie war freundlich und großzügig zu diesen Cavendishes, aber sie war nicht ihre richtige Mutter. Blutsbande sind verräterisch – denken Sie immer daran – Blutsbande sind verräterisch.»

«Poirot, ich wünschte, Sie würden mir sagen, warum Sie wissen wollten, ob Mrs. Inglethorp gestern Abend viel gegessen hat. Ich grübele und grübele, aber ich sehe keinen Zusammenhang mit dem, was passiert ist.»

Er schwieg, während wir weitergingen, und sagte schließlich: «Ich werde es Ihnen sagen, obwohl Sie ja wissen, dass es meine Gewohnheit ist, Erklärungen erst am Ende eines Falles abzugeben. Die momentane Streitfrage ist doch, ob Mrs. Inglethorp an einer Strychninvergiftung gestorben ist und dass ihr das Gift wahrscheinlich im Kaffee verabreicht wurde.»

«Ja?»

«Um wie viel Uhr wurde denn der Kaffee serviert?»

«So gegen acht.»

«Dann hat sie ihn also zwischen acht und halb neun getrunken – bestimmt nicht später. Aber Strychnin ist ein ziemlich schnell wirkendes Gift. Die Wirkung wäre rasch

eingetreten, wahrscheinlich eine Stunde später. Doch bei Mrs. Inglethorp zeigten sich die Symptome erst um fünf Uhr am nächsten Morgen: neun Stunden später! Wenn sie nun zur selben Zeit mit dem Gift eine schwere Mahlzeit eingenommen hätte, wäre die Wirkung zwar verzögert worden, aber wohl kaum in diesem Ausmaß. Doch die Möglichkeit muss immerhin in Betracht gezogen werden. Nach Ihrer Beobachtung aß sie am Abend aber nur sehr wenig – und trotzdem zeigten sich die Symptome erst am nächsten Morgen! Das ist doch wirklich höchst sonderbar, mein Freund. Vielleicht kann die Autopsie ja eine Erklärung dafür liefern. In der Zwischenzeit werden wir es im Gedächtnis behalten.»

Als wir uns dem Haus näherten, kam John uns entgegen. Er sah müde und verhärtet aus.

«Das ist eine ganz schreckliche Angelegenheit, Monsieur Poirot. Hastings hat Ihnen bereits deutlich gemacht, dass wir in der Angelegenheit möglichst kein Aufsehen wollen?»

«Das verstehe ich völlig.»

«Sie sehen ja, bisher ist es nur ein Verdacht. Wir haben keinerlei Beweise.»

«Ich verstehe. Eine reine Vorsichtsmaßnahme.»

John wandte sich mir zu, holte ein Zigarettenetui hervor und zündete sich eine Zigarette an.

«Du weißt bereits, dass Inglethorp zurück ist?»

«Ja. Ich habe ihn getroffen.»

John schnippte das Streichholz auf das Blumenbeet neben uns. So etwas konnte Poirot nicht mit ansehen. Er hob es auf und verscharfte es sorgsam.

«Ich weiß überhaupt nicht, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll.»

«Diese Unsicherheit wird bald zu Ende sein», kündigte Poirot an.

John sah verwirrt drein, er verstand nicht, was sich hinter diesen rätselhaften Worten verbarg. Er händigte mir die zwei Schlüssel aus, die Bauerstein ihm gegeben hatte.

«Zeig Monsieur Poirot alles, was er sehen will.»

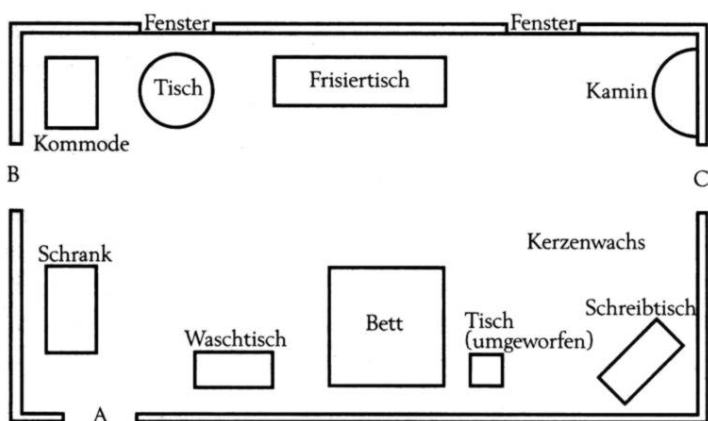
«Sind die Zimmer abgeschlossen?», fragte Poirot.

«Dr. Bauerstein fand das ratsam.»

Poirot nickte nachdenklich.

«Dann ist er sich seiner Sache sehr sicher. Na, das vereinfacht die Dinge für uns.»

Wir gingen zusammen zu dem Zimmer, in dem sich die Tragödie abgespielt hatte. Zur allgemeinen Verständlichkeit füge ich einen Plan des Zimmers und seiner wichtigsten Möbelstücke bei.



Mrs. Inglethorpes Schlafzimmer

A Tür zum Korridor

B Tür zu Mr. Inglethorpes Zimmer

C Tür zu Cynthia's Zimmer

Poirot schloss die Tür von innen ab und begann mit einer peinlich genauen Untersuchung. Er bewegte sich mit der Behändigkeit eines Grashüpfers von einem Gegenstand zum nächsten. Ich blieb bei der Tür stehen, da ich be-

fürchtete, mögliche vorhandene Hinweise zu verwischen. Doch Poirot schien mir für meine Vorsicht nicht dankbar zu sein.

«Was haben Sie denn, mein Freund? Warum bleiben Sie da stehen wie ein – äh, wie sagt man? – ah ja, wie festgenagelt?»

Ich erklärte ihm, dass ich befürchtete, irgendwelche vorhandenen Fußspuren zu verwischen.

«Fußspuren? Was für ein Gedanke! Hier ist doch schon eine ganze Armee durchmarschiert! Welche Fußspuren könnte man da wohl noch finden? Nein, kommen Sie näher und helfen Sie mir bei meiner Suche. Ich stelle meine kleine Tasche jetzt ab, bis ich sie brauche.»

Er legte sie dann auf den runden Tisch am Fenster, aber das war unklug, denn die Platte lag nur lose auf und der Aktenkoffer fiel zu Boden.

«*Et voilà une table!*», rief Poirot aus. «Ach, mein Freund, da lebt man nun in einem großen Haus und hat doch so wenig Komfort!»

Nach dieser tiefsinnigen Anmerkung setzte er seine Suche fort. Als Nächstes widmete er seine Aufmerksamkeit einem kleinen violetten Aktenkoffer, der mit dem Schlüssel im Schloss auf dem Schreibtisch stand. Er zog den Schlüssel aus dem Schloss und reichte ihn mir zur genaueren Inspektion. Ich konnte jedoch nichts Auffälliges daran feststellen. Es war ein ganz normaler Sicherheitsschlüssel, durch den ein Stückchen verbogener Draht gezogen war.

Danach untersuchte er den Rahmen der Tür, durch die wir eingedrungen waren, und vergewisserte sich, dass sie verriegelt gewesen war. Dann ging er zu der Tür gegenüber, die in Cynthias Zimmer führte. Diese Tür war auch verriegelt, wie ich bereits festgestellt hatte. Er machte sie jedoch mehrmals auf und zu und gab sich dabei größte Mühe, auch das noch so kleinste Geräusch zu vermeiden.

Plötzlich schien etwas am Riegel selbst seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er untersuchte ihn sorgfältig, zog dann geschickt eine Pinzette aus seinem Köfferchen und holte damit einen winzigen Gegenstand hervor, den er sorgfältig in ein kleines Kuvert tat, das er zuklebte.

Auf der Kommode stand ein Tablett mit einem Spirituskocher und einem kleinen Topf, dessen Boden von einer dunklen Flüssigkeit bedeckt war. Daneben stand auf einer Untertasse eine leere Tasse, aus der getrunken worden war.

Ich wunderte mich, wie ich so unaufmerksam hatte sein können und das übersehen hatte. Das hier war ein wertvoller Hinweis. Poirot tauchte seinen Finger behutsam in die Flüssigkeit und kostete vorsichtig. Er zog eine Grimasse.

«Kakao – mit – Rum, denke ich.»

Er wandte sich nun dem Durcheinander auf dem Fußboden zu, wo der Tisch neben dem Bett umgestürzt war. Eine Leselampe, ein paar Bücher, Streichhölzer, ein Schlüsselbund und die Scherben einer Kaffeetasse lagen durcheinander.

«Ach, das ist aber merkwürdig», sagte Poirot.

«Ich muss gestehen, dass mir hier nichts besonders Merkwürdiges auffällt.»

«Nein? Schauen Sie doch nur die Lampe an – der Zylinder ist an zwei Stellen zerbrochen. Die Scheiben liegen so, wie sie gefallen sind. Aber sehen Sie dort, die Kaffeetasse ist in winzigste Scherben zerstampft.»

«Hm», sagte ich müde, «wahrscheinlich ist jemand draufgetreten.»

«Sehr richtig.» Poirots Stimme klang sonderbar. «Jemand ist draufgetreten.»

Dann erhob er sich von den Knien und ging langsam hinüber zum Kamin, wo er stehen blieb und geistesabwe-

send die Nippesgegenstände gerade rückte – wie es seine Angewohnheit war, wenn er sich aufregte.

«*Mon ami*», er drehte sich zu mir um, «jemand trat auf die Tasse, zertrat sie fast zu Staub, und der Grund dafür war entweder die Tatsache, dass sie Strychnin enthielt oder – und das wäre viel schlimmer – weil sie kein Strychnin enthielt.»

Ich antwortete nicht. Ich war verwirrt, aber ich wusste, dass es keinen Zweck hatte, ihn um eine Erklärung zu bitten. Gleich darauf fuhr er mit seinen Untersuchungen fort. Er hob den Schlüsselbund vom Boden auf, ließ die Schlüssel durch seine Finger gleiten und wählte schließlich einen hell glänzenden aus, mit dem er das Schloss des violetten Aktenkoffers zu öffnen versuchte. Er passte und Poirot öffnete den Koffer, doch nach kurzem Zögern machte er ihn zu, verschloss ihn wieder und ließ den Schlüsselbund zusammen mit dem Schlüssel, der vorhin im Schloss gesteckt hatte, in seine Tasche gleiten.

«Ich bin nicht berechtigt, diese Papiere zu durchsuchen. Aber man sollte das unbedingt tun, und zwar gleich.»

Danach untersuchte er sorgfältig die Schubladen des Waschtischs. Als er zu dem linken Fenster ging, erregte ein runder dunkelbrauner, kaum sichtbarer Fleck sein besonderes Interesse. Er kniete sich nieder und untersuchte ihn eingehend – ja, er roch sogar daran.

Schließlich goss er ein paar Tropfen Kakao in ein Reagenzröhrchen und verschloss es vorsichtig. Als Nächstes holte er sein kleines Notizbuch heraus.

«In diesem Zimmer haben wir sechs interessante Dinge gefunden», sagte er, während er eifrig schrieb. «Soll ich sie aufzählen oder wollen Sie das tun?»

«Oh, Sie», erwiderte ich rasch.

«Also gut. Erstens, eine Kaffeetasse wurde in winzig kleine Scherben zertreten, zweitens, ein Aktenkoffer mit

einem Schlüssel im Schloss, drittens, ein Fleck auf dem Fußboden.»

«Der kann doch auch schon älter sein», warf ich ein.

«Nein, denn er ist noch feucht und riecht nach Kaffee. Viertens, ein kleiner grüner Stofffetzen – nur ein oder zwei Fäden, aber erkennbar.»

«Aha!», rief ich. «Das war es, was Sie in den Umschlag getan haben.»

«Ja. Es kann sich natürlich herausstellen, dass es sich dabei um Fädchen von Mrs. Inglethorps eigenen Kleidern handelt, dann ist das ganz bedeutungslos. Das werden wir sehen. Fünftens – dies hier!» Mit einer theatralischen Geste wies er auf den großen Wachsleck auf dem Teppich vor dem Schreibtisch. «Der kann erst nach dem gestrigen Tag dorthin gekommen sein, denn ein gutes Stubenmädchen hätte ihn sofort mit Löschpapier und einem heißen Bügeleisen entfernt. Einer meiner besten Hüte war einmal – aber das gehört nicht zur Sache.»

«Höchstwahrscheinlich ist es gestern Abend (heute Morgen?) passiert. Wir waren alle sehr aufgeregt. Oder vielleicht hat Mrs. Inglethorp selbst ihre Kerze fallen lassen.»

«Sie haben nur eine Kerze in das Zimmer gebracht?»

«Ja. Lawrence Cavendish hielt sie in der Hand. Aber er war furchtbar durcheinander. Es war, als ob er hier etwas gesehen hätte» – ich zeigte auf das Kaminsims – «woraufhin er vor Schreck erstarrte.»

«Das ist interessant», sagte Poirot schnell. «Ja, das wäre gut möglich.» Sein Blick glitt über die gesamte Breite der Wand. «Aber dieser große Fleck stammt nicht von seiner Kerze, denn Sie sehen ja, das hier ist weißes Wachs, doch Monsieur Lawrence' Kerze, die immer noch auf dem Frisiertisch steht, ist rosa. Mrs. Inglethorp hatte aber keinen Leuchter im Zimmer, nur eine Leselampe.»

«Und was schließen Sie daraus?»

Doch darauf gab mein Freund nur die ärgerliche Antwort, dass ich doch meinen eigenen Verstand gebrauchen sollte.

«Und der sechste Punkt? Wahrscheinlich ist das der Rest Kakao.»

«Nein», sagte Poirot nachdenklich. «Ich hätte das in meinen sechsten Punkt mit einbeziehen können, aber ich habe das nicht getan. Nein, den sechsten Punkt werde ich vorläufig für mich behalten.»

Er sah sich im Zimmer rasch um. «Hier gibt es meiner Meinung nach nichts mehr zu tun, außer →» er betrachtete den Ascherest im Kamin lange mit ernstem Gesicht. «Das Feuer brennt – und es zerstört – aber vielleicht haben wir Glück – da könnte – schauen wir mal nach!»

Er ließ sich geschickt auf die Knie nieder und durchsuchte nun vorsichtig die Asche. Plötzlich stieß er einen leisen Schrei des Erstaunens aus.

«Die Pinzette, Hastings!»

Ich gab sie ihm rasch und geschickt fischte er ein kleines Stück halb verkohltes Papier heraus.

«Na bitte, *mon ami*. Was sagen Sie nun?»

Ich betrachtete den Papierfetzen.

Dies hier ist die exakte Wiedergabe: *ment*

Ich war verwirrt. Das Papier war ungewöhnlich dick, es war kein gewöhnliches Notizpapier. Plötzlich hatte ich eine Idee.

«Poirot!», rief ich. «Das ist ein Teil eines Testaments!»

«Sehr richtig.»

Ich sah ihn scharf an. «Sie sind nicht überrascht?»

«Nein», sagte er ernst. «Ich habe das erwartet.»

Ich gab ihm das Stückchen Papier zurück und sah zu, wie er es mit der ihm eigenen Sorgfalt in seine Tasche

steckte. In meinem Kopf drehte sich alles. Was bedeutete diese Komplikation mit dem Testament? Wer hatte es verbrannt? Die Person, die auch die Wachsflücke auf den Boden gemacht hatte? Offensichtlich. Aber wie war sie hereingekommen? Alle Türen waren doch von innen verriegelt gewesen.

«Und jetzt, mein Freund», sagte Poirot energisch, «werden wir gehen. Ich möchte dem Stubenmädchen ein paar Fragen stellen – sie heißt Dorcas, nicht wahr?»

Wir betraten Alfred Inglethorps Zimmer, und Poirot ließ sich Zeit für eine ziemlich eingehende Untersuchung. Nachdem wir beide Türen wieder sorgfältig verschlossen hatten, führte ich ihn hinunter in das Boudoir, das er unbedingt sehen wollte, und machte mich dann auf die Suche nach Dorcas.

Als ich mit ihr zurückkam, war das Boudoir jedoch leer.

«Poirot!», rief ich. «Wo sind Sie?»

«Ich bin hier, mein Freund.»

Er war durch die Terrassentür nach draußen gegangen und schien ganz versunken in die Bewunderung verschieden geformter Blumenbeete.

«Bewundernswert!», murmelte er. «Bewundernswert! Was für eine Symmetrie! Sehen Sie nur diesen Halbmond, diese Rauten – solche vollkommenen Formen erfreuen das Auge. Auch die Anordnung der Pflanzen – einfach vollkommen. Das wurde erst vor kurzem angelegt, nicht wahr?»

«Ja, ich glaube, erst gestern Nachmittag. Aber kommen Sie doch herein – Dorcas ist da.»

«*Eh bien, eh bien!* Gönnen Sie meinen Augen einen Moment der Vollkommenheit.»

«Schon, aber diese Angelegenheit ist wichtiger.»

«Und woher wollen Sie wissen, dass diese Begonien nicht genauso wichtig sind?»

Ich zuckte mit den Achseln. Wenn er solche Argumente anführte, lohnte es sich nicht zu widersprechen.

«Sie sind nicht meiner Meinung? Aber die Möglichkeit besteht. Na gut, ich komme jetzt herein und stelle der guten Dorcas ein paar Fragen.»

Dorcas stand mit gefalteten Händen im Boudoir, die steifen grauen Locken unter der weißen Haube ordentlich frisiert. Sie sah aus wie der Inbegriff eines pflichtbewussten Dienstmädchens von anno dazumal.

Zunächst benahm sie sich Poirot gegenüber ziemlich misstrauisch, aber das hielt nicht lange an. Er rückte ihr einen Sessel zurecht.

«Bitte setzen Sie sich, Mademoiselle.»

«Danke schön, Sir.»

«Sie sind schon viele Jahre bei Mrs. Inglethorp, nicht wahr?»

«Zehn Jahre.»

«Das ist eine lange Zeit. Sie waren Mrs. Inglethorp sehr zugetan, nicht wahr?»

«Sie war immer sehr gut zu mir.»

«Dann haben Sie sicherlich nichts dagegen, mir ein paar Fragen zu beantworten. Mr. Cavendish hat mir dazu seine Erlaubnis gegeben.»

«Gern.»

«Dann möchte ich Sie als Erstes nach den Ereignissen von gestern Nachmittag befragen. Mrs. Inglethorp hatte sich gestritten?»

«Ja. Aber ich glaube, es wäre nicht richtig, wenn ich...»
Dorcas hielt inne.

Poirot sah sie scharf an.

«Meine gute Dorcas, es ist absolut notwendig, dass ich jede Einzelheit dieses Streits erfahre. Haben Sie keine Angst, dass Sie Geheimnisse Ihrer Herrin verraten. Ihre

Herrin ist tot und es ist wichtig, dass wir alles erfahren – um ihren Tod zu rächen. Nichts kann sie wieder lebendig machen, aber falls sie ermordet wurde, können wir wenigstens dafür sorgen, dass der Mörder bestraft wird.»

«Amen», stieß Dorcas hervor. «Ich will ja keine Namen nennen, aber es gibt in diesem Haus einen, den niemand ausstehen kann. Es war ein Unglückstag, als er zum ersten Mal den Fuß über diese Schwelle setzte.»

Poirot wartete, bis sich ihre Entrüstung etwas gelegt hatte, und fuhr dann in geschäftsmäßigem Ton fort: «Zurück zu diesem Streit. Wann haben Sie zuerst davon gehört?»

«Na ja, ich ging gestern gerade zufällig durch die Halle, als →»

«Um wieviel Uhr war das?»

«Das kann ich nicht genau sagen, aber bis zum Tee war es noch eine Weile hin. Vielleicht vier Uhr – oder etwas später. Wie ich schon sagte, ich kam also zufällig vorbei, als ich sehr laute und wütende Stimmen hier drinnen hörte. Ich wollte eigentlich gar nicht lauschen, aber dann... Ich blieb stehen. Die Tür war zu, aber Mrs. Inglethorp redete sehr laut und deutlich und ich konnte genau verstehen, was sie sagte. «Du hast mich belogen und betrogen», sagte sie. Ich konnte nicht verstehen, was Mr. Inglethorp antwortete, denn er sprach leiser als sie, aber dann sagte sie: «Wie kannst du es wagen? Ich habe dir deine Kleidung gekauft und dich ausgehalten! Alles verdankst du mir! Und als Belohnung dafür ziehst du unseren guten Namen in den Schmutz!» Dann konnte ich wieder nichts verstehen, aber danach redete sie weiter: «Nichts, was du noch sagst, kann meinen Entschluss ändern. Ich kenne meine Pflicht. Ich habe meinen Entschluss gefasst. Bilde dir nur nicht ein, dass die Angst vor einem öffentlichen Skandal mich zurückhalten könnte.» Dann dachte ich, sie

würden rauskommen, und deshalb bin ich schnell weggegangen.»

«Sie sind ganz sicher, dass Sie die Stimme von Mr. Inglethorp gehört haben?»

«Aber ja, wer hätte es denn sonst sein sollen?»

«Hm. Und was geschah dann?»

«Später kam ich zurück in die Halle, aber da war alles still. Um fünf läutete Mrs. Inglethorp und wollte, dass ich ihr eine Tasse Tee – aber nichts zu essen – in ihr Boudoir bringe. Sie sah schrecklich aus – ganz blass und aufgeregt – und sagte: «Dorcas, mir ist etwas Schreckliches passiert», und ich sagte: «Das tut mir Leid, gnädige Frau. Bestimmt geht es Ihnen nach einer guten Tasse Tee wieder besser.» Sie hielt etwas in der Hand. Ich weiß nicht, ob es ein Brief oder nur ein Zettel war, aber es war etwas darauf geschrieben, und sie starrte es dauernd an, als könnte sie nicht glauben, was da stand. Sie redete leise mit sich selbst, als ob sie mich vergessen hätte: «Diese wenigen Worte – und nichts ist mehr, wie es war.» Und dann sagte sie zu mir: «Traue niemals einem Mann, Dorcas, das verdienen die Männer nicht!» Ich holte ihr schnell eine Tasse Tee, und sie bedankte sich bei mir und sagte, danach würde es ihr bestimmt wieder besser gehen. «Ich weiß nicht, was ich tun soll», sagte sie. «Ein Eheskandal ist etwas Schreckliches, Dorcas. Am liebsten würde ich alles vertuschen.» In dem Augenblick kam Mrs. Cavendish herein, und sie sagte nichts mehr.»

«Hatte sie den Brief, oder was immer das war, noch in der Hand?»

«Ja.»

«Was hat sie damit wohl nachher gemacht?»

«Das weiß ich nicht, aber wahrscheinlich hat sie ihn in ihren violetten Aktenkoffer eingeschlossen.»

«Hat sie darin immer alle wichtigen Papiere aufbewahrt?»

«Ja. Sie hat ihn jeden Morgen mit heruntergebracht und jeden Abend mit nach oben genommen.»

«Wann hat sie den Schlüssel dazu verloren?»

«Sie vermisste ihn gestern während des Mittagessens und trug mir auf, ich sollte sorgfältig danach suchen. Sie hat sich deshalb sehr aufgeregt.»

«Aber sie besaß einen Ersatzschlüssel?»

«Oh ja, Sir.»

Dorcas sah Poirot sehr aufmerksam an und, ehrlich gesagt, ich auch. Was sollte das alles mit dem verlorenen Schlüssel? Poirot lächelte.

«Lassen Sie nur, Dorcas, es gehört zu meinem Beruf, dass ich bestimmte Dinge weiß. Ist das der verlorene Schlüssel?» Damit zog er aus seiner Tasche den Schlüssel, den er oben im Schloss des Aktenkoffers gefunden hatte.

Dorcas wären fast die Augen aus dem Kopf gefallen.

«Stimmt, Sir, ganz genau. Aber wo haben Sie ihn gefunden? Ich habe überall danach gesucht.»

«Ah, aber er war gestern sicherlich nicht da, wo er heute war. Lassen Sie uns nun kurz zu einem anderen Thema kommen. Besaß Mrs. Inglethorp ein dunkelgrünes Kleid?»

Dorcas war durch die unerwartete Frage sichtlich aus der Fassung gebracht.

«Nein, Sir.»

«Sind Sie sich ganz sicher?»

«Aber ja, Sir.»

«Besitzt sonst jemand im Haus ein grünes Abendkleid?»

Dorcas überlegte. «Miss Cynthia hat ein grünes Abendkleid.»

«Hell- oder dunkelgrün?»

«Hellgrün, es ist aus – ich glaube, man nennt das Chiffon.»

«Schade, das suche ich nicht. Und niemand sonst hat ein grünes Kleidungsstück?»

«Nein, Sir, nicht dass ich wüsste.»

Poirots Gesicht verriet mit keiner Regung, ob er enttäuscht war oder nicht. Er sagte nur: «Gut, lassen wir das und machen wir weiter. Haben Sie irgendeinen Grund zu der Annahme, dass Mrs. Inglethorp gestern Abend ein Schlafmittel genommen hat?»

«Nicht gestern Abend, Sir, da hat sie bestimmt keins genommen, das weiß ich.»

«Weshalb sind Sie sich da so sicher?»

«Weil die Schachtel leer war. Sie nahm das letzte Pulver vor zwei Tagen und sie hat kein neues gekauft.»

«Sind Sie sich da ganz sicher?»

«Aber ja, Sir.»

«Dann wäre das geklärt. Übrigens, hat Mrs. Inglethorp Sie gestern vielleicht irgendwas unterschreiben lassen?»

«Unterschreiben? Nein, Sir.»

«Als Mr. Hastings und Mr. Lawrence gestern Abend nach Hause kamen, trafen sie Mrs. Inglethorp beim Briefeschreiben an. Wahrscheinlich haben Sie keine Idee, an wen diese Briefe gerichtet waren?»

«Leider nein, Sir. Ich war gestern Abend weg. Vielleicht kann Annie es Ihnen sagen, aber sie ist nicht besonders aufmerksam. Sie hat gestern Abend nicht einmal die Kaffeetassen abgeräumt. Wenn ich mich nicht um alles kümmere, geht es hier drunter und drüber.»

Poirot hob die Hand.

«Wenn die Tassen bisher nicht abgeräumt wurden, können sie auch noch ein bisschen länger da rumstehen, Dorcas. Ich möchte sie gern untersuchen.»

«Sehr wohl, Sir.»

«Wann sind Sie denn gestern Abend weggegangen?»

«Gegen sechs, Sir.»

«Danke sehr, Dorcas, das wäre alles, was ich Sie fragen wollte.» Poirot erhob sich und schlenderte zum Fenster. «Ich habe die Blumenbeete vorhin bewundert. Ach, übrigens, wie viele Gärtner arbeiten eigentlich hier?»

«Jetzt nur noch drei. Vor dem Krieg hatten wir fünf, als alles hier noch so in Stand gehalten wurde, wie es sich für so einen vornehmen Landsitz gehört. Ich wünschte nur, Sie hätten es damals sehen können. Das war ein schöner Anblick. Aber jetzt gibt es nur noch den alten Manning und den jungen William und eine neumodische Gärtnerin, die Hosen trägt. Ach, wir leben in furchtbaren Zeiten!»

«Die guten Zeiten werden wiederkehren, Dorcas, wenigstens hoffen wir das. Wären Sie jetzt so freundlich und schicken Annie herein?»

«Ja, Sir, selbstverständlich.»

«Woher wussten Sie, dass Mrs. Inglethorp ein Schlafmittel nahm?», fragte ich neugierig, nachdem Dorcas das Zimmer verlassen hatte. «Und was hat es mit dem verlorenen Schlüssel und dem Zweitschlüssel auf sich?»

«Eins nach dem andern. Das mit dem Schlafmittel wusste ich hierdurch.» Er zog plötzlich eine kleine Schachtel hervor, wie sie in Apotheken verkauft wird.

«Wo haben Sie die gefunden?»

«In der Waschtischschublade in Mrs. Inglethorps Schlafzimmer. Das war die Nummer sechs in meiner Aufzählung.»

«Aber wenn sie vor zwei Tagen das letzte Schlafmittel nahm, hat das doch keine große Bedeutung, oder?»

«Wahrscheinlich nicht, aber fällt Ihnen an dieser Schachtel nichts auf?»

Ich betrachtete sie aufmerksam von allen Seiten. «Nein, eigentlich nicht.»

«Sehen Sie sich mal das Etikett an.»

Ich las aufmerksam, was darauf stand: «Mrs. Inglethorp. Falls erforderlich, ein Pulver vor dem Einschlafen. – Nein, mir fällt nichts auf.»

«Und dass der Name der Apotheke nicht darauf steht?»

«Stimmt, das ist sehr merkwürdig!»

«Haben Sie schon jemals einen Apotheker eine Schachtel verkaufen sehen, auf der nicht der Name der Apotheke stand?»

«Nicht, dass ich mich erinnern könnte.»

Ich war ganz aufgeregt, aber Poirot dämpfte meinen Eifer mit der Bemerkung: «Doch die Erklärung ist ganz einfach, mein Freund. Zerbrechen Sie sich nicht weiter den Kopf.»

Draußen hörte man Schritte, die Annies Kommen ankündigten, deshalb blieb mir keine Zeit mehr für eine Antwort.

Annie war ein hübsches dralles Mädchen und offensichtlich sehr aufgeregt, gleichzeitig schien sie die Tragödie aber auf eine makabere Art zu genießen.

Poirot kam sofort zur Sache.

«Ich habe Sie hergebeten, Annie, weil ich hoffte, Sie könnten mir etwas zu den Briefen sagen, die Mrs. Inglethorp gestern Abend geschrieben hat. Wie viele waren es? Können Sie mir die Namen und Adressen sagen?»

Annie überlegte.

«Es waren vier Briefe, Sir. Einer war an Miss Howard und einer war an Mr. Wells, den Rechtsanwalt, und an die anderen zwei kann ich mich nicht mehr erinnern, Sir – oh, doch, einer war an das Lebensmittelgeschäft Ross in Tadminster. Den Letzten weiß ich nicht mehr.»

«Denken Sie nach», drängte Poirot.

Annie zerbrach sich den Kopf, aber vergeblich.

«Es tut mir Leid, Sir, ich hab es total vergessen. Ich glaube, ich habe diese Adresse auch gar nicht genau sehen können.»

Poirot ließ sich keine Enttäuschung anmerken. «Das macht nichts. Jetzt möchte ich Sie noch etwas anderes fragen. In Mrs. Inglethorps Zimmer steht ein Topf mit Kakao. Hat sie jeden Abend welchen getrunken?»

«Ja, Sir, der wurde ihr jeden Abend aufs Zimmer gebracht und sie hat ihn sich dann warm gemacht – wenn sie Appetit darauf bekam.»

«Was war es genau? Einfach nur Kakao?»

«Ja, Sir, mit Milch, einem Teelöffel Zucker und zwei Teelöffeln Rum.»

«Wer brachte ihr den nach oben?»

«Ich, Sir.»

«Immer?»

«Ja, Sir.»

«Um wieviel Uhr?»

«Immer wenn ich die Gardinen zuzog, Sir.»

«Haben Sie ihn immer direkt von der Küche hochgebracht?»

«Nein, Sir. Wissen Sie, auf dem Herd ist nicht viel Platz, deshalb machte die Köchin den Kakao schon früher fertig, bevor sie das Gemüse für das Abendessen aufsetzte. Danach brachte ich ihn immer hoch und stellte ihn auf

den Tisch neben der Schwingtür, und später brachte ich ihn dann in ihr Zimmer.»

«Die Schwingtür ist im linken Flügel, ja?»

«Ja, Sir.»

«Und der Tisch – steht der auf dieser Seite von der Tür oder auf der anderen, der Dienstbotenseite?»

«Auf dieser Seite, Sir.»

«Um wieviel Uhr haben Sie den Kakao gestern hochgebracht?»

«Ungefähr um Viertel nach sieben, glaube ich.»

«Und wann haben Sie ihn in Mrs. Inglethorps Zimmer gebracht?»

«Als ich hochging, um die Fenster zu schließen, Sir. Da war es so acht Uhr. Mrs. Inglethorp kam hoch, während ich noch damit zugange war.»

«Dann stand also der Kakao zwischen sieben Uhr fünfzehn und acht Uhr auf dem Tisch im linken Flügel?»

«Ja, Sir.» Annies Gesicht war immer röter geworden und jetzt platzte sie heraus: «Und wenn da Salz drin war, dann war das nicht meine Schuld. Ich habe nie Salz mit hochgenommen.»

«Wie kommen Sie darauf, dass Salz darin war?», fragte Poirot.

«Ich habe es auf dem Tablett gesehen, Sir.»

«Sie haben auf dem Tablett Salz gesehen?»

«Ja, es sah aus wie grobes Küchensalz. Als ich das Tablett hochbrachte, hab ich es nicht gesehen, aber als ich dann später das Tablett in Mrs. Inglethorps Schlafzimmer bringen wollte, hab ich es gleich bemerkt. Wahrscheinlich hätte ich das Tablett mit runternehmen und die Köchin bitten sollen, neuen Kakao zu kochen. Aber ich war in Eile, denn Dorcas war nicht da, und ich dachte, der Kakao selbst wäre in Ordnung, und irgendwer hätte Salz auf

dem Tablett verschüttet. Deshalb wischte ich es mit meiner Schürze weg und brachte das Tablett hinein.»

Ich konnte mich nur noch mit allergrößter Mühe beherrschen. Ohne es zu wissen, hatte Annie uns ein wichtiges Beweisstück geliefert. Wie hätte sie erst die Augen aufgerissen, wenn sie gewusst hätte, dass ihr «grobes Küchensalz» Strychnin war – eins der wirkungsvollsten Gifte, die es überhaupt gibt. Ich bewunderte Poirot für seine Ruhe. Seine Selbstbeherrschung war einfach erstaunlich. Ungeduldig wartete ich auf seine nächste Frage, aber die enttäuschte mich.

«Als Sie in Mrs. Inglethorps Zimmer gingen, war da die Tür zu Miss Cynthias Zimmer verriegelt?»

«Oh ja, Sir, immer. Sie wurde nie geöffnet.»

«Und die Tür zum Zimmer von Mr. Inglethorp? Haben Sie gesehen, ob sie ebenfalls verriegelt war?»

Annie zögerte.

«Das kann ich nicht genau sagen, Sir. Die Tür war geschlossen, aber ich kann nicht sagen, ob sie verriegelt war oder nicht.»

«Hat Mrs. Inglethorp die Tür hinter Ihnen verriegelt, als Sie dann aus dem Zimmer gingen?»

«Nein, Sir, da noch nicht, aber wahrscheinlich hat sie es später getan. Sie hat nachts eigentlich immer abgeschlossen. Jedenfalls immer die Tür zum Flur.»

«Als Sie gestern das Zimmer sauber gemacht haben, war da irgendwo Kerzenwachs auf dem Fußboden?»

«Wachs? Bestimmt nicht, Sir. Mrs. Inglethorp hatte keine Kerze, nur eine Leselampe.»

«Wenn also ein großer Wachsleck auf dem Teppich gewesen wäre, wäre der Ihnen aufgefallen?»

«Ja, Sir, und ich hätte ihn mit einem Löschblatt und einem Bügeleisen rausgemacht.»

Anschließend wiederholte Poirot die Frage, die er auch schon Dorcas gestellt hatte: «Besaß Mrs. Inglethorp jemals ein grünes Kleid?»

«Nein, Sir.»

«Oder einen grünen Umhang, ein Cape oder vielleicht – wie heißt das noch mal? – einen Regenmantel?»

«Nicht in Grün.»

«Oder sonst jemand im Haus?»

Annie überlegte. «Nein, Sir.»

«Sie sind sich da ganz sicher?»

«Doch, ja.»

«*Bien!* Das ist alles, was ich wissen wollte. Ich bedanke mich vielmals.»

Mit einem aufgeregten Kichern verließ Annie das Zimmer. Meine aufgestaute Erregung brach sich nun Bahn.

«Poirot!», rief ich, «ich beglückwünsche Sie! Das ist ja eine tolle Entdeckung.»

«Was ist eine tolle Entdeckung?»

«Na, dass der Kakao vergiftet war und nicht der Kaffee. Das erklärt doch alles! Natürlich konnte dann die Wirkung erst am frühen Morgen eintreten, da der Kakao ja erst in der Nacht getrunken wurde.»

«Sie glauben also, dass der Kakao – achten Sie gut auf das, was ich sage, Hastings, der Kakao – das Strychnin enthielt?»

«Natürlich! Was sollte denn dieses Salz auf dem Tablett anderes gewesen sein?»

«Es könnte Salz gewesen sein», erwiderte Poirot gelassen.

Ich zuckte die Achseln. Wenn er die Sache so anging, dann hatte es keinen Sinn, mit ihm zu diskutieren. Nicht

zum ersten Mal überlegte ich kurz, dass der arme alte Poirot langsam alt wurde.

Poirot beobachtete mich und hatte dabei ein kaum merkliches Funkeln in den Augen.

«Sie sind mit mir nicht zufrieden, *mon ami*?»

«Mein lieber Poirot», sagte ich kühl, «es steht mir nicht zu, Ihnen Ratschläge zu erteilen. Sie haben ein Recht auf Ihre Meinung, genau wie ich auf meine.»

«Eine höchst bewundernswerte Einstellung», bemerkte Poirot, während er rasch aufstand. «Ich bin jetzt mit diesem Zimmer fertig. Ach, übrigens – wem gehört der kleine Tisch dort in der Ecke?»

«Mr. Inglethorp.»

«Ach so.» Er versuchte vorsichtig, den Rolldeckel hochzuschieben. «Abgeschlossen. Aber vielleicht lässt er sich mit einem von Mrs. Inglethorps Schlüsseln öffnen.» Er probierte mehrere Schlüssel aus, stocherte und drehte sie hin und her und stieß schließlich befriedigt aus: «*Voilà!* Der Schlüssel stimmt zwar nicht, aber mit ein bisschen Nachhilfe klappt es doch.» Er ließ den Rollladen zurückgleiten und warf einen raschen Blick auf die ordentlich abgelegten Papiere. Zu meiner Überraschung untersuchte er sie nicht genauer, sondern verschloss den Schreibtisch wieder und bemerkte: «Dieser Mr. Inglethorp ist wirklich ein ordnungsliebender Mann!»

In Poirots Beurteilung war «ordnungsliebend» das höchste Lob, das einem Menschen zuteil werden konnte.

Als mein Freund dann zusammenhanglos weiterplapperte, dachte ich, dass er sich doch sehr verändert hatte.

«Es gab keine Briefmarken in seinem Schreibtisch, aber es könnten ja welche da gewesen sein, was, *mon ami*? Es könnten doch welche da gewesen sein? Ja», – sein Blick wanderte im Zimmer umher –, «dieses Boudoir kann uns

nichts mehr verraten. Da war nicht viel zu holen. Nur das hier.»

Er zog einen zerknitterten Briefumschlag aus einer seiner Taschen und warf ihn mir zu. Es handelte sich um ein seltsames Dokument. Ein einfacher, schmutziger, alter Umschlag, auf den anscheinend willkürlich ein paar Worte gekritzelt waren:

besessen

ich bin beseßen

Er ist bessen

ich habe besessen

beseßen

Fünftes Kapitel

Es ist kein Strychnin, nicht wahr?

«**W**o haben Sie das gefunden?», fragte ich Poirot neugierig.
«Im Papierkorb. Erkennen Sie die Handschrift?»

«Ja, es ist Mrs. Inglethorps Schrift. Aber was hat das zu bedeuten?»

Poirot zuckte mit den Achseln.

«Das weiß ich nicht, aber es ist sehr viel sagend.»

Ich hatte eine verrückte Idee. War es vielleicht möglich, dass Mrs. Inglethorp geistig verwirrt gewesen war? Hatte sie unter der phantastischen Zwangsvorstellung gelitten, sie wäre von einem Dämonen besessen? Und falls das so war, hatte sie sich vielleicht deshalb das Leben genommen?

Ich wollte diese Theorien gerade mit Poirot erörtern, als mich seine nächsten Worte verwirrten.

«Kommen Sie», sagte er, «wir wollen jetzt die Kaffeetaschen untersuchen!»

«Mein lieber Poirot! Was soll das denn noch nützen, wenn wir doch jetzt den Kakao haben?»

«Oh, là là! Dieser dumme Kakao!», rief Poirot gering-schätzig.

Er lachte mit offensichtlicher Freude und rang in gespielter Entsetzen die Hände über dem Kopf, was in meinen Augen eindeutig eine Geschmacklosigkeit war.

«Und außerdem», sagte ich mit wachsender Befremdung, «hat Mrs. Inglethorp ihren Kaffee ja mit nach oben genommen – ich wüsste also nicht, was Sie da finden wollen. Es sei denn, Sie halten es für möglich, dass wir ein Päckchen Strychnin auf dem Kaffeetablett finden!»

Sogleich war Poirot wieder ernst.

«Aber, aber, mein Freund, *ne vous fâchez pas!*» Er hakte sich bei mir ein. «Gestatten Sie mir mein Interesse für Kaffeetassen und ich lasse Ihnen Ihren Kakao. Na, ist das ein Angebot?»

Er war so komisch, dass ich gegen meinen Willen lachen musste, und wir gingen gemeinsam zum Salon, wo die Kaffeetassen und das Tablett noch genau so dastanden, wie wir sie zurückgelassen hatten.

Poirot ließ mich die Szene des gestrigen Abends noch einmal rekapitulieren, hörte sehr aufmerksam zu und überprüfte, wo die verschiedenen Tassen gestanden hatten.

«Demnach stand also Mrs. Cavendish beim Tablett und schenkte ein. Ja. Dann kam sie dorthin zum Fenster, wo Sie mit Mademoiselle Cynthia saßen. Ja. Hier sind die drei Tassen. Und die halb ausgetrunkene Tasse auf dem Kaminsims ist dann wohl die von Mr. Lawrence Cavendish. Und die auf dem Tablett?»

«Das war die von John Cavendish. Ich sah, wie er sie dort abstellte.»

«Gut. Eins, zwei, drei, vier, fünf – aber wo ist denn dann die Tasse von Mr. Inglethorp?»

«Er trinkt keinen Kaffee.»

«Dann haben wir ja alle. Einen Augenblick, mein Freund.»

Mit unendlicher Behutsamkeit nahm er ein oder zwei Tropfen von dem Kaffeerest aus jeder Tasse, probierte davon und füllte ihn jeweils in ein Röhrchen, das er dann

verschloss. Seine Mimik veränderte sich von Mal zu Mal auf seltsame Weise. Zum Schluss hatte er einen Ausdruck im Gesicht, den ich nur mit halb verdutzt und halb erleichtert beschreiben kann.

«*Bien!*», sagte er schließlich. «Es ist sonnenklar! Mir kam so eine Idee – aber ich habe mich wohl offensichtlich geirrt. Ja, ich habe mich völlig geirrt. Aber es ist sonderbar. Na, egal.»

Und mit einem charakteristischen Achselzucken verwarf er, was auch immer ihm Sorgen gemacht hatte. Ich hätte ihm schon zu Anfang sagen können, dass seine Dickköpfigkeit bezüglich des Kaffees ihn in eine Sackgasse führen würde, aber ich hielt mich zurück. Schließlich war Poirot seinerzeit ein bedeutender Mann gewesen, auch wenn er jetzt gealtert schien.

«Das Frühstück ist fertig.» John Cavendish war aus der Halle in den Salon gekommen. «Sie essen doch mit uns, Monsieur Poirot?»

Poirot nahm die Einladung dankend an. Ich sah mir John genauer an. Er war schon fast wieder ganz sein früheres Selbst. Der Schock nach den Ereignissen der letzten Nacht hatte ihm zeitweilig sehr zugesetzt, aber er hatte schon bald sein inneres Gleichgewicht wiedergewonnen. Ganz im Gegensatz zu seinem Bruder besaß er nicht viel Phantasie. Der wiederum hatte eher zu viel.

Seit den frühen Morgenstunden hatte John hart gearbeitet, Telegramme verschickt – eins der ersten ging an Evelyn Howard –, Anzeigen für die Zeitungen verfasst und all die traurigen Pflichten erfüllt, die der Tod mit sich bringt.

«Darf ich fragen, wie die Dinge stehen?», erkundigte er sich. «Weisen Ihre Untersuchungen darauf hin, dass meine Mutter eines natürlichen Todes starb oder müssen wir uns auf das Schlimmste gefasst machen?»

«Ich glaube, Mr. Cavendish, dass Sie sich lieber keine falschen Hoffnungen machen sollten», sagte Poirot ernst. «Können Sie mir sagen, wie die anderen Mitglieder Ihrer Familie darüber denken?»

«Mein Bruder Lawrence ist davon überzeugt, dass wir viel Lärm um nichts machen. Er sagt, alles deute darauf hin, dass es ein einfacher Fall von Herzversagen war.»

«Ach, das denkt er? Das ist ja hochinteressant – hochinteressant», murmelte Poirot leise. «Und Mrs. Cavendish?»

Johns Gesicht verfinsterte sich für einen Moment.

«Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie meine Frau darüber denkt.»

Diese Antwort wirkte auf uns wie ein Guss kaltes Wasser.

John unterbrach die ziemlich peinliche Stille, indem er sich einen Ruck gab und sagte: «Habe ich Ihnen schon gesagt, dass Mr. Inglethorp wieder da ist?»

Poirot neigte den Kopf.

«Wir befinden uns da alle in einer sehr peinlichen Situation. Natürlich müssen wir uns ihm gegenüber so wie sonst benehmen – aber verdammt noch mal, da steigt einem doch die Galle hoch, wenn man sich neben einen mutmaßlichen Mörder an den Tisch setzen soll!»

Poirot nickte verständnisvoll.

«Das verstehe ich. Es ist eine schwierige Situation für Sie, Mr. Cavendish. Ich würde Ihnen gern eine Frage stellen. Mr. Inglethorp ist gestern Nacht nicht zurückgekommen, weil er, wenn ich mich recht erinnere, seinen Hausschlüssel vergessen hatte. Stimmt das?»

«Ja.»

«Sie sind also ganz sicher, dass der Hausschlüssel auch wirklich vergessen wurde – dass er ihn nicht doch mitgenommen hatte?»

«Keine Ahnung. Ich kam nie auf die Idee nachzuschauen. Wir bewahren ihn immer in der Kommode in der Halle auf. Ich gehe mal nachschauen, ob er da ist.»

«Nein, nein, Mr. Cavendish, jetzt ist es dafür zu spät. Bestimmt werden Sie ihn nun dort vorfinden. Falls Mr. Inglethorp ihn mitgenommen hatte, wird er ihn inzwischen bestimmt zurückgelegt haben.»

«Aber Sie denken...»

«Ich denke gar nichts. Falls jemand vor seiner Rückkehr zufälligerweise hineingesehen und den Schlüssel dort bemerkt hätte, wäre das ein wichtiger Beweis zu Mr. Inglethorps Gunsten gewesen. Das ist alles.»

John sah verwirrt drein.

«Machen Sie sich keine Sorgen», beruhigte ihn Poirot, «ich versichere Ihnen, dass Sie sich deshalb nicht zu beunruhigen brauchen. Da Sie so freundlich waren, mich einzuladen, lassen Sie uns jetzt frühstücken gehen.»

Alle waren im Esszimmer versammelt. Unter den gegebenen Umständen waren wir natürlich keine fröhliche Gesellschaft. Das schreckliche Ereignis hatte uns allen stark zugesetzt und wir litten noch darunter. Der Anstand und die guten Sitten verlangten natürlich, dass wir uns nichts anmerken ließen, aber ich musste mir doch die Frage stellen, ob diese Selbstbeherrschung große Anstrengung erforderte. Es gab keine rot geweinten Augen, keinerlei Anzeichen für stille Trauer. Ich gelangte zu der Einschätzung, dass Dorcas diejenige war, die am meisten unter der Tragödie litt.

Ich spreche nicht von Alfred Inglethorp, der die Rolle des trauernden Witwers auf höchst abstoßende, heuchlerische Weise spielte. Wusste er, dass wir ihn verdächtigten? Sicherlich musste ihm das klar sein, mochten wir es auch noch so zu verheimlichen suchen. Empfund er ein leises Raunen der Angst oder vertraute er darauf, dass

sein Verbrechen ungesühnt bleiben würde? Er musste den Verdacht spüren, der gegen ihn in der Luft lag.

Aber verdächtigten ihn denn alle? Was war mit Mrs. Cavendish? Ich beobachtete sie, wie sie anmutig, beherrscht und geheimnisvoll am Ende des Tisches saß. Sie trug ein hellgraues Kleid mit weißen Rüschen an den Ärmeln, die ihr über die schlanken Handgelenke fielen, und sah sehr schön aus. Wenn sie wollte, konnte ihr Gesicht jedoch sphinxhaft undurchdringlich sein. Sie war sehr still und sagte kaum etwas, doch auf eine seltsame Weise fühlte ich, dass ihre starke Persönlichkeit uns alle beherrschte.

Und die kleine Cynthia? Hatte sie einen Verdacht? Ich fand, dass sie sehr müde und krank aussah, und auch ihre Bewegungen waren matt und schwerfällig. Ich fragte sie, ob sie sich krank fühle, und sie antwortete offen: «Ja, ich habe schreckliche Kopfschmerzen.»

«Wollen Sie noch eine Tasse Kaffee, Mademoiselle?», erkundigte sich Poirot fürsorglich. «Er wird Sie aufmuntern. Es gibt nichts Besseres gegen *mal de tête*.» Er sprang auf und nahm ihre Tasse.

«Ohne Zucker.» Cynthia hatte gesehen, wie Poirot die Zuckerzange in die Hand genommen hatte.

«Keinen Zucker? Wohl wegen der Kriegszeiten, eh?»

«Nein, ich trinke Kaffee immer ohne Zucker.»

«*Sacré!*», murmelte Poirot leise und brachte ihr die gefüllte Tasse.

Nur ich hatte ihn gehört, und als ich dem kleinen Mann einen neugierigen Blick zuwarf, sah ich, wie es in seinem Gesicht vor unterdrückter Erregung arbeitete und dass seine Augen grün wie die einer Katze funkelten. Er hatte irgendetwas gesehen oder gehört, das ihn stark bewegte – aber was? Eigentlich halte ich mich nicht für begriffsstutzig, aber ich muss gestehen, dass ich nichts Ungewöhnliches bemerkt hatte.

Gleich darauf öffnete sich die Tür und Dorcas teilte John mit: «Mr. Wells möchte Sie sprechen, Sir.»

Mir fiel ein, dass das der Name von Mrs. Inglethorps Anwalts war, dem sie gestern Abend geschrieben hatte.

John stand sofort auf.

«Führen Sie ihn in mein Arbeitszimmer.» Dann wandte er sich an uns. «Der Anwalt meiner Mutter.» Dann fuhr er leiser fort: «Er ist auch der Untersuchungsrichter – Sie verstehen. Vielleicht möchten Sie mitkommen?»

Wir waren einverstanden und verließen mit ihm das Zimmer. John ging voraus und ich nutzte die Gelegenheit, um Poirot zuzuflüstern: «Es wird also eine gerichtliche Untersuchung geben?»

Poirot nickte geistesabwesend. Er schien so tief in Gedanken versunken, dass meine Neugier erregt wurde.

«Was ist denn? Sie hören mir ja gar nicht zu.»

«Das stimmt, mein Freund, ich mache mir große Sorgen.»

«Warum?»

«Weil Mademoiselle Cynthia ihren Kaffee ohne Zucker trinkt.»

«Was? Das meinen Sie doch nicht im Ernst?»

«Das ist mein völliger Ernst. Hm. Da gibt es etwas, was ich nicht verstehe. Mein Instinkt war richtig.»

«Welcher Instinkt?»

«Der Instinkt, der mich dazu verleitete, diese Kaffeetaschen zu untersuchen. *Chut!* Leise jetzt.»

Wir folgten John in sein Arbeitszimmer und er schloss die Tür hinter uns.

Mr. Wells war ein sympathischer Mann in mittleren Jahren mit scharfen Augen und dem typischen Mund eines Rechtsanwalts. John stellte uns beide vor und erläuterte den Grund unserer Anwesenheit.

«Sie werden verstehen, Wells, dass das hier streng vertraulich ist. Wir hoffen immer noch, dass sich jedwede Untersuchung als überflüssig erweisen wird.»

«Ganz recht, ganz recht», erwiderte Mr. Wells besänftigend. «Ich wünschte, ich könnte Ihnen die Unannehmlichkeiten einer öffentlichen Voruntersuchung ersparen, aber da es keinen ärztlichen Totenschein gibt, lässt sich das nicht vermeiden.»

«Ja, das ist begreiflich.»

«Ein kluger Mann, dieser Bauerstein. Ein bedeutender Toxikologe, wie ich gehört habe.»

«In der Tat», sagte John mit einer gewissen Reserviertheit. Dann fügte er eher zögernd hinzu: «Werden wir dort als Zeugen erscheinen müssen? Alle – meine ich?»

«Sie natürlich – und, hm, äh – Mister, äh, Inglethorp.»

Eine kurze Pause trat ein, bevor der Rechtsanwalt in seiner beschwichtigenden Art fortfuhr: «Alle anderen Zeugenaussagen haben lediglich eine bestätigende Funktion, reine Formsache.»

«Ich verstehe.»

Über Johns Gesicht huschte ein Ausdruck der Erleichterung. Das wunderte mich, denn ich sah keinen Anlass dafür.

«Wenn Sie gestatten, würde ich gern den Freitag dafür ansetzen. Dann hätten wir noch ausreichend Zeit, um den Bericht des Arztes abzuwarten. Die Autopsie soll heute Abend durchgeführt werden, nicht wahr?»

«Ja.»

«Dann sind Sie mit dem Termin einverstanden?»

«Aber ja.»

«Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mich diese höchst unglückselige Angelegenheit erschüttert hat, mein lieber Cavendish.»

«Könnten Sie uns vielleicht etwas bei der Klärung der Angelegenheit unterstützen, Monsieur?», schaltete sich Poirot ein, der bisher kein Wort gesprochen hatte.

«Ich?»

«Ja. Wir hörten, dass Mrs. Inglethorp Ihnen gestern Abend noch geschrieben hat. Sie hätten den Brief heute Morgen erhalten haben müssen.»

«Das stimmt, aber er enthält keine Information, lediglich die Aufforderung, sie heute Morgen aufzusuchen, da sie meinen Rat in einer höchst dringenden Angelegenheit brauche.»

«Sie gab keinerlei Hinweis, worauf sich das bezog?»

«Leider nein.»

«Das ist bedauerlich», sagte John.

«Sehr bedauerlich», stimmte Poirot ihm ernst zu.

Es entstand ein Schweigen. Poirot schien wieder in Gedanken versunken. Schließlich wandte er sich erneut an den Rechtsanwalt.

«Mr. Wells, da gibt es noch etwas, das ich Sie fragen möchte – das heißt, falls es nicht gegen die berufliche Etikette verstößt. Wer wird nach Mrs. Inglethorps Tod ihr Vermögen erben?»

Der Rechtsanwalt zögerte kurz, dann antwortete er: «Das wird ohnehin demnächst bekannt – wenn Mr. Cavendish also nichts dagegen hat – »

«Überhaupt nichts», warf John ein.

«Dann sehe ich keinen Grund, weshalb ich Ihre Frage nicht beantworten sollte. In ihrem letzten Testament vom August vergangenen Jahres vermachte sie ihr gesamtes Vermögen nach Abzug einiger unbedeutender Summen an Dienstboten ihrem Stiefsohn, Mr. John Cavendish.»

«War das – verzeihen Sie die Frage, Mr. Cavendish – nicht ziemlich ungerecht gegenüber ihrem anderen Stiefsohn, Mr. Lawrence?»

«Nein, das finde ich nicht. Denn sehen Sie, nach den Bestimmungen im Testament seines Vaters sollte John den Landbesitz erben, Lawrence hingegen sollte nach dem Tod seiner Stiefmutter ein beträchtliches Vermögen erben. Mrs. Inglethorp hinterließ ihr eigenes Geld ihrem älteren Stiefsohn, weil sie wusste, dass er Styles erhalten musste. Es war meiner Ansicht nach eine sehr gerechte und gleichmäßige Verteilung.»

Poirot nickte nachdenklich.

«Ich verstehe. Aber wurde das Testament durch die Heirat mit Mr. Inglethorp auf Grund des englischen Erbrechts nicht automatisch ungültig?»

Mr. Wells neigte den Kopf.

«Wie ich gerade ausführen wollte, Monsieur Poirot, ist dieses Dokument jetzt null und nichtig.»

«*C'est ça!*», sagte Poirot. Er überlegte kurz und fragte dann: «War Mrs. Inglethorp diese Tatsache bekannt?»

«Das weiß ich nicht. Vielleicht wusste sie es.»

«Sie wusste es», sagte John überraschenderweise. «Erst gestern sprachen wir darüber, dass ein Testament durch eine Heirat aufgehoben wird.»

«Aha! Noch eine Frage, Mr. Wells. Sie betonten ihr letztes Testament. Hatte Mrs. Inglethorp denn schon mehrere Testamente gemacht?»

«Sie machte im Jahr im Durchschnitt mindestens eins», sagte Mr. Wells ungerührt. «Sie änderte häufig ihre Meinung, welches Familienmitglied von ihrem Testament profitierten sollte – mal war es der eine, mal der andere.»

«Nehmen wir einmal an, dass sie, ohne Ihnen etwas davon zu sagen, ein neues Testament zu Gunsten einer Per-

son gemacht hat, die kein Familienmitglied ist – zum Beispiel von Miss Howard – würde Sie das überraschen?»

«Nicht im Geringsten.»

«Aha!» Poirot schien keine weitere Frage mehr einzufallen.

Während John und der Rechtsanwalt darüber debattierten, ob man Mrs. Inglethorps Papiere durchsehen könne, näherte ich mich Poirot.

«Glauben Sie wirklich, dass Mrs. Inglethorp in ihrem Testament alles Geld Miss Howard vermachte?», flüsterte ich neugierig.

Poirot lächelte.

«Nein.»

«Warum haben Sie dann gefragt?»

«Pssst!»

John Cavendish hatte sich zu Poirot umgedreht.

«Werden Sie uns begleiten, Monsieur Poirot? Wir wollen die Papiere meiner Mutter durchsehen. Mr. Inglethorp ist gern dazu bereit, das alles Mr. Wells und mir zu überlassen.»

«Was die ganze Angelegenheit beträchtlich vereinfacht», murmelte der Rechtsanwalt. «Technisch gesehen, wäre er natürlich berechtigt...» Er ließ den Satz unbeendet.

«Wir wollen mit dem Schreibtisch im Boudoir beginnen», erklärte John. «Danach gehen wir dann hoch in ihr Schlafzimmer. Sie bewahrte ihre wichtigsten Papiere in einem violetten Aktenkoffer auf. Den müssen wir sorgfältig durchsehen.»

«Ja», sagte der Rechtsanwalt. «Es ist gut möglich, dass es noch ein späteres Testament gibt als das, was sich in meiner Obhut befindet.»

«Es gibt ein späteres Testament.» Das hatte Poirot gesagt.

«Oder vielmehr», fuhr mein Freund ungerührt fort, «es gab eins.»

«Was wollen Sie damit sagen – es gab eins? Wo ist es jetzt?»

«Verbrannt!»

«Verbrannt?»

«Ja. Sehen Sie hier.» Poirot holte den verkohlten Papierfetzen hervor, den er in Mrs. Inglethorps Kamin gefunden hatte, und reichte ihn dem Rechtsanwalt mit einer kurzen Erklärung, wann und wo er ihn entdeckt hatte.

«Aber möglicherweise ist das ein altes Testament?»

«Das glaube ich nicht. Ich bin mir eigentlich sogar ziemlich sicher, dass es erst gestern Nachmittag verfasst wurde.»

«Was?»

«Unmöglich!», stießen beide hervor.

Poirot wandte sich an John.

«Würden Sie mir bitte gestatten, Ihren Gärtner rufen zu lassen? Dann kann ich es Ihnen beweisen.»

«Selbstverständlich – aber ich verstehe nicht...»

Poirot hob die Hand.

«Tun Sie, worum ich Sie gebeten habe. Hinterher können Sie dann fragen, soviel Sie wollen.»

«Nun gut.» John läutete.

Kurze Zeit später erschien Dorcas.

«Dorcas, würden Sie Manning bestellen, er möchte zu mir kommen? Ich muss etwas mit ihm bereden.»

«Sehr wohl, Sir.»

Dorcas ging wieder.

Wir warteten in angespanntem Schweigen. Nur Poirot schien völlig gelassen und staubte die übersehene Ecke eines Regals ab.

Das Geräusch von derben Stiefeln auf dem Kies draußen kündigte die Ankunft von Manning an. John sah Poirot fragend an, der nickte.

«Kommen Sie herein, Manning», sagte John. «Ich möchte Sie etwas fragen.»

Manning kam langsam und zögernd durch die Terrassentür herein, blieb so nahe wie möglich bei der Tür stehen und drehte seine Mütze unablässig in den Händen. Sein Rücken war stark gekrümmt, obwohl er wahrscheinlich noch nicht so alt war wie er aussah, aber seine Augen waren scharf und intelligent und standen im Gegensatz zu seiner langsamen und eher zögernden Sprechweise.

«Dieser Herr wird Ihnen ein paar Fragen stellen, Manning», sagte John, «und ich möchte, dass Sie sie ihm beantworten.»

«Sehr wohl, Sir», grummelte Manning.

Poirot machte einen raschen Schritt nach vorn, Manning ließ seinen Blick mit leiser Verachtung über ihn schweifen.

«Sie haben gestern Nachmittag an der Südseite des Hauses Begonien gepflanzt, nicht wahr?»

«Ja, Sir, ich und Willem.»

«Und Mrs. Inglethorp kam ans Fenster und rief Sie, nicht wahr?»

«Ja, Sir.»

«Bitte erzählen Sie jetzt mit Ihren eigenen Worten, was danach passiert ist.»

«Na ja, Sir, eigentlich nichts. Sie hat Willem nur gesagt, er soll mit dem Fahrrad ins Dorf fahren und so ein Testamentsformular holen – ich kenne mich da nicht so aus –, sie hat es ihm aufgeschrieben.»

«Und?»

«Na ja, er hat das dann gemacht.»

«Und was geschah danach?»

«Wir machten mit den Begonien weiter, Sir.»

«Hat Mrs. Inglethorp Sie nicht noch einmal zu sich gerufen?»

«Doch, Sir, uns beide, mich und Willem.»

«Und dann?»

«Wir sollten reinkommen und unsere Namen unten auf ein langes Papier schreiben – und dann schrieb sie ihren Namen drunter.»

«Haben Sie irgendetwas von dem lesen können, was über ihrem Namen stand?», fragte Poirot scharf.

«Nein, Sir, da lag ein Blatt Löschpapier drüber.»

«Und Sie haben da unterschrieben, wo sie es Ihnen gesagt hat?»

«Ja, Sir. Erst ich und dann Willem.»

«Was hat sie dann mit dem Papier gemacht?»

«Das hat sie in einen großen Umschlag gesteckt und in so einen lila Kasten gelegt, der auf ihrem Tisch stand.»

«Um wieviel Uhr hat sie Sie zum ersten Mal gerufen?»

«Das war so gegen vier, glaube ich.»

«Nicht früher? Könnte es nicht schon um halb vier gewesen sein?»

«Nein, das würde ich nicht sagen, Sir. Es war eher ein bisschen nach vier – nicht früher.»

«Ich danke Ihnen, Manning, das war alles», sagte Poirot freundlich.

Der Gärtner sah kurz zu seinem Arbeitgeber hinüber, der ihm zunickte, woraufhin Manning grüßend an die Stirn tippte und durch die Terrassentür nach draußen verschwand.

Wir sahen einander an.

«Du lieber Himmell!», sagte John. «Was für ein seltsamer Zufall.»

«Zufall – wie meinen Sie das?»

«Dass meine Mutter an ihrem Todestag ein Testament gemacht haben soll!»

Mr. Wells räusperte sich und bemerkte trocken: «Sind Sie sicher, dass das ein Zufall war, Cavendish?»

«Was meinen Sie damit?»

«Sie haben mir erzählt, dass Ihre Mutter einen heftigen Streit mit – jemandem gestern Nachmittag –»

«Was wollen Sie damit sagen?», rief John. Seine Stimme zitterte und er war sehr blass geworden.

«Als Folge dieses Streits macht Ihre Mutter sehr plötzlich und übereilt ein neues Testament, dessen Inhalt wir nie erfahren werden. Sie erzählt niemandem von den Verfügungen, die sie darin getroffen hat. Heute Morgen hätte sie mich zweifellos in dieser Angelegenheit zu Rate gezogen – aber dazu bekam sie keine Gelegenheit mehr. Das Testament verschwindet und sie nimmt sein Geheimnis mit ins Grab. Cavendish, ich fürchte, das ist kein Zufall. Monsieur Poirot, ich bin sicher, Sie stimmen mit mir darin überein, dass diese Tatsachen nur einen Schluss zulassen.»

«Jedenfalls», unterbrach ihn John, «sind wir Monsieur Poirot äußerst dankbar, dass er diese Angelegenheit ans Licht gebracht hat. Wenn er nicht gewesen wäre, hätten wir nie von diesem Testament erfahren. Ich darf Sie wohl nicht fragen, Monsieur, was Sie auf diese Vermutung gebracht hat?»

Poirot lächelte und antwortete: «Ein bekritzelter alter Briefumschlag und ein frisch angelegtes Begonienbeet.»

Ich glaube, John hätte hier gern weiter nachgefragt, aber in diesem Moment hörte man lautes Motorengeräusch

und wir drehten uns alle zum Fenster um und sahen ein Auto vorbeifahren.

«Eviel», rief John. «Entschuldigen Sie, Wells.» Er eilte hinaus in die Halle.

Poirot sah mich fragend an.

«Miss Howard», erklärte ich.

«Ah, ich bin froh, dass sie gekommen ist. Sie ist eine Frau mit Verstand und hat das Herz auf dem rechten Fleck, Hastings. Obwohl der liebe Gott sie nicht gerade mit Schönheit gesegnet hat.»

Ich folgte Johns Beispiel und ging auch in die Halle, wo Miss Howard sich gerade aus mehreren Schichten von Schals auswickelte, die sie um ihren Kopf geschlungen hatte. Als ihr Blick mich traf, durchzuckte mich ein Stich – ich fühlte mich schuldig. Diese Frau hatte mich sehr ernsthaft gewarnt und ich hatte dieser Warnung keinerlei Beachtung geschenkt – leider. Wie rasch und wie verächtlich hatte ich sie stattdessen als Hirngespinnst abgetan. Jetzt wo sich ihre Berechtigung auf so tragische Weise gezeigt hatte, schämte ich mich. Sie hatte Alfred Inglethorp nur zu gut durchschaut. Ich fragte mich, ob die Tragödie auch geschehen wäre, wenn sie in Styles geblieben wäre, oder hätte der Mann ihre wachsamen Augen gefürchtet?

Ich war erleichtert, als sie mir mit ihrem wohlvertrauten schmerzhaften Griff die Hand schüttelte. Der Blick, mit dem sie meinem begegnete, war traurig, aber nicht vorwurfsvoll. Ihre roten Lider verrieten mir, dass sie geweint hatte, aber ihre unverblünte barsche Art war immer noch die alte.

«Bin gleich los, nachdem ich das Telegramm bekommen hatte. Kam gerade von der Nachtschicht. Hab mir ein Auto gemietet. War die schnellste Möglichkeit herzukommen.»

«Hast du heute Morgen schon etwas gegessen, Evie?», fragte John.

«Nein.»

«Das dachte ich mir. Komm mit, der Frühstückstisch ist noch nicht abgeräumt und du bekommst frischen Tee.» Er wandte sich an mich. «Kümmere dich um sie, Hastings, ja? Wells wartet auf mich. Oh, das ist Monsieur Poirot. Er hilft uns, weißt du, Evie.»

Miss Howard gab Poirot die Hand, aber sie warf John über die Schulter einen misstrauischen Blick zu.

«Was meinst du damit – hilft uns?»

«Er hilft bei der Untersuchung.»

«Da braucht man nichts zu untersuchen. Haben sie ihn denn noch nicht ins Gefängnis gesteckt?»

«Wen sollen sie ins Gefängnis stecken?»

«Wen? Alfred Inglethorp natürlich!»

«Meine liebe Evie, bitte halte dich etwas zurück. Lawrence denkt, dass unsere Mutter an einem Herzanfall starb.»

«Dann ist Lawrence ein Trottel!», gab Miss Howard zurück. «Selbstverständlich hat Alfred Inglethorp die arme Emily ermordet – genau wie ich es immer vorausgesagt habe.»

«Meine liebe Evie, bitte nicht so laut. Was wir auch denken oder welchen Verdacht wir hegen mögen, momentan ist es am besten, wenn wir so wenig wie möglich sagen. Die gerichtliche Untersuchung ist erst am Freitag.»

«So ein Riesenblödsinn!» Miss Howard schnaubte höchst verächtlich. «Ihr seid ja alle verrückt geworden. Bis dahin hat der Mann das Land bestimmt schon verlassen. Wenn er auch nur einen Funken Verstand hat, bleibt er doch nicht brav hier und wartet darauf, dass man ihn hängt.»

John Cavendish sah sie hilflos an.

«Ich weiß schon, was los ist», beschuldigte sie ihn, «du hast auf die Ärzte gehört. Sollte man nie tun. Was wissen die schon? Gar nichts – oder gerade so viel, dass sie gefährlich sind. Ich muss es schließlich wissen – mein Vater war Arzt. Der kleine Dr. Wilkins ist so ziemlich der größte Trottel, den ich je gesehen habe. Herzanfall! Genau so was würde er sagen. Jeder mit ein bisschen Grips müsste doch sehen, dass ihr Mann sie umgebracht hat. Ich habe immer gesagt, er würde sie in ihrem Bett ermorden, die arme Seele. Und jetzt hat er es getan. Und ihr könnt nur dummes Zeug plappern wie «Herzanfall» und «gerichtliche Untersuchung am Freitag». Du solltest dich schämen, John Cavendish.»

«Und was soll ich deiner Meinung nach tun?» John konnte ein kleines Lächeln nicht ganz unterdrücken. «Zum Teufel noch mal, Evie, ich kann ihn doch nicht am Schlafittchen nehmen und zur Polizeiwache im Dorf schleppen.»

«Aber du solltest irgendetwas tun! Zum Beispiel herausfinden, wie er es getan hat. Er ist ein schlauer Fuchs. Wahrscheinlich mit eingeweichtem Fliegenpapier. Frag doch mal die Köchin, ob sie welches vermisst.»

Bei diesen Argumenten wurde mir klar, dass es wahrscheinlich herkulische Anstrengungen erfordern würde, Miss Howard und Alfred Inglethorp unter einem Dach zu beherbergen und zwischen ihnen für Frieden zu sorgen, und ich beneidete John nicht um diese Aufgabe. Ich konnte an seinem Gesicht ablesen, dass er sich seiner schwierigen Lage völlig bewusst war. Fürs Erste suchte er sein Heil im Rückzug und verließ eilig den Raum.

Dorcas brachte frischen Tee. Als sie wieder gegangen war, kam Poirot vom Fenster, wo er gestanden hatte, und setzte sich Miss Howard gegenüber an den Tisch.

«Mademoiselle», sagte er ernst, «ich möchte Sie etwas fragen.»

«Nur zu», sagte sie und betrachtete ihn mit ziemlicher Abneigung.

«Ich möchte auf Ihre Hilfe zählen können.»

«Ich helfe Ihnen mit Freuden, Alfred an den Galgen zu bringen», erwiderte sie barsch. «Hängen ist noch viel zu gut für ihn. Er sollte gerädert und gevierteilt werden, wie in den guten alten Zeiten.»

«Dann sind wir uns ja einig», sagte Poirot. «Denn auch ich will den Verbrecher hängen sehen.»

«Alfred Inglethorp?»

«Ihn oder einen anderen.»

«Ein anderer kommt nicht in Frage. Die arme Emily wurde erst ermordet, als er hier auftauchte. Ich will damit nicht sagen, dass sie nicht von Blutsaugern umgeben gewesen wäre – das war sie. Aber die waren nur hinter ihrem Geldbeutel her und wollten ihr nicht ans Leben. Doch dann kommt Alfred Inglethorp – und schon nach zwei Monaten – schwupps! ist es passiert!»

«Glauben Sie mir, Miss Howard», sagte Poirot sehr ernst, «falls Mr. Inglethorp der Täter ist, soll er mir nicht entweichen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: dann soll er hängen!»

«Das klingt schon besser», sagte Miss Howard etwas freundlicher.

«Aber ich muss Sie bitten, mir zu vertrauen. Ihre Hilfe kann jetzt sehr wertvoll für mich sein. Ich werde Ihnen sagen, warum. Weil in diesem ganzen großen Trauerhaus Ihre Augen die einzigen rot geweinten sind.»

Miss Howard blinzelte und in ihrer barschen Stimme war ein neuer Unterton.

«Wenn Sie damit sagen wollen, dass ich sie gern hatte – ja, das stimmt. Wissen Sie, Emily war auf ihre Weise eine

egoistische alte Frau. Sie war sehr großzügig, aber sie verlangte immer eine Gegenleistung. Sie ließ die Leute nie vergessen, was sie für sie getan hatte – und auf diese Weise erntete sie keine Liebe. Aber glauben Sie nur nicht, das hätte sie nicht gewusst, oder nicht gespürt. Jedenfalls glaube ich das nicht. Bei mir lagen die Dinge anders. Ich habe das gleich zu Anfang klar gestellt. «Ich koste Sie so und so viel Geld im Jahr. Aber damit hat sich's. Keinen einzigen Penny mehr, kein Paar Handschuhe, keine Theaterkarte.» Das verstand sie nicht – manchmal war sie deshalb ziemlich beleidigt. Sagte, ich hätte einen albernen Stolz. Das war es aber nicht, ich kann es nur schwer erklären. Jedenfalls bewahrte ich mir so meine Selbstachtung. Und deshalb war ich die Einzige von der ganzen Meute, die sich liebevolle Gefühle für sie leisten konnte. Ich passte auf sie auf. Ich beschützte sie vor den anderen. Und dann kam dieser Süßholz raspelnde Lump ins Haus und wutsch! waren meine jahrelangen Mühen für die Katz.»

Poirot nickte verständnisvoll.

«Ich verstehe, Mademoiselle, ich verstehe, was Sie fühlen. Das ist nur natürlich. Sie halten uns für gleichgültig – Sie denken, es mangelt uns an Begeisterung und Energie –, aber glauben Sie mir, das stimmt nicht.»

Da steckte John seinen Kopf durch den Türspalt und forderte uns auf, nach oben in Mrs. Inglethorps Zimmer mitzukommen, da er und Mr. Wells mit der Durchsuchung des Schreibtischs im Boudoir fertig seien.

Als wir die Treppe hochgingen, blickte John zum Esszimmer zurück und senkte vertraulich seine Stimme: «Guter Gott, was wird nur sein, wenn diese beiden aufeinander treffen?»

Ich schüttelte ratlos den Kopf.

«Ich habe Mary gebeten, sie nach Möglichkeit auseinanderzuhalten.»

«Ob ihr das gelingen wird?»

«Das weiß nur der liebe Gott. Aber Inglethorp selbst ist auch nicht gerade scharf darauf, ihr zu begegnen.»

«Sie haben doch noch die Schlüssel, Poirot, nicht wahr?», fragte ich, als wir vor der Tür des verschlossenen Zimmers standen.

John erhielt von Poirot die Schlüssel und schloss auf, und wir gingen hinein. Der Rechtsanwalt ging direkt zum Tisch und John folgte ihm.

«Meine Mutter bewahrte meines Wissens ihre wichtigsten Papiere in diesem Aktenkoffer auf.»

Poirot holte einen kleinen Schlüsselbund hervor.

«Gestatten Sie. Ich habe ihn heute Morgen vorsichtshalber abgeschlossen.»

«Aber jetzt ist er offen.»

«Unmöglich!»

«Hier!» Während er das sagte, hob John den Deckel hoch.

«*Mille tonnerres!*», rief Poirot überrascht. «Und ich – ich habe beide Schlüssel in meiner Tasche!» Er stürzte sich auf den Koffer. Plötzlich erstarrte er. «*En voilà une affaire!* Dieses Schloss wurde gewaltsam geöffnet!»

«Was?»

Poirot legte den Koffer wieder hin.

«Aber wer brach es auf? Und warum? Wann? Aber die Tür war doch abgeschlossen!», stießen wir unzusammenhängend hervor.

Poirot antwortete kategorisch – fast mechanisch.

«Wer? Das ist die Frage. Warum? Ach, wenn ich das nur wüsste. Wann? In der vergangenen Stunde, nachdem ich hier war. Die Tür war zwar verschlossen, aber das ist ein sehr einfaches Schloss. Wahrscheinlich passt dazu jeder andere Zimmerschlüssel von diesem Flur.»

Wir sahen einander ratlos an. Poirot war zum Kaminsims gegangen.

Nach außen hin war er ruhig, aber ich sah, dass seine Hände heftig zitterten, als er aus alter Gewohnheit die Vasen auf dem Sims gerade rückte.

«Es gibt dafür nur eine Erklärung», sagte er schließlich. «In diesem Koffer war irgendetwas – irgendein Beweisstück, vielleicht ganz unscheinbar, aber immer noch verräterisch genug, um den Mörder mit dem Verbrechen in Zusammenhang zu bringen. Es war für ihn absolut wichtig, dass er es zerstörte, bevor es entdeckt und seine Bedeutung erkannt wurde. Deshalb nahm er das Risiko auf sich – das große Risiko – und kam her. Er fand den Koffer verschlossen, also musste er das Schloss aufbrechen und damit seine Anwesenheit verraten. Es muss also etwas äußerst Wichtiges gewesen sein, weil er dieses Risiko einging.»

«Aber was war das?»

«Ha!» Poirot machte eine wütende Handbewegung. «Das weiß ich nicht! Zweifellos irgendein wichtiges Dokument, möglicherweise das Blatt Papier, das Dorcas gestern Nachmittag in ihrer Hand sah. Und ich» – hier brach sich sein Zorn freie Bahn –, «ich Unglückswurm, der ich bin! Ich habe das nicht erraten! Ich habe mich wie ein Dummkopf aufgeführt! Ich hätte den Koffer niemals hier stehen lassen dürfen. Ich hätte ihn mitnehmen müssen. Ah, gleich dreimal gepatzt! Und jetzt ist es verschwunden. Es ist zerstört – aber ist es wirklich zerstört? Gibt es nicht noch eine kleine Chance? Wir dürfen nichts unversucht lassen...»

Er rannte wie ein Verrückter aus dem Zimmer, und ich folgte ihm, sobald ich meine fünf Sinne wieder beisammen hatte. Aber als ich oben auf dem Treppenabsatz ankam, war er nicht mehr zu sehen.

Mrs. Cavendish stand dort, wo die Treppe sich gabelte, und starrte hinunter in die Halle in die Richtung, in der er verschwunden war.

«Was ist denn Ihrem seltsamen kleinen Freund widerfahren, Mister Hastings? Er ist gerade wie ein wütender Stier an mir vorbeigestürmt...»

«Er hat sich über etwas sehr aufgeregt», bemerkte ich wenig überzeugend. Ich wusste wirklich nicht, wieviel ich mit Poirots Einverständnis verraten durfte. Um Mrs. Cavendishs ausdrucksvollen Mund spielte ein leises Lächeln, bei dessen Anblick ich es wagte, das Thema zu wechseln: «Sie sind sich noch nicht begegnet, die beiden, oder?»

«Wer?»

«Mr. Inglethorp und Miss Howard.»

Sie sah mich auf eine irritierende Weise an.

«Halten Sie es für ein solches Unglück, wenn sie sich begegnen würden?»

«Na, Sie etwa nicht?», fragte ich erstaunt.

«Nein.» Sie lächelte auf ihre zurückhaltende Art. «Mir wäre ein ordentlicher Wutausbruch ganz recht. Der würde die Luft reinigen. Im Augenblick grübeln alle nur vor sich hin und sagen kaum etwas.»

«John ist da anderer Meinung. Er möchte sie unbedingt auseinander halten.»

«Ach, John!»

Irgendetwas in ihrer Stimme reizte mich, und ich platzte heraus: «Der alte John ist ein unheimlich netter Kerl!»

Ein paar Sekunden lang sah sie mich aufmerksam an, dann sagte sie zu meiner großen Überraschung: «Sie halten Ihrem Freund die Treue. Das mag ich an Ihnen.»

«Sind wir nicht auch Freunde?»

«Ich bin eine sehr schlechte Freundin.»

«Warum sagen Sie das?»

«Weil es wahr ist. Heute bin ich nett zu meinen Freunden und morgen schon habe ich sie vergessen.»

Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, aber ich war gekränkt, und so sagte ich törichterweise und nicht gerade sehr taktvoll: «Aber zu Dr. Bauerstein sind Sie immer nett!»

In der nächsten Sekunde bereute ich meine Worte. Ihr Gesicht wurde zur Maske: Es war so, als würde sich ein eiserner Vorhang senken und die wirkliche Mary Cavendish verbergen. Wortlos drehte sie sich um und schritt rasch die Treppe hoch, während ich ihr wie ein Idiot mit offenem Mund hinterherstarrte.

Ein lauter Streit in der Halle unten holte mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich hörte Poirot brüllen und argumentieren. Es kränkte mich, dass meine ganze Diplomatie umsonst gewesen sein sollte. Der kleine Mann war offensichtlich dabei, alle Hausbewohner ins Vertrauen zu ziehen, eine Vorgehensweise, deren Klugheit zumindest ich bezweifelte. Wieder einmal bedauerte ich, dass mein Freund dazu neigte, in stürmischen Situationen den Kopf zu verlieren. Rasch ging ich die Treppe herunter. Bei meinem Anblick beruhigte Poirot sich beinahe sofort. Ich zog ihn beiseite.

«Mein lieber Freund», sagte ich, «ist das klug? Bestimmt wollen Sie doch nicht, dass alle im Haus von diesem Vorfall erfahren? Sie spielen damit dem Täter ja in die Hände.»

«Glauben Sie, Hastings?»

«Ich bin mir ganz sicher.»

«Na gut, mein Freund, ich werde Ihrem Rat folgen.»

«Gut. Obwohl es dafür jetzt ein bisschen zu spät ist.»

«Wie wahr.»

Er sah so niedergeschlagen und beschämt aus, dass er mir schon wieder Leid tat, obwohl ich immer noch glaubte, dass meine Kritik korrekt und begründet gewesen war.

«Dann lassen Sie uns gehen, *mon ami*», sagte er schließlich.

«Sind Sie hier fertig?»

«Ja, zumindest im Augenblick. Begleiten Sie mich zurück ins Dorf?»

«Gern.»

Er ergriff sein Köfferchen und wir gingen durch die offene Terrassentür in den Salon. Cynthia Murdoch kam gerade herein und Poirot trat zurück, um sie vorbei zu lassen.

«Entschuldigen Sie, Mademoiselle, nur eine Minute.»

«Ja?» Sie drehte sich fragend um.

«Haben Sie jemals die Medizin für Mrs. Inglethorp zubereitet?»

Sie errötete leicht, während sie eher steif antwortete: «Nein.»

«Nur ihre Schlafpulver.»

Sie errötete noch stärker, während sie antwortete: «Oh ja, ich habe ihr mal ein Schlafpulver zubereitet.»

«Das hier?»

Poirot zeigte ihr die leere Schachtel, in der die Schlafmittel gewesen waren.

Sie nickte.

«Können Sie mir sagen, woraus sie bestanden? Sulfo-nal? Veronal?»

«Nein, es war ein Brompräparat.»

«Aha! Danke schön, Mademoiselle, auf Wiedersehen.»

Als wir uns mit schnellem Schritt vom Haus entfernten, sah ich ihn mehr als einmal an. Ich hatte schon oft be-

merkt, dass seine Augen grün wurden wie die einer Katze, wenn ihn etwas erregte. Jetzt funkelten sie wie Smaragde.

«Mein Freund», brach es schließlich aus ihm heraus, «ich habe eine kleine Idee, eine sehr seltsame und wahrscheinlich gänzlich unmögliche Idee. Und dennoch – so passt alles zusammen.»

Ich zuckte die Achseln. Ich fand, dass Poirot ohnehin viel zu viele dieser phantastischen Einfälle hatte. In dem Fall hier war die Wahrheit ja nur zu klar ersichtlich.

«Das ist also die Erklärung für das leere Etikett auf der Schachtel», stellte ich fest. «Sehr einfach, wie Sie schon sagten. Ich wundere mich wirklich, dass ich nicht selber darauf gekommen bin.»

Aber Poirot schien mir gar nicht zuzuhören.

«Sie haben eine weitere Entdeckung gemacht, *là-bas*.» Er wies mit dem Daumen über die Schulter in die Richtung von Styles. «Mr. Wells erzählte mir davon, als wir nach oben gingen.»

«Was denn?»

«Im Schreibtisch im Boudoir fanden sie ein Testament von Mrs. Inglethorp, das sie vor ihrer Ehe verfasst haben muss, in dem sie ihr gesamtes Vermögen Alfred Inglethorp hinterlässt. Sie muss es zur Zeit ihrer Verlobung gemacht haben. Mr. Wells war davon sehr überrascht – und John Cavendish ebenfalls. Es war auch auf einem dieser vorgedruckten Formulare geschrieben und von zwei Zeugen beglaubigt – aber nicht von Dorcas.»

«Wusste Mr. Inglethorp davon?»

«Er sagt, nein.»

«Das muss man ja nicht unbedingt glauben», bemerkte ich skeptisch. «All diese Testamente sind ziemlich verwirrend. Verraten Sie mir doch bitte, wie Ihnen diese Kritzeleien auf dem Briefumschlag verraten konnten, dass gestern Nachmittag ein Testament gemacht wurde.»

Poirot lächelte.

«*Mon ami*, haben Sie niemals beim Briefeschreiben erlebt, dass Sie plötzlich nicht mehr wussten, wie ein bestimmtes Wort geschrieben wird?»

«Ja, oft. Ich glaube, das passiert jedem mal.»

«Genau. Und haben Sie nicht auch in so einem Fall das Wort ein- oder zweimal auf den Rand vom Löschpapier gekritzelt? Genau das hat Mrs. Inglethorp getan. Wenn Sie genau hinschauen, dann sehen Sie, dass das Wort «besessen» zuerst mit ß – «beseßen» – und danach richtig mit zwei s geschrieben wurde. Um sicher zu gehen, hatte sie es auch noch in einem Satz ausprobiert: «ich habe besessen». *Eh bien*, und was verriet mir das? Ich erfuhr dadurch, dass Mrs. Inglethorp an diesem Nachmittag das Wort «besessen» geschrieben hat, und im Zusammenhang mit dem verkohlten Papierfetzen aus dem Kamin fiel mir sofort ein, dass es sich dabei um ein Testament handeln könnte, da ein solches Dokument mit ziemlicher Sicherheit dieses Wort enthalten würde. Diese Möglichkeit wurde durch einen anderen Umstand noch bestätigt. In der allgemeinen Aufregung war das Boudoir heute Morgen nicht gefegt worden, und in der Nähe des Schreibtischs lagen einige Erd- und Humusklümpchen. Das Wetter in den letzten Tagen war jedoch ausnehmend schön, und deshalb konnte kein gewöhnlicher Schuh diese Spuren hinterlassen haben.

Ich schlenderte ans Fenster und sah sogleich, dass die Begonien in dem Beet erst vor kurzem eingepflanzt worden waren. Der Humus auf dem Beet war genau der gleiche wie der auf dem Fußboden im Boudoir, und von Ihnen erfuhr ich dann, dass die Blumen gestern Nachmittag gepflanzt worden waren. Ich war mir jetzt sicher, dass einer oder möglicherweise beide Gärtner – denn in dem Beet gab es zwei verschiedene Spuren – in das Boudoir gekommen waren, denn wenn Mrs. Inglethorp mit ihnen

nur hätte sprechen wollen, hätte sie sich höchstwahrscheinlich ans Fenster gestellt und die Gärtner hätten das Zimmer gar nicht betreten. Ich war nun ziemlich überzeugt davon, dass sie ein neues Testament gemacht und die Gärtner hereingerufen hatte, um es mit ihrer Unterschrift zu bezeugen. Die Ereignisse zeigten dann, dass ich mit meinen Annahmen Recht hatte.»

«Das war sehr scharfsinnig», musste ich zugeben. «Ich muss gestehen, dass ich ganz andere Schlussfolgerungen aus den paar hingekritzelten Worten gezogen habe.»

Er lächelte.

«Sie haben Ihrer Phantasie freien Lauf gelassen! Phantasie ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Die einfachste Erklärung ist meistens die wahrscheinlichste.»

«Ein anderer Punkt: woher wussten Sie, dass der Schlüssel des Koffers verloren gegangen war?»

«Das wusste ich nicht; das war eine Annahme, die sich dann als richtig herausstellte. Sie haben doch bemerkt, dass an dem Schlüssel ein Stückchen Draht hing. Daran erkannte ich gleich, dass er von einem nicht sehr stabilen Schlüsselring abgerissen worden war. Wenn es aber der wiedergefundene Schlüssel gewesen wäre, hätte Mrs. Inglethorp ihn wieder an ihrem Schlüsselbund befestigt. Doch an ihrem Bund befand sich der klar erkennbare Zweitschlüssel, sehr neu und glänzend. Das verleitete mich zu der Hypothese, dass ein anderer den Originalschlüssel in den Koffer gesteckt hatte.»

«Ja», sagte ich. «Zweifelloos Alfred Inglethorp.»

Poirot sah mich neugierig an.

«Sie sind sich seiner Schuld sehr sicher?»

«Aber natürlich. Jeder neue Umstand scheint das zu bestätigen.»

«Ganz im Gegenteil», sagte Poirot leise, «es gibt mehrere Umstände, die für ihn sprechen.»

«Das meinen Sie doch nicht im Ernst!»

«Doch.»

«Ich sehe nur einen.»

«Der wäre?»

«Dass er gestern Nacht nicht im Haus war.»

«Daneben!, wie ihr Engländer sagt. Sie haben genau den Punkt angesprochen, der meiner Ansicht nach gegen ihn spricht.»

«Wieso?»

«Wenn Mr. Inglethorp wusste, dass seine Frau gestern Nacht vergiftet werden sollte, musste er es auf jeden Fall so einrichten, dass er nicht im Haus war. Seine Erklärung war offensichtlich konstruiert. Das lässt zwei Möglichkeiten offen: entweder wusste er, was passieren würde, oder er hatte einen bestimmten Grund für seine Abwesenheit.»

«Was war das für ein Grund?», fragte ich skeptisch.

Poirot zuckte mit den Schultern. «Woher soll ich das wissen? Zweifellos nichts Ehrenhaftes. Mir scheint, dieser Mr. Inglethorp ist ein ziemlicher Lump, aber das macht ihn nicht automatisch zum Mörder.»

Ich war noch nicht überzeugt und schüttelte den Kopf.

«Wir sind uns da nicht einig, eh?», sagte Poirot. «Na, lassen wir das für den Augenblick. Die Zukunft wird zeigen, wer von uns Recht hat. Lassen Sie uns jetzt noch einen anderen Aspekt des Falles betrachten. Was halten Sie von der Tatsache, dass alle Türen im Schlafzimmer von innen verriegelt waren?»

«Tja...» Ich überlegte. «Man muss das logisch betrachten.»

«Stimmt.»

«Ich möchte mal so sagen: Die Türen waren verriegelt – das haben wir mit eigenen Augen sehen können –, doch das Kerzenwachs auf dem Boden und die Vernichtung

des Testaments beweisen, dass jemand während der Nacht das Zimmer betreten hat. Sind Sie so weit einverstanden?»

«Völlig. Sie haben das mit bewundernswerter Klarheit dargelegt. Fahren Sie fort.»

Derart ermutigt, erläuterte ich weiter: «Die Person, die dann eintrat, kam nicht etwa durchs Fenster oder zauberte sich sonst wie hinein. Daraus folgt, dass die Tür von innen geöffnet worden sein muss, und zwar von Mrs. Inglethorp selbst. Das wäre aber ein weiterer Beweis dafür, dass es ihr Mann gewesen sein muss. Sie würde doch ihrem Mann bestimmt die Tür aufmachen.»

Poirot schüttelte den Kopf. «Warum sollte sie das tun? Sie hatte die Tür zu seinem Zimmer verriegelt – eine höchst ungewöhnliche Maßnahme –, und sie hatte am gleichen Nachmittag einen äußerst heftigen Streit mit ihm. Nein, er wäre der Letzte gewesen, den sie hereingelassen hätte.»

«Aber Sie stimmen mit mir doch darin überein, dass die Tür von Mrs. Inglethorp selbst geöffnet worden sein muss?»

«Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Vielleicht hatte sie vor dem Einschlafen vergessen, die Tür zum Flur abzusperren, und ist später, so gegen Morgen, noch einmal aufgestanden und hat sie dann verriegelt.»

«Poirot, sind Sie ernsthaft dieser Meinung?»

«Nein, ich halte das für unwahrscheinlich, aber es wäre möglich. Jetzt wollen wir uns noch einem anderen Umstand zuwenden. Was halten Sie von der Unterhaltung zwischen Mrs. Cavendish und ihrer Schwiegermutter, von der Sie das kurze Stück mitbekamen?»

«Das hatte ich ganz vergessen», sagte ich nachdenklich. «Die ist und bleibt für mich rätselhaft. Es scheint unglaublich, dass eine so stolze und zurückhaltende Frau

wie Mrs. Cavendish sich so heftig in etwas einmischt, das sie überhaupt nichts angeht.»

«Genau. Für eine Frau ihrer Herkunft ein erstaunliches Verhalten.»

«Gewiss merkwürdig», gab ich zu. «Aber es ist doch unwichtig und muss uns deshalb nicht weiter beschäftigen.»

Von Poirot kam ein Stöhnen. «Was habe ich Ihnen immer gesagt? Alles muss berücksichtigt werden. Falls die Tatsache nicht zur Theorie passt, muss die Theorie fallen gelassen werden.»

«Wir werden ja sehen», sagte ich pikiert.

«Ja, wir werden sehen.»

Wir hatten Leastways Cottage erreicht und Poirot nahm mich mit nach oben in sein Zimmer. Er bot mir eine der winzigen russischen Zigaretten an, die er gelegentlich rauchte. Amüsiert beobachtete ich, wie er die abgebrannten Streichhölzer höchst penibel in einer kleinen Porzellantasche verwahrte. Meine Verärgerung von vorhin schwand.

Poirot hatte zwei Stühle vor das offene Fenster gestellt, von wo aus man die Dorfstraße überblicken konnte. Die frische Luft war warm und angenehm, es würde ein heißer Tag werden.

Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit von einem jungen Mann gefesselt, der in großer Eile die Straße entlang gelaufen kam. Sein Gesichtsausdruck war eigenartig – eine seltsame Mischung aus Entsetzen und Aufregung.

«Sehen Sie nur, Poirot», sagte ich.

Er beugte sich vor. «*Tiens!*», sagte er. «Das ist Mr. Mace von der Apotheke. Er kommt anscheinend hierher.»

Der junge Mann hielt vor Leastways Cottage an, zögerte einen Moment und klopfte dann heftig an die Tür.

«Einen Augenblick», rief Poirot aus dem Fenster. «Ich komme.»

Er winkte mir, ihm zu folgen, und rannte schnell die Treppe hinunter. Mr. Mace begann sofort zu sprechen.

«Oh, Monsieur Poirot, es tut mir Leid, dass ich störe, aber ich hörte, dass Sie gerade von Styles zurückgekommen sind.»

«Ja, das stimmt.»

Der junge Mann fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. In seinem Gesicht arbeitete es seltsam.

«Im ganzen Dorf spricht man von der alten Mrs. Inglethorp, die so plötzlich starb. Sie sagen...», er senkte vorsichtig die Stimme, «dass es Gift war...»

Poirots Gesicht blieb unbewegt. «Das können uns nur die Ärzte sagen, Mr. Mace.»

«Ja, genau, natürlich...» Der junge Mann zögerte, aber dann übermannte ihn die Erregung. Er umklammerte Poirots Arm und flüsterte: «Sagen Sie mir nur eins, Mr. Poirot, es ist doch nicht Strychnin, oder?»

Ich hörte kaum, was Poirot antwortete, es war offensichtlich irgendetwas Unverbindliches. Der junge Mann ging wieder, und als Poirot die Tür schloss, begegneten sich unsere Blicke.

«Ja.» Er nickte ernst. «Er wird bei der Untersuchung aussagen müssen.»

Wir gingen langsam wieder nach oben. Ich wollte gerade den Mund aufmachen, als Poirot mich mit einer Handbewegung davon abhielt.

«Nicht jetzt, nicht jetzt, *mon ami*. Ich muss nachdenken. Meine Gedanken sind durcheinander geraten – das ist nicht gut.»

Ungefähr zehn Minuten lang saß er in absolutem Schweigen völlig regungslos da, und nur seine Augenbrauen zuckten einige Male vielsagend. Dabei verstärkte

sich das Funkeln seiner Augen und sie wurden immer grüner. Schließlich stieß er einen tiefen Seufzer aus.

«Gut. Der schlimme Augenblick ist vorbei. Jetzt ist alles geordnet und eingereiht. Niemals darf man ein Chaos in seinen Gedanken dulden. Der Fall ist noch nicht klar – nein. Er ist sogar höchst kompliziert. Er ist mir ein Rätsel. Mir, Hercule Poirot! Es gibt zwei Tatsachen von Bedeutung.»

«Und die wären?»

«Die erste betrifft das gestrige Wetter. Das ist sehr wichtig.»

«Aber es war ein wunderschöner Tag!», unterbrach ich ihn. «Poirot, Sie machen sich über mich lustig!»

«Keineswegs. Das Thermometer zeigte dreißig Grad im Schatten. Vergessen Sie das nicht, mein Freund. Das ist der Schlüssel zu des Rätsels Lösung.»

«Und der zweite Punkt?», fragte ich.

«Die bedeutsame Tatsache, dass Mr. Inglethorp sich sehr merkwürdig kleidet, einen schwarzen Bart hat und eine Brille trägt.»

«Poirot, ich kann nicht glauben, dass Sie das ernst meinen!»

«Ich bin absolut ernst, mein Freund.»

«Aber das ist kindisch!»

«Nein, das ist höchst wichtig.»

«Nehmen wir einmal an, die Untersuchung ergibt einen Urteilsspruch, sodass Alfred Inglethorp des Mordes angeklagt wird. Was wird dann aus Ihren Theorien?»

«Die würden doch nicht dadurch erschüttert, dass zwölf dumme Menschen zufälligerweise einen Fehler gemacht haben! Aber das wird nicht geschehen. Erstens ist eine Jury auf dem Lande nicht so wild darauf, eine solche Verantwortung zu übernehmen, und Mr. Inglethorp hat hier

gewissermaßen die Stellung des Gutsherrn. Zweitens», fügte er selbstzufrieden hinzu, «werde ich es nicht erlauben!»

«Sie werden es nicht erlauben?»

«Nein.»

Ich betrachtete den außergewöhnlichen kleinen Mann und wusste nicht, ob ich mich ärgern oder lachen sollte. Er war so unglaublich selbstsicher. Als ob er meine Gedanken gelesen hätte, nickte er freundlich.

«Oh ja, *mon ami*. Ich würde tun, was ich sage.» Er stand auf und legte seine Hand auf meine Schulter. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich gänzlich. Tränen traten in seine Augen. «Bei all dem, wissen Sie, denke ich an die arme tote Mrs. Inglethorp. Sie wurde nicht überschwänglich geliebt – nein. Aber sie war sehr gut zu uns Belgiern – ich stehe in ihrer Schuld.»

Ich wollte ihn unterbrechen, aber Poirot fuhr fort.

«Lassen Sie mich Ihnen eins sagen, Hastings. Sie würde es mir nie verzeihen, wenn ich zuließe, dass man Alfred Inglethorp, ihren Mann, *jetzt* verhaften würde – wenn ein Wort von mir ihn retten könnte!»

Sechstes Kapitel

Die gerichtliche Voruntersuchung

In den Tagen bis zur gerichtlichen Voruntersuchung war Poirot ungemein aktiv. Zweimal saß er mit Mr. Wells hinter verschlossenen Türen. Er unternahm auch lange Spaziergänge über Land. Ich war ziemlich gekränkt, dass er mich nicht in sein Vertrauen zog – umso mehr, als ich nicht die leiseste Ahnung hatte, was er im Schilde führte.

Mir kam der Gedanke, dass er vielleicht Erkundigungen auf Raikes' Farm einzog, und als ich ihn dann am Mittwochabend nicht zu Hause antraf, machte ich einen Spaziergang über die Felder in der Hoffnung, ihn zu treffen. Aber weit und breit war nichts von ihm zu sehen und ich wollte nicht allein zu der Farm gehen. Auf dem Rückweg begegnete ich einem alten Bauern, der mich durchtrieben von der Seite ansah.

«Sie sind doch von Styles?», fragte er.

«Ja, ich bin auf der Suche nach einem Freund. Ich dachte, er wäre hier entlang gegangen.»

«Ein kleiner Kerl? Der beim Reden mit den Händen fuchtelte? Einer von den Belgiern aus dem Dorf?»

«Ja», antwortete ich eifrig. «Ist er hier gewesen?»

«Doch ja, der war hier, jawohl. Und mehr als einmal. Ein Freund von Ihnen, ja? Ach, ihr feinen Herrn vom Schloss, ihr seid mir schon welch!» Und dann blickte er mich wieder äußerst pfiffig an.

«Warum? Kommen die Herren vom Gutshof denn öfter hierher?», fragte ich beiläufig. Er zwinkerte mir wissend zu.

«Einer, Mister. Aber ich nenne keinen Namen, nein. Und ein sehr großzügiger Herr dazu! Na, den sollten Sie mal erleben, Sir, jawohl!»

Ich ging rasch davon. Evelyn Howard hatte also Recht gehabt, und ich verspürte einen heftigen Widerwillen angesichts von Alfred Inglethorps großzügigem Umgang mit dem Geld seiner Frau. War etwa das reizvolle zigeunerhafte Gesicht die Ursache des Verbrechens oder war die Haupttriebfeder das Geld? Wahrscheinlich eine Mischung aus beidem.

In einem Punkt erschien Poirot seltsam eigensinnig. Er erwähnte ein- oder zweimal mir gegenüber, dass seiner Meinung nach Dorcas sich beim Zeitpunkt des Streits geirrt haben musste. Er fragte sie wiederholt, ob es nicht halb fünf statt vier Uhr gewesen sei, als sie die Stimmen hörte.

Aber Dorcas hielt an ihrer Aussage fest. Zwischen dem Streit und 5 Uhr, als sie Mrs. Inglethorp den Tee brachte, sei bestimmt eine Stunde oder mehr vergangen.

Die gerichtliche Voruntersuchung fand am Freitag im dörflichen Gasthof statt. Poirot und ich saßen nebeneinander, wir sollten nicht als Zeugen vernommen werden.

Die Präliminarien wurden erledigt. Die Geschworenen besichtigten die Leiche und John Cavendish identifizierte sie.

Bei der anschließenden Befragung schilderte er, wie er in den frühen Morgenstunden aufgewacht war und unter welchen Umständen seine Mutter gestorben war.

Als Nächstes kamen die medizinischen Gutachten dran. Es herrschte atemloses Schweigen und alle Augen waren auf den berühmten Londoner Spezialisten gerichtet, der

als eine der bedeutendsten Kapazitäten auf dem Gebiet der Toxikologie galt.

In wenigen kurzen Worten fasste Dr. Bauerstein das Ergebnis der Autopsie zusammen. Wenn man die medizinischen und technischen Fachausdrücke beiseite ließ, ergaben die Tatsachen, dass Mrs. Inglethorp an einer Strychninvergiftung gestorben war. In Anbetracht der gefundenen Mengen musste sie mindestens drei Viertel Gran Strychnin eingenommen haben, wahrscheinlich aber ein Gran oder sogar mehr.

«Ist es möglich, dass sie das Gift aus Versehen geschluckt hat?», fragte der Untersuchungsrichter.

«Das halte ich für höchst unwahrscheinlich. Strychnin wird nicht für Haushaltszwecke verwendet wie andere Gifte, und man kann es nur mit besonderer Genehmigung kaufen.»

«Haben Ihre Untersuchungen darüber Aufschluss gebracht, wie das Gift verabreicht wurde?»

«Nein.»

«Soweit ich weiß, sind Sie vor Dr. Wilkins in Styles angekommen?»

«Das stimmt. Das Auto begegnete mir vor dem Parktor und ich eilte dann so schnell zum Haus, wie ich konnte.»

«Wären Sie so freundlich und berichten uns, was anschließend geschah?»

«Ich betrat Mrs. Inglethorps Zimmer. Sie befand sich gerade in einem starrkrampfähnlichen Zustand. Sie drehte sich zu mir um und keuchte: «Alfred... Alfred...»

«Hätte sich das Strychnin in dem Kaffee befinden können, der ihr von ihrem Mann gebracht wurde?»

«Möglicherweise, aber Strychnin wirkt ziemlich schnell. Die Wirkung zeigt sich ein bis zwei Stunden nach der Einnahme. Unter bestimmten Bedingungen setzt sie erst später ein, doch in diesem Fall trifft keine davon zu. Ich

nehme an, dass Mrs. Inglethorp ihren Kaffee nach dem Essen so gegen acht Uhr trank. Doch die Symptome zeigten sich erst in den frühen Morgenstunden, das weist darauf hin, dass das Gift erst sehr viel später am Abend eingenommen wurde.»

«Mrs. Inglethorp hatte die Angewohnheit, um Mitternacht eine Tasse Kakao zu trinken. Könnte er das Strychnin enthalten haben?»

«Nein, ich habe selbst eine Probe des Kakaorests in dem Topf untersucht. Er enthielt kein Strychnin.»

Ich hörte Poirot neben mir leise lachen.

«Woher wussten Sie das?», flüsterte ich.

«Hören Sie zu.»

«Ich würde sagen», fuhr der Arzt fort, «dass jedes andere Ergebnis mich auch sehr überrascht hätte.»

«Warum?»

«Einfach deshalb, weil Strychnin einen außergewöhnlich bitteren Geschmack hat. Man kann es noch in einer Lösung von eins zu siebzigtausend herausschmecken, und es kann nur durch einen sehr starken Geschmack überdeckt werden. Kakao würde dazu nicht ausreichen.»

Einer der Geschworenen wollte wissen, ob das Gleiche auch für Kaffee zuträfe.

«Nein. Kaffee hat selbst einen sehr bitteren Geschmack, der den von Strychnin wahrscheinlich überdecken würde.»

«Dann halten Sie es für wahrscheinlicher, dass das Gift im Kaffee war, die Wirkung sich aber aus irgendeinem unbekannten Grund verzögerte?»

«Ja. Da die Tasse jedoch völlig zertrümmert wurde, konnten wir den Inhalt nicht mehr analysieren.»

Damit war Dr. Bauersteins Aussage beendet. Dr. Wilkins stimmte ihm in allen wesentlichen Punkten zu. Als er

zu der Möglichkeit eines Selbstmords befragt wurde, wies er das gänzlich von sich. Die Verstorbene litt zwar an einem schwachen Herzen, aber ansonsten erfreute sie sich bester Gesundheit und befand sich in einer heiteren, ausgeglichenen Gemütsverfassung. Sie wäre die Letzte gewesen, die sich das Leben genommen hätte.

Lawrence Cavendish wurde als Nächster aufgerufen. Seine Aussage war ziemlich unwichtig, es handelte sich eigentlich nur um eine Wiederholung dessen, was sein Bruder gesagt hatte. Als er gerade den Zeugenstand verlassen wollte, hielt er inne und fragte: «Dürfte ich vielleicht einen Vorschlag machen?»

Er sah bittend zu dem Untersuchungsrichter hinüber, der schnell erwiderte: «Gewiss, Mr. Cavendish, wir sind ja hier, um die Wahrheit herauszufinden, und begrüßen alles, das uns hierbei weiterhilft.»

«Ich hatte da nur so eine Idee», erklärte Lawrence. «Natürlich kann ich mich total irren, aber mir scheint, als könnte der Tod meiner Mutter auch eine natürliche Ursache haben.»

«Was meinen Sie damit, Mr. Cavendish?»

«Meine Mutter nahm zum Zeitpunkt ihres Todes und schon einige Zeit vorher ein Tonikum ein, das Strychnin enthielt.»

«Aha!», sagte der Untersuchungsrichter.

Die Geschworenen sahen interessiert auf.

«Ich glaube, es gab schon Fälle, wo die kumulative Wirkung der Droge nach einiger Zeit zum Tod geführt hat. Wäre es denn nicht auch möglich, dass sie aus Versehen eine Überdosis ihrer Medizin genommen hat?»

«Wir hören zum ersten Mal, dass die Verstorbene zur Zeit ihres Todes ein Medikament einnahm, das Strychnin enthielt. Wir danken Ihnen, Mr. Cavendish.»

Dr. Wilkins wurde erneut aufgerufen und zog diese Theorie ins Lächerliche.

«Was Mr. Cavendish da anführt, ist ganz unmöglich. Jeder Arzt würde Ihnen dasselbe sagen. Strychnin ist in gewissem Sinn ein kumulatives Gift, aber es ist völlig ausgeschlossen, dass es so plötzlich zum Tod führen könnte. Es hätten vorher über einen längeren Zeitraum chronische Symptome auftreten müssen, die mir sofort aufgefallen wären. Diese These ist völlig absurd.»

«Und die zweite Hypothese? Dass Mrs. Inglethorp aus Versehen eine Überdosis genommen haben könnte?»

«Nicht die dreifache, ja, nicht einmal die vierfache Menge hätte zum Tod geführt. Mrs. Inglethorp ließ sich von Mr. Coot, dem Apotheker in Tadminster, immer eine besonders große Dosis zubereiten. Für die Menge Strychnin, die bei der Autopsie gefunden wurde, hätte sie fast die ganze Flasche austrinken müssen.»

«Dann sind Sie also der Ansicht, dass diese Medizin in keiner Weise ihren Tod verursacht haben kann?»

«Ganz recht. Diese Idee ist absurd.»

Derselbe Geschworene, der schon zuvor die Verhandlung unterbrochen hatte, erkundigte sich, ob der Apotheker sich bei der Zubereitung geirrt haben könnte.

«Das kann man natürlich nie ausschließen», erwiderte der Arzt.

Aber als Dorcas als nächste Zeugin aufgerufen wurde, ließ sich auch diese Theorie nicht mehr halten. Die Medizin war nicht erst vor kurzem hergestellt worden, sondern vielmehr hatte Mrs. Inglethorp an ihrem Todestag die letzte Dosis eingenommen.

Damit war diese Medizin als Thema schließlich erschöpft, und der Untersuchungsrichter fuhr mit seiner Befragung fort. Er entlockte Dorcas, dass sie durch das heftige Läuten ihrer Herrin geweckt worden war und

anschließend die anderen im Haus geweckt hatte, und wandte sich dann dem Streit des vorangegangenen Nachmittags zu.

Dorcas' Aussage enthielt im Wesentlichen das, was Poirot und ich bereits wussten, deshalb werde ich es hier nicht noch einmal wiederholen.

Die nächste Zeugin war Mary Cavendish. Sie stand kerzengerade da und sprach mit tiefer, klarer und völlig beherrscher Stimme. Auf die Frage des Untersuchungsrichters hin berichtete sie, dass ihr Wecker sie wie gewöhnlich um halb fünf geweckt habe und dass sie während des Ankleidens durch ein Geräusch erschreckt worden sei, das sich wie ein schwerer Fall anhörte.

«Das könnte der Tisch neben dem Bett gewesen sein», bemerkte der Untersuchungsrichter.

«Ich öffnete meine Tür», fuhr Mary fort, «und lauschte. Kurze Zeit später läutete es wild, Dorcas kam heruntergerannt und weckte meinen Mann und wir gingen alle zum Zimmer meiner Schwiegermutter, aber es war abgeschlossen...»

Der Untersuchungsrichter unterbrach sie.

«Ich glaube, wir brauchen Sie zu diesem Punkt nicht weiter zu bemühen. Wir wissen Bescheid über das, was dann geschah. Aber wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie uns alles erzählen würden, was Sie von dem Streit am Vortag mitbekommen haben.»

«Ich?»

Ihr Ton war eine Spur arrogant. Sie hob die Hand und glättete ihren Spitzenkragen, und während sie das tat, drehte sie ein wenig den Kopf. Unvermittelt durchzuckte mich der Verdacht: Sie will Zeit gewinnen!

«Ja. Soweit ich weiß, saßen Sie auf der Bank genau vor dem Terrassenfenster und lasen. So war das doch, oder nicht?»

Das war mir neu, und als ich Poirot von der Seite einen Blick zuwarf, schien es mir, als ob ihm das ebenfalls neu war.

Es gab eine kaum merkliche Pause, ein winziges Zögern, bevor sie antwortete:

«Ja, das stimmt.»

«Und das Fenster des Boudoirs stand doch offen, nicht wahr?»

Mit Sicherheit wurde ihr Gesicht eine Spur blasser, als sie antwortete:

«Ja.»

«Dann müssen Sie doch die Stimmen darin gehört haben, besonders da sie in der Hitze des Streits immer lauter wurden. Eigentlich müssen Sie sie da besser gehört haben als in der Halle...»

«Vielleicht.»

«Können Sie uns wiederholen, was Sie von dem Streit mitbekommen haben?»

«Ich kann mich an kein Gespräch erinnern.»

«Wollen Sie damit sagen, dass Sie die Stimmen nicht gehört haben?»

«Oh doch, ich hörte Stimmen, aber ich hörte nicht, was gesagt wurde.» Sie war leicht errötet. «Ich pflege nicht bei Privatgesprächen zu lauschen.»

Der Untersuchungsrichter blieb hartnäckig.

«Sie können sich an überhaupt nichts erinnern? An nichts, Mrs. Cavendish? Nicht an ein einziges Wort oder einen Satz, der Ihnen verraten hätte, dass es sich hier um eine private Unterhaltung drehte?»

Sie schwieg und schien nachzudenken, nach außen hin wirkte sie so ruhig wie immer.

«Ja, ich erinnere mich an etwas, das Mrs. Inglethorp sagte – ich weiß aber nicht mehr genau, was – etwas über einen Skandal zwischen Ehegatten.»

«Aha!» Der Untersuchungsrichter lehnte sich befriedigt zurück. «Das stimmt mit dem überein, was Dorcas hörte. Aber entschuldigen Sie, Mrs. Cavendish – obwohl Sie merkten, dass dies eine private Unterhaltung war, sind Sie nicht weggegangen? Sie blieben da, wo Sie waren?»

Als sie die Augen hob, sah ich Zorn in ihren bernsteinfarbenen Augen aufblitzen. Ich war mir ganz sicher, dass sie in diesem Augenblick den kleinen Rechtsanwalt mit-samt seinen Unterstellungen mit Freuden in tausend Stücke gerissen hätte, aber sie erwiderte immer noch ruhig: «Nein. Ich saß dort sehr bequem. Ich konzentrierte mich auf mein Buch.»

«Und mehr können Sie uns nicht sagen?»

«Das ist alles.»

Die Vernehmung war zu Ende, obwohl ich bezweifelte, dass der Untersuchungsrichter damit gänzlich zufrieden war. Bestimmt dachte er, dass Mrs. Cavendish mehr hätte erzählen können, wenn sie gewollt hätte.

Als Nächste wurde die Verkäuferin Amy Hill aufgerufen. Sie bestätigte, dass sie am Nachmittag des 17. Juli ein Testamentsformular an William Earl, den zweiten Gärtner von Styles, verkauft hatte.

Ihr folgten William Earl und Manning und bestätigten, dass sie ein Dokument bezeugt hatten. Manning meinte, es wäre um 4.30 gewesen, William war der Ansicht, es wäre etwas eher gewesen.

Cynthia Murdoch kam als Nächste dran. Sie hatte jedoch wenig zu erzählen. Sie hatte von der Tragödie erst erfahren, als sie durch Mrs. Cavendish geweckt wurde.

«Hörten Sie denn nicht, wie der Tisch umfiel?»

«Nein, ich schlief fest.»

Der Untersuchungsrichter lächelte.

«Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen», bemerkte er. «Vielen Dank, Miss Murdoch, das ist alles.»

«Miss Howard.»

Miss Howard zeigte den Brief vor, den ihr Mrs. Inglethorp am Abend des 17. geschrieben hatte. Poirot und ich kannten ihn natürlich schon. Er hatte nichts zu unserem bereits vorhandenen Wissen um die Tragödie hinzufügen können.

Styles Court

Essex

17. Juli

Meine liebe Evelyn,

können wir uns nicht wieder vertragen? Es fällt mir nicht leicht zu vergessen, was du gegen meinen lieben Mann gesagt hast, aber ich bin eine alte Frau und habe dich sehr gern.

Mit herzlichen Grüßen

Emily Inglethorp.

Der Brief wurde den Geschworenen vorgelegt, die ihn aufmerksam betrachteten.

«Ich fürchte, das hilft uns nicht wesentlich weiter.» Der Untersuchungsrichter seufzte. «Die Ereignisse des Nachmittags werden darin nicht erwähnt.»

«Mir klar wie Kloßbrühe», sagte Miss Howard schroff. «Das zeigt doch sonnenklar, dass meine arme alte Freundin gerade erfahren hatte, dass man sie zum Narren gehalten hatte.»

«Davon steht aber nichts in dem Brief», entgegnete der Untersuchungsrichter.

«Nein, weil Emily nie zugeben konnte, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Aber ich kenne sie. Sie wollte, dass ich zurückkommen sollte. Aber sie wollte nicht zugeben,

dass ich Recht gehabt hatte. Davor drückte sie sich. Tun die meisten Menschen. Finde das falsch.»

Mr. Wells lächelte, und wie ich bemerkte, auch mehrere der Geschworenen. Miss Howard galt offensichtlich als ein Original.

«Na egal, dieser Quatsch hier ist eine große Zeitverschwendung», fuhr die streitbare Dame fort und sah die Geschworenen verächtlich an. «Reden... reden... reden! Wo wir doch die ganze Zeit genau wissen...»

Der Untersuchungsrichter ahnte, was da kommen sollte, und unterbrach sie eilig: «Danke schön, Miss Howard, das war alles.»

Ich meinte zu sehen, wie er einen Seufzer der Erleichterung ausstieß, als sie sich fügte.

Dann kam die Sensation des Tages. Der Untersuchungsrichter rief Mr. Mace auf, den Verkäufer in der Apotheke.

Das war unser aufgeregter junger Mann mit dem blauen Gesicht. Er beantwortete die Fragen des Untersuchungsrichters und erläuterte, dass er ein ausgebildeter Apotheker sei, aber erst vor kurzem die Stellung in dieser Apotheke angetreten habe, da der ehemalige Verkäufer einberufen worden war.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, kam der Untersuchungsrichter zum eigentlichen Thema.

«Mr. Mace, haben Sie kürzlich jemandem ohne Rezeptvorlage Strychnin verkauft?»

«Ja, Sir.»

«Wann war das?»

«Letzten Montagabend.»

«Montag? Nicht Dienstag?»

«Nein, Sir, es war am Montag, dem 16.»

«Können Sie uns sagen, an wen sie das verkauft haben?»

Jetzt hätte man eine Nadel zu Boden fallen hören können.

«Ja, Sir. Es war Mr. Inglethorp.»

Alles drehte sich gleichzeitig zu Alfred Inglethorp um, der teilnahmslos und starr dasaß. Er zuckte leicht zusammen, als der junge Mann die vernichtenden Worte aussprach. Ich dachte schon, er würde aufstehen, aber er blieb sitzen, und ein bemerkenswert gut gespielter Ausdruck des Erstaunens erschien auf seinem Gesicht.

«Sind Sie sich dessen, was Sie da sagen, auch ganz sicher?», hakte der Untersuchungsrichter streng nach.

«Ganz sicher, Sir.»

«Ist es bei Ihnen üblich, ohne Rezept Strychnin zu verkaufen?»

Der unglückliche junge Mann wäre unter dem missbilligenden Blick des Untersuchungsrichters offensichtlich am liebsten in den Boden versunken.

«Oh nein, Sir – natürlich nicht. Aber da es sich hier um Mr. Inglethorp von Styles handelte, hatte ich keine Bedenken. Er sagte, er müsse einen Hund einschläfern.»

Der junge Mann tat mir Leid. Es war nur menschlich, den Herrschaften vom Gut gefällig zu sein – besonders wenn es zur Folge haben konnte, dass sie in Zukunft nicht mehr bei Coot, sondern in der Dorfapotheke einkaufen würden.

«Ist es nicht üblich, solche Käufe durch eine Unterschrift bestätigen zu lassen?»

«Ja, Sir, Mr. Inglethorp tat das auch.»

«Haben Sie das Buch dabei?»

«Ja, Sir.»

Er zeigte es vor, und nach einer strengen Verwarnung wurde der arme Mr. Mace wieder aus dem Zeugenstand entlassen.

Als Alfred Inglethorp aufgerufen wurde, herrschte atemlose Stille. Ich fragte mich, ob ihm eigentlich klar war, wie eng sich die Schlinge um seinen Hals zuzog.

Der Untersuchungsrichter kam direkt zur Sache.

«Haben Sie am letzten Montag Strychnin gekauft, weil Sie einen Hund vergiften wollten?»

Inglethorp antwortete völlig ruhig: «Nein. Es gibt in Styles keine Hunde außer einem Schäferhund, und der ist kerngesund.»

«Sie streiten also ab, am letzten Montag bei Albert Mace Strychnin gekauft zu haben?»

«Ja.»

«Streiten Sie auch das ab?»

Der Untersuchungsrichter reichte ihm das Buch, in dem Inglethorps Unterschrift stand.

«Natürlich. Die Handschrift ist völlig anders als meine. Ich werde es ihnen beweisen.»

Er holte einen alten Briefumschlag aus seiner Tasche heraus, schrieb seinen Namen darauf und gab ihn den Geschworenen. Die Unterschrift war gänzlich anders als die im Buch.

«Wie erklären Sie sich dann Mr. Mace' Aussage?»

Alfred Inglethorp erwiderte unbewegt: «Mr. Mace muss sich irren.»

Der Untersuchungsrichter zögerte kurz, dann sagte er: «Mr. Inglethorp, würden Sie uns nur der Form halber sagen, wo Sie am Abend des 16. Juli waren?»

«Das weiß ich nicht mehr.»

«Das ist lächerlich, Mr. Inglethorp», sagte der Untersuchungsrichter scharf. «Überlegen Sie bitte.»

Inglethorp schüttelte den Kopf.

«Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich glaube, ich bin spazieren gegangen.»

«In welche Richtung?»

«Das weiß ich wirklich nicht mehr.»

Das Gesicht des Untersuchungsrichters wurde sehr ernst. «Waren Sie mit jemandem zusammen?»

«Nein.»

«Sind Sie während dieses Spaziergangs jemandem begegnet?»

«Nein.»

«Schade», meinte der Untersuchungsrichter trocken. «Sie weigern sich also zu sagen, wo Sie zu der Zeit waren, als Sie nach Mr. Mace' Aussage die Apotheke betraten, um Strychnin zu kaufen?»

«Wenn Sie es so formulieren wollen, ja.»

Poirot zappelte aufgeregt herum.

«*Sucre!*», murmelte er. «Will dieser Trottel unbedingt verhaftet werden?»

Inglethorp machte in der Tat einen sehr schlechten Eindruck. Sein vergebliches Leugnen hätte nicht einmal ein Kind überzeugt. Der Untersuchungsrichter ging jedoch zum nächsten Punkt über und Poirot seufzte erleichtert auf.

«Am Dienstag Nachmittag hatten Sie einen Streit mit Ihrer Frau?»

«Entschuldigen Sie», unterbrach ihn Alfred Inglethorp, «Sie wurden nicht richtig informiert. Ich habe mich mit meiner lieben Frau nicht gestritten, das ist eine Verleumdung. Ich war den ganzen Nachmittag über nicht im Haus.»

«Gibt es irgendjemanden, der das bezeugen kann?»

«Sie haben mein Wort», sagte Inglethorp hochmütig.

Der Untersuchungsrichter machte sich nicht die Mühe, darauf zu antworten.

«Es gibt zwei Zeuginnen, die beschwören können, dass Sie sich mit Mrs. Inglethorp gestritten haben.»

«Diese Zeuginnen irren sich.»

Ich stand vor einem Rätsel. Der Mann sprach mit solch einer ruhigen Sicherheit, dass es mir schier die Sprache verschlug. Ich sah Poirot an. Er strahlte, was ich überhaupt nicht begriff. War er jetzt endlich doch von Alfred Inglethorps Schuld überzeugt?

Der Untersuchungsrichter fuhr fort: «Mr. Inglethorp, Sie haben die letzten Worte Ihrer sterbenden Frau gehört. Können Sie sie in irgendeiner Weise erklären?»

«Natürlich kann ich das.»

«Ach ja?»

«Das ist doch ganz einfach. Das Zimmer war nur schwach erleuchtet. Dr. Bauerstein hat in etwa meine Größe und Statur und trägt wie ich einen Bart. In dem schwachen Licht und so, wie sie litt, verwechselte ihn meine Frau mit mir.»

«Ah!», machte Poirot. «Nicht schlecht!»

«Glauben Sie, das stimmt?», flüsterte ich.

«Das würde ich nicht sagen. Aber es ist ein wirklich erfinderischer Einfall.»

«Sie hören aus den letzten Worten meiner Frau eine Anklage heraus» – Inglethorp redete weiter –, «doch sie waren ganz im Gegenteil ein Hilferuf an mich.»

Der Untersuchungsrichter dachte kurz nach und sagte dann: «Soweit ich weiß, waren Sie es, Mr. Inglethorp, der an diesem Abend den Kaffee einschenkte und Ihrer Frau brachte?»

«Ich goss ihn ein, das ja. Aber ich brachte ihn ihr nicht. Ich wollte ihn hochbringen, aber man sagte mir, ein

Freund sei an der Haustür, deshalb stellte ich die Tasse auf den Tisch in der Halle. Als ich kurz darauf wiederkam, stand sie nicht mehr da.»

Diese Aussage mochte wahr sein oder auch nicht, aber sie schien meiner Ansicht nach Inglethorps Lage nicht zu verbessern.

Jedenfalls hatte er reichlich Zeit gehabt, das Gift hineinzutun.

In diesem Augenblick stieß Poirot mich leicht an und wies auf zwei Männer, die nebeneinander nahe bei der Tür saßen. Der eine war ein kleiner Mann mit Frettchengesicht und der andere war groß und blond.

Ich blickte Poirot fragend an. Er flüsterte mir ins Ohr:

«Wissen Sie, wer der kleine Mann ist?» Ich schüttelte den Kopf. «Das ist Kriminalinspektor James Japp von Scotland Yard Jimmy Japp. Der andere ist auch von Scotland Yard. Die Dinge geraten in Bewegung, mein Freund.»

Ich sah aufmerksam zu den beiden Männern hinüber. Sie hatten ganz und gar nichts von Polizisten an sich. Ich hätte nie gedacht, dass es sich bei ihnen um Kriminalbeamte handelte.

Ich starrte sie immer noch an, als das Urteil der Geschworenen verlesen wurde: «Vorsätzlicher Mord, der oder die Täter sind unbekannt.»

Siebtes Kapitel

Poirot bezahlt seine Schulden

Als wir aus dem Gasthof traten, zog Poirot mich durch einen sanften Druck auf den Arm zur Seite. Ich begriff, was er vorhatte. Er wartete auf die Männer von Scotland Yard.

Kurz darauf kamen sie heraus und Poirot ging sogleich auf den kleineren zu und begrüßte ihn.

«Ich fürchte, Sie werden sich nicht mehr an mich erinnern, Inspektor Japp.»

«Na, wenn das nicht Mr. Poirot ist!», rief der Inspektor aus. Er drehte sich zu seinem Kollegen um. «Ich habe Ihnen doch schon von Mr. Poirot erzählt? Wir haben 1904 zusammengearbeitet – der Falschmünzerskandal Abercrombie. Sie erinnern sich, er wurde in Brüssel gefasst. Ach, das waren wunderbare Zeiten, Mussjöh! Erinnern Sie sich noch an den «Baron» Altara? Das war vielleicht ein Gauner! Die halbe Polizei Europas war ihm auf den Fersen, doch er entkam immer wieder. Aber wir erwischten ihn dann in Amsterdam – dank Mr. Poirot hier.»

Während sie in Erinnerungen schwelgten, kam ich hinzu und wurde Inspektor Japp vorgestellt, der uns dann seinerseits seinem Kollegen Summerhaye vorstellte.

«Ich brauche Sie ja wohl kaum zu fragen, was Sie hier tun, meine Herren», bemerkte Poirot.

Japp zwinkerte viel sagend mit einem Auge.

«Nein, wohl kaum. Ziemlich eindeutiger Fall, würde ich sagen.»

Aber Poirot widersprach ernst: «Da bin ich anderer Ansicht.»

«Ach, was sagen Sie da!» Summerhaye machte zum ersten Mal den Mund auf. «Die ganze Sache ist doch sonnenklar. Der Mann ist auf frischer Tat ertappt worden. Ich begreife nicht, wie er so dumm sein konnte!»

Aber Japp sah Poirot aufmerksam an.

«Schonen Sie Ihre Kräfte, Summerhaye», bemerkte er scherzhaft.

«Ich und der Mussjöh kennen uns von früher – und es gibt kaum jemanden, dessen Urteil ich mehr vertraue. Wenn ich mich nicht gewaltig irre, dann hält er mit irgendetwas hinterm Berg. Stimmt doch, Monsieur?»

Poirot lächelte.

«Ich habe gewisse Schlussfolgerungen gezogen – ja.»

Summerhaye sah immer noch zweifelnd drein, aber Japp blickte Poirot prüfend an.

«Bisher kennen wir den Fall nur von außen. Wenn sich erst bei der gerichtlichen Untersuchung herausstellt, dass es um einen Mord geht, ist der Yard natürlich im Nachteil. Es hängt viel davon ab, dass man gleich von Anfang an dabei ist, und hier ist Mr. Poirot uns gegenüber im Vorteil. Wir wären ja noch nicht mal jetzt da gewesen, wenn nicht dieser schlaue Arzt uns durch den Untersuchungsrichter einen Tipp hätte zukommen lassen. Aber Sie waren von Anfang an dabei und vielleicht haben Sie ein paar kleine Hinweise aufgeschnappt. Nach den Zeugenaussagen von eben zu urteilen, hat Mr. Inglethorp seine Frau ermordet, so wahr, wie ich hier stehe, und ich würde jedem, der das Gegenteil behauptet, ins Gesicht lachen. Ich muss gestehen, es erstaunte mich, dass die Geschworenen ihn nicht gleich des vorsätzlichen Mordes

angeklagt haben. Ich denke, sie hätten es auch getan, wenn der Untersuchungsrichter nicht gewesen wäre – er schien sie davon zurückzuhalten.»

«Vielleicht, obwohl Sie ja jetzt einen Haftbefehl für ihn in der Tasche haben», warf Poirot ein.

Ober Japps ausdrucksvolle Miene legte sich eine Art starre Beamtenmaske.

«Vielleicht habe ich einen, vielleicht auch nicht», erwiderte er trocken.

Poirot sah ihn nachdenklich an.

«Es läge mir viel daran, Messieurs, wenn er nicht verhaftet würde.»

«Das glaube ich gern», bemerkte Summerhaye ironisch.

Japp betrachtete Poirot mit verblüffter Belustigung.

«Wollen Sie uns nicht etwas mehr darüber verraten, Mr. Poirot? Ein Augenzwinkern von Ihnen ist so gut wie ein Nicken. Sie waren von Anfang an dabei – und der Yard möchte nicht gern Fehler machen, wie Sie wissen.»

Poirot nickte ernst.

«Genau das habe ich mir gedacht. Nun gut, ich werde Ihnen etwas sagen: Nehmen Sie Ihren Haftbefehl und verhaften Sie Mr. Inglethorp. Aber das wird Ihnen keine Belobigung einbringen – die Anklage gegen ihn wird sofort fallen gelassen werden. *Comme ça!*» Und er schnippte vielsagend mit den Fingern.

Japp machte ein sehr ernstes Gesicht, aber Summerhaye schnaubte ungläubig.

Ich hingegen war buchstäblich geplättet vor Staunen. Ich konnte aus all dem nur noch schließen, dass Poirot verrückt geworden war.

Japp hatte ein Taschentuch herausgezogen und betupfte seine Stirn.

«Das wage ich nicht, Monsieur Poirot. Ich würde Sie gern beim Wort nehmen, aber da gibt es auch noch meine Vorgesetzten, die mich fragen werden, was zum Teufel das soll. Können Sie mir nicht ein bisschen mehr verraten?»

Poirot dachte kurz nach.

«Ich gebe zu, ich mache das ungern. Das zwingt mich, meine Karten aufzudecken. Ich hätte gern noch eine Weile unbemerkt weitergearbeitet, aber was Sie da sagen, ist berechtigt – das Wort eines pensionierten belgischen Polizisten genügt nicht! Und Alfred Inglethorp darf nicht verhaftet werden. Das habe ich geschworen, wie mein Freund Hastings hier weiß. Sagen Sie, mein guter Japp, fahren Sie jetzt gleich nach Styles?»

«Nein, erst in einer halben Stunde. Wir wollen zuerst mit dem Arzt und dem Untersuchungsrichter sprechen.»

«Gut. Sie können mich ja dann mitnehmen – ich wohne im letzten Haus im Dorf. Ich werde Sie begleiten. In Styles wird Mr. Inglethorp Ihnen solche Beweise vorlegen – und wenn er es nicht tut, was wahrscheinlich ist, werde ich das tun –, dass man die Anklage gegen ihn unmöglich aufrechterhalten kann. Ist das ein Angebot?»

«Das ist ein Angebot», bestätigte Japp herzlich. «Und im Namen des Yard bin ich Ihnen sehr verpflichtet, obwohl ich Ihnen gestehen muss, dass ich momentan nicht das kleinste Schlupfloch in der Beweiskette sehen kann, aber Sie waren schon immer ein Zauberer! Also, bis dann, Mussjöh.»

Die zwei Detektive schlenderten davon, Summerhaye mit einem ungläubigen Grinsen im Gesicht.

«Na, mein Freund», rief Poirot, bevor ich den Mund aufmachen konnte, «was sagen Sie dazu? Mir wurde bei dem Verhör einige Mal sehr warm: ich hätte nicht geglaubt, dass der Mann so dickköpfig sein und überhaupt

nichts sagen würde. Es war wirklich ein absolut idiotisches Verhalten.»

«Hm. Es gibt noch andere Erklärungen für sein Verhalten als Idiotie», bemerkte ich. «Wenn er schuldig ist, wie sollte er sich dann anders als durch Schweigen verteidigen?»

«Na, durch tausend verschiedene Möglichkeiten», rief Poirot. «Sehen Sie, wenn ich zum Beispiel den Mord begangen hätte, könnte ich mindestens sieben höchst überzeugende Geschichten auftischen! Viel überzeugender als Mr. Inglethorps eisernes Schweigen.»

Ich konnte nicht anders – ich musste lachen.

«Mein lieber Poirot, ich bin sicher, Sie wüssten auch siebzig! Aber mal ernsthaft, ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie immer noch an Alfred Inglethorps Unschuld glauben.»

«Warum jetzt nicht mehr als vorher? Es hat sich nichts geändert.»

«Aber die Beweise sind doch ganz eindeutig.»

«Ja, viel zu eindeutig.»

Wir bogen durch das Gartentor von Leastways Cottage ein und gingen die mir nun schon so vertrauten Stufen hinauf.

«Ja, viel zu eindeutig», wiederholte Poirot, wie zu sich selbst. «Echte Beweise sind meistens vage und unbefriedigend. Man muss sie untersuchen – sieben. Aber diese ganze Sache liegt bereits fix und fertig auf dem Silbertablett. Nein, mein Freund, diese Beweise wurden sehr schlau gefälscht – so schlau, dass sie das Gegenteil beweisen.»

«Wie kommen Sie denn darauf?»

«Ganz einfach: solange die Indizien gegen ihn vage und nicht greifbar waren, konnte man sie nur schwer widerlegen. Aber in seiner Angst hat der Täter das Netz so dicht

gezogen, dass sich Alfred Inglethorp mit einem einzigen Ruck befreien wird.»

Ich schwieg. Kurz darauf nahm Poirot den Faden wieder auf.

«Lassen Sie uns die Angelegenheit mal so betrachten. Sagen wir mal, hier ist ein Mann, der seine Frau vergiften will. Er hat sich früher seinen Lebensunterhalt selbst verdient, er ist demnach kein kompletter Dummkopf. Wie geht er also vor? Er kauft dreist beim Dorfapotheker Strychnin unter seinem Namen, mit einer erfundenen Geschichte von einem Hund, die garantiert als falsch entlarvt wird. Er verwendet das Gift nicht an diesem Abend. Nein, er wartet, bis er einen heftigen Streit mit ihr hat, von dem der ganze Haushalt weiß und der natürlich den Verdacht auf ihn lenkt. Er verschafft sich nichts zu seiner Verteidigung – nicht die Spur eines Alibis, obwohl er weiß, dass der Apotheker bestimmt alles erzählen wird. Bah! Wollen Sie mir einreden, dass ein Mann so dumm sein kann? Nur ein Verrückter, jemand, der am Galgen Selbstmord begehen will, würde so handeln!»

«Aber trotzdem – ich verstehe nicht...», fing ich an.

«Ich verstehe auch noch nichts. Ich sage Ihnen, *mon ami*, ich bin verwirrt. Ich – Hercule Poirot!»

«Aber wenn Sie ihn für unschuldig halten, wie erklären Sie sich dann, dass er Strychnin gekauft hat?»

«Ganz einfach. Er hat es nicht gekauft.»

«Aber Mace hat ihn erkannt!»

«Ich bitte um Verzeihung – er hat einen Mann gesehen mit einem schwarzen Bart wie Mr. Inglethorp, mit einer Brille wie Mr. Inglethorp, auffällig gekleidet wie Mr. Inglethorp. Er konnte doch keinen Mann erkennen, den er wahrscheinlich nur aus der Entfernung kannte, da er ja, wie Sie sich erinnern, erst seit vierzehn Tagen im Dorf

wohnt und Mrs. Inglethorp ja bisher hauptsächlich bei Coots in Tadminster einkaufte.»

«Dann glauben Sie also...»

«*Mon ami*, wissen Sie noch, welche zwei Punkte ich von Anfang an so betonte? Lassen wir den ersten mal beiseite: Welcher war der zweite?»

«Der wichtige Umstand, dass Mr. Inglethorp seltsam gekleidet ist, einen schwarzen Bart trägt und eine Brille aufhat», zitierte ich.

«Genau. Nehmen Sie mal an, jemand wollte sich als John oder Lawrence Cavendish verkleiden – wäre das leicht?»

«Nein», sagte ich nachdenklich. «Ein Schauspieler könnte natürlich...»

Aber Poirot schnitt mir einfach das Wort ab.

«Und warum wäre es nicht einfach? Ich werde es Ihnen sagen, mein Freund: Weil beide glattrasierte Männer sind. Wenn man sich erfolgreich im hellen Tageslicht als einer der beiden verkleiden wollte, bräuchte man das Talent eines Genies und eine grundsätzliche Ähnlichkeit. Aber im Fall von Alfred Inglethorp ist das ganz anders. Seine Kleidung, sein Bart, die Brille, die seine Augen verdeckt – das sind die entscheidenden Punkte seiner äußerlichen Erscheinung. Und was ist der Urinstinkt eines Verbrechers? Er will den Verdacht von sich ablenken. Und wie gelingt ihm das am ehesten? Indem er den Verdacht auf jemand anderen lenkt, nicht wahr? In diesem Fall bot sich ihm einer geradezu an. Alle waren bereit, an Mr. Inglethorps Schuld zu glauben. Man war sich von vornherein einig, dass man ihn verdächtigen würde, aber um sicher zu gehen, brauchte es auch noch eines handfesten Beweises – zum Beispiel, dass er das Gift selbst gekauft hat, aber das ist bei einem Mann von solch einer auffallenden Erscheinung nicht weiter schwierig. Denken Sie daran, dass dieser junge Mace nie wirklich mit Mr. Inglethorp

gesprachen hat. Wie sollte er dann bezweifeln, dass der Mann mit dieser Kleidung, diesem Bart und der Brille Alfred Inglethorp ist?»

«Das mag wahr sein», sagte ich, fasziniert von Poirots Beredsamkeit. «Aber wenn das der Fall ist, warum sagt er dann nicht, wo er am Montagabend war?»

«Ja, warum wohl nicht?» Poirot beruhigte sich allmählich wieder. «Wenn er verhaftet würde, dann würde er wahrscheinlich sprechen, aber ich möchte nicht, dass es so weit kommt. Ich möchte, dass er den Ernst seiner Lage erkennt. Es steckt natürlich irgendetwas Ehrenrühriges hinter seinem Schweigen. Auch wenn er nicht seine Frau ermordete, ist er nichtsdestotrotz ein Lump, und er hat irgendetwas zu verbergen.»

«Was könnte das sein?», überlegte ich. Poirot hatte mich fast überzeugt, obwohl ich immer noch die schwache Hoffnung hegte, dass die offensichtliche Schlussfolgerung die richtige war.

«Können Sie das nicht erraten?», Poirot lächelte.

«Nein, und Sie?»

«Oh ja, ich hatte vor kurzem eine kleine Idee – und die hat sich als richtig erwiesen.»

«Davon haben Sie mir nie erzählt», sagte ich vorwurfsvoll.

Poirot breitete entschuldigend seine Hände aus.

«Verzeihen Sie mir, *mon ami*, aber Sie waren nicht unbedingt *sympathique*.» Er fuhr ernst fort: «Sagen Sie mir – verstehen Sie jetzt, dass er nicht verhaftet werden darf?»

«Vielleicht», gab ich unsicher zu, denn das Schicksal von Alfred Inglethorp war mir herzlich gleichgültig, und meiner Meinung nach hätte es ihm gut getan, wenn er mal ordentlich Angst eingejagt bekäme.

Poirot beobachtete mich und seufzte. «Kommen Sie, mein Freund, abgesehen von Mr. Inglethorp – wie fanden

Sie die Aussagen bei der Untersuchung?» Er hatte das Thema gewechselt.

«Ach, es war ziemlich so, wie ich erwartet hatte.»

«Fanden Sie denn nichts merkwürdig?»

Meine Gedanken wanderten zu Mrs. Cavendish, aber ich zögerte: «Was meinen Sie damit?»

«Na, zum Beispiel die Aussage von Mr. Lawrence Cavendish?»

Ich war erleichtert. «Ach, Lawrence! Nein, da fiel mir nichts auf. Er ist immer so nervös.»

«Fanden Sie seine Theorie, dass seine Mutter versehentlich an einer Überdosis ihrer Medizin starb, nicht seltsam? Nein?»

«Nein, nicht dass ich wüsste. Die Ärzte machten sich natürlich darüber lustig, aber ich fand es eine ganz natürliche Ansicht für einen Laien.»

«Aber Monsieur Lawrence ist kein Laie. Sie selbst haben mir erzählt, dass er Medizin studiert und sogar den Doktor gemacht hat.»

«Ja, das stimmt. Das hatte ich ganz vergessen.» Ich war ziemlich verblüfft. «Das ist seltsam.»

Poirot nickte.

«Sein Verhalten war von Anfang an merkwürdig. Er allein von allen Hausbewohnern hätte die Symptome einer Strychninvergiftung erkennen können, aber des ungeachtet ist er der Einzige in der ganzen Familie, der an der Theorie eines natürlichen Todes festhält. Bei Monsieur John hätte ich das verstanden. Er hat keine Sachkenntnis und ist von Natur aus phantasielos. Aber Monsieur Lawrence – nein! Und heute liefert er noch eine Theorie, von der er gewusst haben muss, dass die absolut lächerlich ist. Darüber sollten wir einmal nachdenken, *mon ami!*»

«Das ist sehr verwirrend», gestand ich.

«Dann wäre da noch Mrs. Cavendish», fuhr Poirot fort. «Noch jemand, die nicht alles erzählt, was sie weiß! Wie fanden Sie ihr Verhalten?»

«Ich werde daraus nicht schlau. Eigentlich erscheint es undenkbar, dass sie Alfred Inglethorp zu schützen versucht, aber es sieht ganz danach aus.»

Poirot nickte nachdenklich. «Ja, das ist seltsam. Eins ist sicher – sie hat einen Gutteil mehr von diesem «Privatgespräch» gehört, als sie zugeben wollte.»

«Und trotzdem ist sie der letzte Mensch, dem man unterstellen würde, dass er an der Wand lauscht!»

«Ganz recht. Ein Punkt in ihrer Aussage hat mir gezeigt, dass ich mich geirrt habe. Dorcas hatte völlig Recht. Der Streit fand früher am Nachmittag statt, so gegen vier, wie sie es gesagt hat.»

Ich sah ihn fragend an, denn ich hatte seine Hartnäckigkeit in diesem Punkt nie verstanden.

«Ja, heute sind einige merkwürdige Fakten aufgetaucht», nahm Poirot den Faden wieder auf. «Zum Beispiel dieser Dr. Bauerstein – wieso lief er schon so früh am Morgen dort herum? Ich habe mich gewundert, dass dazu niemand etwas gesagt hat.»

«Vielleicht leidet er unter Schlaflosigkeit», sagte ich zweifelnd.

«Das könnte eine gute oder eine sehr schlechte Erklärung sein», bemerkte Poirot. «Das bezeichnet alles und erklärt gar nichts. Ich werde diesen klugen Dr. Bauerstein mal im Auge behalten.»

«Haben Sie noch mehr Widersprüche bei den Aussagen gefunden?», fragte ich ironisch.

«*Mon ami*», erwiderte Poirot ernst, «wenn Sie merken, dass die Leute nicht die Wahrheit sagen, dann passen Sie auf! Falls ich mich nicht sehr irre, hat heute bei der Untersuchung nur einer – oder höchstens zwei Personen –

die Wahrheit gesagt, rückhaltlos und ohne Täuschungsabsicht.»

«Ach, jetzt übertreiben Sie aber, Poirot! Bei Lawrence oder Mrs. Cavendish mögen Sie ja Recht haben. Aber was ist mit John und Miss Howard – die beiden haben doch bestimmt die Wahrheit gesagt?»

«Alle beide, mein Freund? Einer vielleicht, aber beide?»

Seine Worte versetzten mir einen Schock. Miss Howards Aussage war ja möglicherweise unwichtig gewesen, aber bei so viel Klarheit und Eindeutigkeit hätte ich niemals ihre Ehrlichkeit angezweifelt. Doch ich empfand große Hochachtung für Poirots Klugheit – außer wenn er das zeigte, was ich bei mir seine «schreckliche Dickköpfigkeit» nannte.

«Glauben Sie wirklich?», fragte ich. «Miss Howard machte auf mich immer einen so absolut ehrlichen Eindruck, dass es manchmal fast ein wenig übertrieben erschien.»

Poirot warf mir einen rätselhaften Blick zu, aus dem ich nicht schlau wurde. Er schien etwas sagen zu wollen, aber dann ließ er es bleiben.

«Auch Miss Murdoch hat so gar nichts Unehrlisches an sich», fuhr ich fort.

«Nein. Aber es war seltsam, dass sie nicht das kleinste Geräusch hörte, obwohl sie nebenan schlief, wohingegen Mrs. Cavendish viel weiter weg ganz deutlich den Tisch umfallen hörte.»

«Na ja, sie ist eben noch jung und schläft fest.»

«Also wirklich, dann muss diese junge Frau schlafen können wie ein Murmeltier!»

Der Ton seiner Stimme gefiel mir nicht besonders, aber in diesem Augenblick klopfte jemand energisch an die Tür, und als wir aus dem Fenster schauten, sahen wir die zwei Detektive, die unten auf uns warteten.

Poirot nahm seinen Hut, zwirbelte noch einmal heftig seinen Schnurrbart, wischte ein unsichtbares Staubkorn von seinem Ärmel und bedeutete mir, vor ihm die Treppe hinunterzugehen. Zusammen mit den Detektiven marschierten wir dann nach Styles.

Ich glaube, das Erscheinen der zwei Männer von Scotland Yard war ein ziemlicher Schock – vor allem für John, obwohl er sich natürlich nach dem Urteil der Geschworenen hätte denken können, dass das nur noch eine Frage der Zeit war. Doch die Anwesenheit der Kriminalbeamten konfrontierte ihn mit der Wahrheit mehr als irgendetwas anderes.

Poirot hatte sich auf dem Weg hierher leise mit Japp ausgetauscht, und der Letztere verlangte nun, dass sich alle Hausbewohner mit Ausnahme der Dienstboten im Salon versammeln sollten. Mir war klar, was dahinter steckte. Poirot sollte jetzt beweisen, ob er sein kühnes Versprechen halten konnte.

Ich für meine Person war nicht sehr zuversichtlich. Poirot mochte ja die allerbesten Gründe für seinen Glauben an Inglethorps Unschuld haben, aber ein Mann wie Summerhaye würde handfeste Beweise verlangen, und ich zweifelte, ob Poirot die vorlegen konnte.

Bald waren wir alle im Salon versammelt, und Japp schloss die Tür. Poirot stellte höflich für alle Stühle bereit. Alle Augen waren auf die Männer von Scotland Yard gerichtet. Ich glaube, uns allen wurde zum ersten Mal klar, dass das hier kein Albtraum, sondern knallharte Wirklichkeit war. Wir hatten von solchen Dingen zwar schon gelesen, aber jetzt waren wir selbst die Schauspieler in dem Drama. Morgen würden in ganz England die Schlagzeilen der Tageszeitungen die Nachricht verkünden:

Geheimnisvolle Tragödie in Essex

Es würden Fotos von Styles zu sehen sein, Schnappschüsse von den «Familienmitgliedern nach der Untersuchung» – der Dorffotograf war nicht untätig gewesen! Über solche Dinge hatte man schon hundertmal gelesen, aber immer widerfuhr so etwas nur anderen Leuten, nie einem selbst. Und jetzt war in diesem Haus ein Mord geschehen. Vor uns standen die «mit dem Fall betrauten Kriminalbeamten». Solche wohl bekannten glatten Formulierungen schossen mir durch den Kopf, bevor Poirot das Wort ergriff.

Ich glaube, alle waren etwas überrascht, dass er und nicht einer der offiziell mit dem Fall befassten Kriminalinspektoren die Initiative ergriff.

«*Mesdames et messieurs*», Poirot verbeugte sich, als ob er ein berühmter Redner wäre, der einen Vortrag halten wollte. «Ich habe Sie alle aus einem bestimmten Grund hierher gebeten. Es geht um Mr. Alfred Inglethorp.»

Inglethorp saß allein ein bisschen abseits – weil wahrscheinlich alle ihren Stuhl unbewusst ein wenig von ihm abgerückt hatten – und zuckte leicht zusammen, als Poirot seinen Namen nannte.

«Mr. Inglethorp», Poirot redete ihn nun direkt an, «auf diesem Haus lastet ein dunkler Schatten – der Schatten eines Mordes.»

Inglethorp schüttelte traurig den Kopf.

«Meine arme Frau», murmelte er. «Arme Emily! Es ist schrecklich.»

«Ich weiß nicht, Monsieur, ob Sie ganz begriffen haben, wie schrecklich das ist – und zwar für Sie», sagte Poirot nachdrücklich. Und als Inglethorp immer noch nicht zu begreifen schien, fügte er hinzu: «Mr. Inglethorp, Sie befinden sich in sehr großer Gefahr.»

Die zwei Kriminalbeamten wanden sich unbehaglich. Ich sah schon die offizielle Formel: «Alles, was Sie sagen, kann gegen Sie verwendet werden», auf Summerhayes Lippen. Poirot fuhr fort:

«Begreifen Sie es jetzt, Monsieur?»

«Nein. Was wollen Sie damit sagen?»

«Ich will damit sagen», entgegnete Poirot mit Nachdruck, «dass Sie verdächtigt werden, Ihre Frau vergiftet zu haben.»

Bei diesen unverblünten Worten hielten alle im Raum den Atem an.

«Du lieber Himmel!», schrie Inglethorp und sprang auf, «was für eine grauenvolle Vorstellung! Ich – ich soll meine liebste Emily vergiftet haben!»

«Ich glaube nicht», Poirot beobachtete ihn scharf, «dass Sie sich über die ungünstige Wirkung Ihrer Aussage bei der Untersuchung im Klaren sind. Mr. Inglethorp, weigern Sie sich jetzt immer noch zu sagen, wo Sie am Montagabend um sechs waren?»

Stöhnend ließ Alfred Inglethorp sich wieder niedersinken und vergrub sein Gesicht in den Händen. Poirot ging zu ihm und stellte sich vor ihn.

«Reden Sie!», rief er drohend.

Inglethorp hob mühsam das Gesicht und ließ die Hände sinken. Dann schüttelte er langsam den Kopf.

«Sie wollen nicht reden?»

«Nein. Ich glaube einfach nicht, dass jemand so eine fürchterliche Anklage gegen mich vorbringen könnte.»

Poirot nickte, wie jemand, der sich zu etwas entschlossen hat.

«*Soit!*», sagte er. «Dann muss ich für Sie sprechen.»

Alfred Inglethorp sprang wieder auf.

«Sie? Wie können Sie denn sprechen? Sie wissen doch gar nicht...» Er brach ab.

Poirot wandte sich zu uns um. «*Mesdames et messieurs!* Ich werde sprechen! Hören Sie zu! Ich, Hercule Poirot, bestätige hiermit, dass der Mann, der letzten Montag um sechs Uhr abends die Apotheke betrat und Strychnin kaufte, nicht Mr. Inglethorp war, denn um sechs Uhr begleitete Mr. Inglethorp Mrs. Raikes von einem benachbarten Gutshof nach Hause. Ich kann mindestens fünf Zeugen beibringen, die schwören, dass sie die beiden um sechs Uhr oder kurze Zeit später zusammen gesehen haben. Und wie Sie vielleicht wissen, liegt Abbey Farm, Mrs. Raikes' Zuhause, mindestens zweieinhalb Meilen vom Dorf entfernt. Sein Alibi ist also absolut wasserdicht!»

Achtes Kapitel

Neuer Verdacht

Ein Augenblick lang herrschte bestürztes Schweigen. Japp war von uns allen am wenigsten überrascht und ergriff als Erster das Wort.

«Ich schwöre, Sie sind der Größte! Und natürlich sind diese Zeugen alle völlig zuverlässig, was, Poirot?»

«*Voilà!* Ich habe eine Liste vorbereitet – hier sind alle Namen und Adressen. Sie müssen sie selbstverständlich befragen. Aber Sie werden sehen, dass alles stimmt.»

«Davon bin ich überzeugt.» Japp senkte die Stimme. «Ich bin Ihnen sehr dankbar. Seine Verhaftung wäre ja eine ziemliche Pleite gewesen.» Er drehte sich zu Inglethorp um. «Aber entschuldigen Sie, Sir, warum konnten Sie das nicht einfach bei der Untersuchung sagen?»

«Ich werde Ihnen sagen, warum», wurde er von Poirot unterbrochen. «Es gab da gewisse Gerüchte...»

«Höchst böartige und absolut erfundene», mischte sich Alfred Inglethorp erregt ein.

«Und Mr. Inglethorp war bestrebt, in der gegenwärtigen Situation einen Skandal zu vermeiden. Habe ich recht?»

«Das stimmt.» Inglethorp nickte. «Wundert es Sie vielleicht, dass ich nicht noch mehr Gerüchte in die Welt setzen wollte, wo doch meine arme Emily noch nicht einmal begraben ist.»

«Ganz unter uns, Sir», warf Japp ein. «Ich würde jede Menge Gerüchte einer Verhaftung wegen Mordes vorzie-

hen, und ich könnte mir denken, dass Ihre arme Gattin das auch so gesehen haben würde. Denn wenn Mr. Poirot nicht gewesen wäre, hätte ich Sie verhaftet, so wahr ich hier stehe!»

«Das war zweifellos dumm von mir», murmelte Inglethorp. «Aber Sie wissen ja gar nicht, Inspektor, wie sehr man mir übel gewollt und mich verleumdet hat.» Dabei warf er Evelyn Howard einen vorwurfsvollen Blick zu.

«Und jetzt würde ich gern das Schlafzimmer der Ermordeten sehen, Sir.» Japp hatte sich an John gewandt. «Und danach möchte ich mich gern ein wenig mit den Dienstboten unterhalten. Sie brauchen sich nicht zu bemühen, Mr. Poirot wird mir den Weg zeigen.»

Während alle den Raum verließen, drehte sich Poirot um und gab mir ein Zeichen, dass ich ihm nach oben folgen sollte. Dort ergriff er mich am Arm und zog mich beiseite.

«Rasch, gehen Sie in den anderen Flügel. Bleiben Sie dort gleich hinter dem Dienstbotendurchgang stehen. Rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich komme.» Dann drehte er sich rasch um und holte die beiden Kriminalbeamten ein.

Ich befolgte seine Anweisungen, blieb hinter dem Dienstboteneingang stehen und fragte mich, was in aller Welt hinter diesem Wunsch steckte. Sollte ich an dieser besonderen Stelle Wache schieben? Nachdenklich sah ich den Flur entlang. Mit Ausnahme des Zimmers von Cynthia Murdoch lagen alle Zimmer in dem anderen Flügel. Hatte es etwas damit zu tun? Sollte ich berichten, wer kam und wer ging? Getreu erfüllte ich meine Pflicht. Die Minuten verstrichen. Niemand kam. Nichts geschah.

Es waren wohl etwa zwanzig Minuten vergangen, als Poirot wieder auftauchte.

«Sie sind nicht fortgegangen?»

«Nein, ich habe mich nicht von der Stelle gerührt. Es ist nichts passiert.»

«Ah!» War er erfreut oder enttäuscht? «Sie haben überhaupt nichts gesehen?»

«Nein.»

«Aber bestimmt haben Sie etwas gehört? Ein umstürzendes Möbelstück vielleicht – eh, *mon ami*?»

«Nein.»

«Ich ärgere mich schrecklich über meine Ungeschicklichkeit. Stellen Sie sich vor, ich machte eine Handbewegung – eine von Poirots Gesten – «und schon fiel der Tisch beim Fenster um!»

Er wirkte so bekümmert und niedergeschlagen, dass ich ihn rasch wieder trösten wollte.

«Machen Sie sich nichts daraus, alter Freund. Was macht das schon? Ihr Erfolg unten im Salon hat Sie aufgeregt. Ich kann Ihnen sagen, das war vielleicht eine Überraschung für uns alle! An dieser Affäre zwischen ihm und Mrs. Raikes muss doch mehr dran sein, als wir dachten, sonst hätte er nicht so ausdauernd geschwiegen. Was wollen Sie jetzt tun? Wo sind die Herren von Scotland Yard?»

«Sie sind hinunter zu den Dienstboten gegangen. Ich habe ihnen alle unsere Beweise gezeigt, doch von Japp bin ich enttäuscht. Er arbeitet völlig ohne Methode!»

Ich sah aus dem Fenster.

«Hallo!», sagte ich. «Da kommt ja Dr. Bauerstein. Ich glaube, Sie haben Recht mit Ihrer Einschätzung von dem Mann, Poirot. Ich kann ihn nicht leiden.»

«Er ist schlau», bemerkte Poirot in Gedanken versunken.

«Oh, ein ganz schlauer Teufel! Ich muss gestehen, dass ich mich über sein Missgeschick am Dienstag diebisch gefreut habe. Das hätten Sie sehen müssen!» Ich be-

schrieb ihm das Abenteuer des Arztes. «Er sah wirklich wie eine Vogelscheuche aus! Von oben bis unten mit Schlamm bespritzt.»

«Sie haben ihn selbst gesehen?»

«Ja. Natürlich wollte er nicht reinkommen, es war direkt nach dem Abendessen, aber Mrs. Inglethorp bestand darauf.»

«Was?» Poirot packte mich heftig bei den Schultern. «Dr. Bauerstein war am Dienstagabend hier? Hier? Und Sie haben mir das nie gesagt? Warum? Warum?»

Er war völlig außer sich.

«Mein lieber Poirot», protestierte ich, «ich hätte nie gedacht, dass Sie das interessieren würde. Ich hielt es für nebensächlich.»

«Nebensächlich? Es ist von größter Bedeutung! Dr. Bauerstein war also am Dienstag hier – in der Mordnacht. Begreifen Sie denn nicht, Hastings? Das ändert alles – alles!»

Ich hatte ihn noch nie so aufgebracht erlebt. Er ließ meine Schultern wieder los, richtete mechanisch zwei Kerzen gerade und redete immer noch mit sich selbst: «Ja, das verändert alles – alles.»

Plötzlich schien er einen Entschluss gefasst zu haben.

«*Allons!*», sagte er. «Wir müssen sofort handeln. Wo ist Mr. Cavendish?»

John war im Herrenzimmer. Poirot ging direkt zu ihm.

«Mr. Cavendish, ich habe etwas Wichtiges in Tadmirster zu erledigen, es gibt eine neue Spur. Könnte ich Ihr Auto haben?»

«Selbstverständlich. Jetzt gleich?»

«Wenn es möglich ist.»

John läutete und gab Anweisung, den Wagen vorfahren zu lassen. Zehn Minuten später rasten wir durch den Park und über die Landstraße nach Tadminster.

«Also, Poirot», sagte ich wenig begeistert. «Vielleicht erklären Sie mir mal, was das alles soll?»

«Aber *mon ami*, Sie können eine Menge selbst erraten. Ihnen ist natürlich klar, dass sich jetzt durch Mr. Inglethorps Alibi alles völlig verändert hat. Wir stehen vor einem gänzlich neuen Problem. Wir wissen jetzt, dass er derjenige ist, der das Gift nicht gekauft hat. Wir haben die falschen Beweise enttarnt. Jetzt müssen wir uns mit den echten befassen. Ich habe festgestellt, dass alle Hausbewohner sich am Montag als Mr. Inglethorp verkleidet haben könnten, ausgenommen Mrs. Cavendish, die mit Ihnen Tennis spielte.

Außerdem haben wir seine Aussage, dass er den Kaffee in der Halle abstellte. Bei der Untersuchung hat davon niemand groß Notiz genommen – aber nun hat dieser Fakt eine entscheidende Bedeutung erhalten. Wir müssen herausfinden, wer Mrs. Inglethorp diesen Kaffee brachte oder wer durch die Halle ging, während die Tasse dort stand. Nach Ihrem Bericht gibt es nur zwei Menschen, von denen wir genau wissen, dass sie nicht in die Nähe des Kaffees kamen – Mrs. Cavendish und Mademoiselle Cynthia.»

«Ja, das stimmt.» Mir wurde auf einmal ganz leicht ums Herz.

Mrs. Cavendish stand damit wohl außerhalb jeden Verdachts.

«Da Alfred Inglethorp nun nicht mehr unter Verdacht steht», fuhr Poirot fort, «bin ich gezwungen, meine Trümpfe eher zu zeigen, als ich wollte. Solange der Täter in dem Glauben war, ich wäre hinter Inglethorp her, fühlte er sich unbeobachtet und war nicht auf der Hut. Jetzt wird er sich doppelt in Acht nehmen. Ja, er wird doppelt

vorsichtig sein.» Poirot drehte sich ruckartig zu mir um. «Sagen Sie mir, Hastings, haben Sie – Sie persönlich – eigentlich niemanden in Verdacht?»

Ich zögerte. Offen gestanden war mir an diesem Morgen schon ein-, zweimal eine ganz ungeheuerliche, verrückte Idee durch den Kopf gegangen. Ich hatte sie als zu absurd abgetan, aber sie ließ sich einfach nicht vertreiben.

«Man kann es wohl kaum einen Verdacht nennen», murmelte ich. «Dazu ist es zu albern.»

«Na, kommen Sie schon», drängte Poirot ermutigend. «Keine Angst, nur heraus damit. Man sollte immer seinen Instinkten folgen.»

«Also gut», platzte ich heraus, «es ist völlig unmöglich – aber ich habe den Verdacht, dass Miss Howard nicht alles sagt, was sie weiß.»

«Miss Howard?»

«Ja. Jetzt werden Sie mich auslachen...»

«Überhaupt nicht. Warum sollte ich?»

«Mir kommt es einfach so vor», fuhr ich unsicher fort, «dass wir sie als mögliche Verdächtige nur deshalb ausgelassen haben, weil sie nicht da war. Aber sie war schließlich nur fünfzehn Meilen weit entfernt. Mit dem Auto dauert das nicht mal eine Stunde. Können wir denn mit Bestimmtheit behaupten, dass sie in der Mordnacht unmöglich in Styles sein konnte?»

«Ja, mein Freund», sagte Poirot überraschend. «Ich habe gleich das Krankenhaus angerufen, in dem sie arbeitet.»

«Und?»

«Ich erfuhr, dass Miss Howard am Dienstagnachmittag Dienst hatte, und als ein neuer Verwundeten-Transport eintraf, bot sie freiwillig an, auch die Nachtschicht zu übernehmen, was dankbar angenommen wurde. Damit wäre das erledigt.»

«Ach!», sagte ich ziemlich verdutzt und fuhr fort: «Eigentlich haben mich ihre vehementen Tiraden gegen Inglethorp misstrauisch gemacht. Ich habe den Eindruck, als ob sie alles tun würde, um ihm zu schaden. Und außerdem habe ich mir überlegt, dass sie etwas über das verschwundene Testament wissen könnte. Vielleicht hat sie das neue mit dem alten verwechselt und es verbrannt. Sie scheint ihn fürchterlich zu hassen.»

«Finden Sie ihre Heftigkeit unangemessen?»

«J-ja. Sie ist so schrecklich wütend, dass ich mich frage, ob sie da noch ganz zurechnungsfähig ist.»

Poirot schüttelte energisch den Kopf.

«Nein, da befinden Sie sich auf der falschen Fährte. An Miss Howard ist nichts Schwachsinniges oder Degeneriertes. Sie ist ein Prachtexemplar von einer höchst zurechnungsfähigen Engländerin. Sie ist die Vernunft selbst.»

«Aber ihr Hass auf Inglethorp grenzt doch schon fast an Manie. Ich hatte mir überlegt – zweifellos ein höchst lächerlicher Gedanke –, dass sie möglicherweise ihn vergiften wollte und dass es dann aus Versehen Mrs. Inglethorp getroffen hat. Aber mir fällt keine Möglichkeit ein, wie sie es getan haben kann. Das Ganze ist wahrscheinlich eine Schnapsidee von mir.»

«Aber in einer Sache haben Sie ganz Recht: Es ist immer klug, alle zu verdächtigen, bis man auf logische Weise und überzeugend beweisen kann, dass jemand unschuldig ist. Was spräche denn nun gegen die Vermutung, dass Miss Howard absichtlich Mrs. Inglethorp vergiftet hätte?»

«Aber sie war ihr doch so zugetan!», rief ich aus.

«Ts, ts!», machte Poirot gereizt. «Sie argumentieren wie ein Kind. Falls Miss Howard im Stande war, die alte Dame zu vergiften, hätte sie auch sicherlich ihre Zuneigung heucheln können. Nein, wir müssen anders argumentie-

ren. Sie haben völlig Recht, ihr Hass gegen Alfred Inglethorp ist viel zu übertrieben, um echt zu sein. Aber Ihre Schlussfolgerung daraus ist falsch. Ich habe meine eigenen Schlüsse gezogen und halte die auch für richtig, aber ich möchte momentan noch nicht darüber sprechen.» Er hielt kurz inne, dann fuhr er fort: «Meiner Ansicht nach spricht eine unumstößliche Tatsache gegen Miss Howard als Mörderin.»

«Und die wäre?»

«Miss Howard hat keinerlei Vorteil durch Mrs. Inglethorps Tod. Und es gibt nun mal keinen Mord ohne Motiv.»

Ich überlegte. «Könnte Mrs. Inglethorp nicht ein Testament zu ihren Gunsten gemacht haben?»

Poirot schüttelte den Kopf.

«Aber Sie haben doch Mr. Wells auf diese Möglichkeit hingewiesen.»

Poirot lächelte. «Das hatte seinen Grund. Ich wollte nicht den Namen der Person nennen, an die ich dabei eigentlich dachte. Miss Howard nimmt eine ziemlich ähnliche Stellung ein, deshalb nannte ich ihren Namen.»

«Aber Mrs. Inglethorp hätte es doch trotzdem tun können. Vielleicht war sogar das Testament, das sie an ihrem Todestag machte, genau das, was...»

Aber Poirot schüttelte so energisch den Kopf, dass ich innehielt.

«Nein, mein Freund. Ich habe ein paar ganz bestimmte kleine Ideen bezüglich dieses Testaments. Aber ich kann Ihnen so viel verraten – es war nicht zu Miss Howards Gunsten.»

Ich akzeptierte seine Theorie, aber ich begriff nicht, wie er sich seiner Sache so sicher sein konnte.

Ich seufzte. «Dann werden wir Miss Howard also freisprechen. Eigentlich ist es zum Teil Ihre Schuld, dass

ich sie überhaupt verdächtigt habe, weil Sie während der Untersuchung etwas zu Miss Howards Aussage bemerkten, was mich darauf brachte.»

Poirot sah mich fragend an.

«Was habe ich denn über ihre Aussage bei der Untersuchung gesagt?»

«Wissen Sie das nicht mehr? Als ich behauptete, sie und John stünden außerhalb jeden Verdachts?»

«Ach – äh – ja.» Er schien ein bisschen verwirrt, aber er riss sich zusammen. «Übrigens, Hastings, es gibt etwas, was Sie für mich tun könnten.»

«Gern. Was wäre das?»

«Wenn Sie das nächste Mal mit Lawrence Cavendish zusammen sind, sagen Sie bitte Folgendes zu ihm: Ich habe eine Nachricht von Poirot für Sie. Finden Sie die überzählige Tasse und Sie können beruhigt sein!» Nicht mehr und nicht weniger.»

«Finden Sie die überzählige Tasse und Sie können beruhigt sein?», vergewisserte ich mich verblüfft.

«Ausgezeichnet.»

«Aber was soll das bedeuten?»

«Das dürfen Sie getrost selbst herausfinden. Sie kennen ja alle Tatsachen. Sagen Sie das einfach zu ihm und merken Sie sich, was er antwortet.»

«Na gut – aber das ist alles äußerst geheimnisvoll.»

Wir waren inzwischen in Tadminster angekommen und Poirot wies dem Chauffeur den Weg zu dem chemischen Labor.

Poirot stieg eilig aus und ging hinein. Kurze Zeit später kam er wieder zurück.

«So, das hätten wir erledigt.»

«Was haben Sie denn dort gewollt?», fragte ich neugierig.

«Ich hab ihnen etwas zum Analysieren gebracht.»

«Ja, aber was?»

«Den Kakaorest aus dem Topf im Schlafzimmer.»

«Aber der ist doch schon untersucht worden!», rief ich verblüfft aus. «Dr. Bauerstein hat ihn untersucht und Sie selbst haben die Möglichkeit, dass er Strychnin enthalten könnte, als lächerlich abgetan.»

«Ich weiß, dass Dr. Bauerstein ihn untersucht hat», erwiderte Poirot ruhig.

«Ja, und?»

«Ich wollte ihn einfach noch einmal untersuchen lassen, das ist alles.»

Danach konnte ich ihm kein weiteres Wort mehr zu dem Thema entlocken.

Was Poirot mit dem Kakao vorhatte, war mir rätselhaft. Ich konnte mir darauf überhaupt keinen Reim machen. Nachdem ich zwischenzeitlich kurz an ihm gezweifelt hatte, vertraute ich ihm nun wieder völlig, seitdem sich sein Glaube an Alfred Inglethorps Unschuld auf so triumphale Weise bestätigt hatte.

Die Beerdigung von Mrs. Inglethorp fand am folgenden Tag statt. Als ich am Montag zu einem späten Frühstück herunterkam, nahm mich John beiseite und teilte mir mit, dass Mr. Inglethorp an diesem Morgen ausziehen, und bis alles geregelt sei, im Gasthaus logieren würde.

«Sein Auszug ist wirklich eine große Erleichterung, Hastings», gestand mir mein Freund. «Es war schon vorher schlimm genug, als wir ihn alle für den Täter hielten, aber seltsamerweise ist es jetzt noch schlimmer, weil wir alle Schuldgefühle haben, dass wir dem Kerl so bereitwillig die Tat zugetraut hatten. Wir haben ihn wirklich scheußlich behandelt. Natürlich sprach erst alles gegen ihn, und man kann uns eigentlich kaum vorwerfen, dass wir voreilige Schlüsse zogen. Wie dem auch sei – wir hat-

ten Unrecht, und nun müssten wir unseren Irrtum eigentlich wieder gutmachen, aber da wir den Kerl immer noch nicht leiden können, ist das sehr schwierig. Die ganze Geschichte ist kolossal unangenehm! Ich bin ihm dankbar, dass er sich nun taktvoll vom Acker macht. Nur gut, dass unsere Mutter ihm nicht Styles hinterlassen konnte. Die Vorstellung, dass er hier den Herrn spielt, wäre mir unerträglich. Ihr Geld soll er ruhig erben.»

«Kannst du denn den Besitz auch so erhalten?», fragte ich.

«Doch, ja. Da ist natürlich die Erbschaftssteuer, aber die Hälfte von Vaters Vermögen ist an den Besitz gebunden und Lawrence wird zunächst hier wohnen bleiben. Also steht auch noch sein Anteil zur Verfügung. Erst mal werden wir natürlich sparen müssen, weil ich dir ja schon sagte, dass ich ein bisschen in der Klemme stecke. Aber der Gerichtsvollzieher kommt nun nicht.»

In Anbetracht von Inglethorps baldigem Auszug herrschte allgemeine Erleichterung und so war es das angenehmste Frühstück seit der Tragödie. Bei Cynthia bewirkte ihre unbekümmerte jugendliche Fröhlichkeit, dass sie wieder so hübsch wie sonst immer aussah, und wir alle waren ziemlich heiter bei der Aussicht auf eine neue und hoffnungsvolle Zukunft – mit Ausnahme von Lawrence, der immer noch niedergeschlagen und nervös wirkte.

Die Zeitungen hatten selbstverständlich lang und breit über die Tragödie berichtet. Dicke Schlagzeilen, Kurzbiographien von allen Familienmitgliedern, subtile Andeutungen, die üblichen Hinweise, dass die Polizei einem bestimmten Verdacht nachginge. Da es momentan über den Krieg nichts Neues zu berichten gab, herrschte Saure-Gurken-Zeit, und die Zeitungen hatten sich gierig auf dieses Verbrechen in höchsten Kreisen gestürzt: «Der geheimnisvolle Mord in Styles» war Thema des Tages.

Natürlich war das für die Cavendishs sehr unangenehm. Das Haus wurde ständig von Reportern belagert, denen zwar der Zutritt verwehrt wurde, die sich aber im Dorf und im Park herumtrieben und dort mit ihren Kameras unvorsichtigen Familienmitgliedern auflauerten. Wir standen im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Die Männer von Scotland Yard kamen und gingen, verhörten, befragten, suchten mit Luchsaugen und verrieten nichts. Wir wussten nicht, worauf sie hinarbeiteten. Hatten sie eine Spur oder würde alles in dem Archiv für ungelöste Fälle landen?

Nach dem Frühstück kam Dorcas ziemlich geheimnisvoll zu mir und fragte, ob sie kurz mit mir reden könnte.

«Selbstverständlich. Worum geht es denn, Dorcas?»

«Na ja, es ist nur eine Kleinigkeit, Sir. Sie sehen doch heute noch den belgischen Herrn, nicht wahr?»

Ich nickte.

«Also, Sir, wissen Sie noch, wie er mich so genau danach ausfragte, ob Mrs. Inglethorp oder sonst irgendwer ein grünes Kleid besäße?»

«Ja, sicher. Haben Sie eins gefunden?» Mein Interesse war geweckt.

«Nein, das nicht, Sir. Aber mir ist danach eingefallen, dass wir etwas haben, das die jungen Herrn» – für Dorcas waren John und Lawrence immer noch die jungen Herren – «die Verkleidungskiste nennen. Die ist oben auf dem vorderen Dachboden, Sir. Eine große Truhe voll mit alten Kleidern und Kostümen und allem möglichen Kram. Und plötzlich kam mir der Gedanke, dass da auch ein grünes Kleid dabei sein könnte. Wenn Sie also dem belgischen Herrn das bitte bestellen wollten →»

«Ich werde es ihm sagen, Dorcas», versprach ich.

«Vielen Dank auch, Sir. Er ist wirklich sehr nett, Sir, ganz anders als diese zwei Kriminalbeamten aus London,

die überall ihre Nase reinstecken und einen ausfragen. Im Allgemeinen kann ich Ausländer ja nicht besonders gut leiden, aber nach dem, was die Zeitungen schreiben, ist mir klar geworden, dass er kein gewöhnlicher Ausländer ist, und ganz gewiss ist er ein sehr höflicher Herr.»

Gute alte Dorcas! Als sie so dastand und ich in ihr ehrliches Gesicht sah, wurde mir bewusst, dass sie ein Prachtexemplar dieser altmodischen Dienstboten war, die man heutzutage leider kaum noch findet.

Mir fiel ein, dass ich genauso gut auch gleich ins Dorf gehen und Poirot besuchen konnte, aber ich begegnete ihm auf halbem Weg, da er gerade nach Styles wollte, und übermittelte ihm gleich Dorcas' Botschaft.

«Ach, die brave Dorcas! Wir werden uns diese Truhe mal ansehen, obwohl – na, egal – wir werden sie uns trotzdem anschauen.»

Wir betraten das Haus durch eine der Terrassentüren. Da niemand in der Halle war, gingen wir gleich auf den Dachboden hinauf.

Und richtig, da stand die Truhe, ein schönes, altes, mit Messingnägeln beschlagenes Möbelstück, bis zum Rand mit allen nur vorstellbaren Kleidungsstücken gefüllt.

Poirot griff ohne Umstände hinein und holte eins nach dem anderen heraus. Es gab ein paar Gewänder in verschiedenen Grüntönen, aber Poirot schüttelte jedes Mal den Kopf. Anscheinend maß er der Suche keine besondere Bedeutung bei, als ob er sich davon nichts Besonderes versprechen würde, doch plötzlich stieß er einen Ausruf des Erstaunens aus.

«Was ist denn?»

«Da!»

Die Truhe war fast leer und dort, auf ihrem Boden, lag ein prächtiger schwarzer Bart.

«Oho!», sagte Poirot. «Oho!» Er nahm ihn in die Hände und betrachtete ihn aus nächster Nähe.

«Neu», bemerkte er. «Ja, der ist ganz neu.»

Er zögerte kurz, doch dann legte er ihn in die Truhe zurück und häufte alle andern Sachen wieder darüber. Danach ging er rasch nach unten, direkt zum Anrichterraum, wo Dorcas das Silber polierte.

Poirot wünschte ihr mit gallischer Höflichkeit guten Morgen und sagte dann: «Wir haben den Inhalt der Truhe untersucht. Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie uns davon erzählt haben. Da haben Sie ja wirklich ein schönes Sammelsurium an Kostümen. Darf ich fragen, ob die oft benutzt werden?»

«Nein, Sir, jetzt nicht mehr sehr oft. Ab und zu veranstalten die jungen Herren etwas, was sie ein Kostümfest nennen. Und da geht es manchmal wirklich sehr lustig zu, Sir. Mr. Lawrence ist wundervoll! Sehr witzig. Ich werde nie den Abend vergessen, wo er als Schah von Persien ankam – jedenfalls hat er sich so genannt, irgend so ein orientalischer König. Er hatte einen großen Brieföffner in der Hand und sagte: «Gib nur Acht, Dorcas, du musst jetzt sehr respektvoll sein. Das hier ist mein scharf geschliffener Simitar, und wenn ich mit dir unzufrieden bin, wirst du einen Kopf kürzer gemacht!» Miss Cynthia hatte sich als Gangster verkleidet, die sah vielleicht aus! Sie hätten nie gedacht, dass eine hübsche junge Dame sich in einen solchen Strolch verwandeln könnte. Sie war überhaupt nicht wieder zu erkennen.»

«Diese Abende müssen großen Spaß gemacht haben», sagte Poirot freundlich. «Wahrscheinlich trug Mr. Lawrence als Schah von Persien diesen schönen schwarzen Bart aus der Truhe oben, ja?»

«Er trug einen Bart, Sir.» Dorcas lächelte. «Und den kenne ich nur zu gut, denn er borgte sich zwei Knäuel schwarze Wolle von mir, um ihn sich zu basteln. Aus der

Entfernung sah er auch sehr natürlich aus. Ich wusste gar nicht, dass da oben auf dem Boden ein Bart ist. Der muss aber dann erst kürzlich dazugekommen sein, denke ich. Es gab mal eine rote Perücke, aber sonst war da nichts an Haarkram. Meistens malten sie sich ihre Schnurrbärte mit rußigen Korken an – aber das ließ sich hinterher immer so schwer abwaschen. Einmal war Miss Cynthia eine Negerin – da war das Abschminken vielleicht schwierig!»

Als wir dann wieder in die Halle gingen, sagte Poirot nachdenklich: «Dorcas weiß also gar nichts von einem schwarzen Bart.»

«Glauben Sie, es war *der?*», fragte ich eifrig.

Poirot nickte. «Ja. Haben Sie bemerkt, dass er gestutzt worden war?»

«Nein.»

«Doch. Er war genau so gestutzt wie der von Mr. Inglethorp und ich fand auch ein paar abgeschnittene Haare. Hastings, diese Geschichte ist höchst verzwickelt.»

«Ich frage mich nur, wer ihn in die Truhe gelegt hat.»

«Jemand mit einer gehörigen Portion Intelligenz», bemerkte Poirot trocken. «Ihnen ist doch klar, dass er sich im ganzen Haus genau das Versteck ausgesucht hat, wo der Bart nicht auffallen würde? Ja, sehr intelligent. Aber wir müssen eben noch intelligenter sein. Wir müssen so intelligent sein, dass uns der Mörder für dumm hält.»

Ich pflichtete ihm bei.

«Und da, *mon ami*, können Sie mir eine große Hilfe sein.»

Ich freute mich über das Kompliment, denn es hatte Situationen gegeben, in denen ich das Gefühl hatte, dass Poirot mich unterschätzte.

«Ja», fuhr er fort und sah mich gedankenvoll an. «Sie werden von unschätzbarem Wert sein.»

Doch Poirots nächste Worte waren weniger erfreulich.

«Ich muss einen Verbündeten im Haus haben», stellte er grübelnd fest.

«Sie haben doch mich», protestierte ich.

«Stimmt, aber Sie genügen nicht.»

Ich war gekränkt und zeigte das auch. Poirot beeilte sich mit einer Erklärung.

«Sie haben mich missverstanden. Es ist doch allgemein bekannt, dass Sie mit mir zusammenarbeiten. Ich brauche jemanden, der nicht mit uns in Verbindung gebracht wird.»

«Ah, ich verstehe. Wie wäre es mit John?»

«Nein, eher nicht.»

«Der alte Knabe ist auch vielleicht nicht besonders hilfreich», sagte ich nachdenklich.

«Hier kommt Miss Howard», sagte Poirot plötzlich. «Sie ist genau die Richtige. Aber da ich Mr. Inglethorps Unschuld bewies, bin ich bei ihr nicht besonders gut angeschrieben. Na, wir können es ja trotzdem mal versuchen.»

Miss Howard erklärte sich mit einem schroffen Kopfnicken bereit, Poirot einige Minuten ihrer Zeit zu opfern.

Wir gingen in das kleine Morgenzimmer und Poirot schloss die Tür.

«Also, Monsieur Poirot, worum handelt es sich?», fragte Miss Howard ungeduldig. «Raus damit, ich habe zu tun.»

«Erinnern Sie sich noch daran, Mademoiselle, dass ich Sie einmal um Ihre Hilfe bat?»

«Ja.» Miss Howard nickte. «Und ich antwortete, ich würde Ihnen mit Freuden helfen – Alfred Inglethorp an den Galgen zu bringen.»

«Hm.» Poirot sah sie aufmerksam an. «Miss Howard, ich möchte Ihnen eine Frage stellen. Bitte beantworten Sie sie wahrheitsgemäß.»

«Ich lüge nie», erwiderte Miss Howard.

«Es geht um Folgendes. Glauben Sie immer noch, dass Mrs. Inglethorp von ihrem Mann vergiftet wurde?»

«Was meinen Sie damit?», fragte sie ungehalten. «Sie brauchen nicht zu denken, dass Ihre hübschen Erklärungen mich auch nur im Mindesten beeindruckt haben. Ich gebe zu, dass er das Strychnin nicht in der Apotheke gekauft hat. Na und? Ich behaupte, er hat Fliegenpapier eingeweicht, wie ich schon anfangs sagte.»

«Das ist Arsen – kein Strychnin», sagte Poirot sanft.

«Was macht das schon für einen Unterschied? Arsen würde die arme Emily genau so umbringen wie Strychnin. Da ich davon überzeugt bin, dass er es getan hat, ist es schnurzegal, *wie* er es gemacht hat.»

«Genau. *Falls* Sie davon überzeugt sind, dass er es war», sagte Poirot leise. «Ich werde meine Frage anders formulieren. Haben Sie jemals im tiefsten Herzensgrund geglaubt, dass Mrs. Inglethorp von ihrem Mann vergiftet wurde?»

«Du lieber Himmel!», rief Miss Howard. «Habe ich Ihnen nicht schon immer gesagt, der Mann ist ein Verbrecher? Habe ich Ihnen nicht schon immer gesagt, er würde sie in ihrem eigenen Bett umbringen? Habe ich ihn nicht schon immer gehasst wie die Pest?»

«Genau», sagte Poirot. «Das bestätigt voll und ganz meine kleine Idee.»

«Welche kleine Idee?»

«Miss Howard, erinnern Sie sich an ein Gespräch am Ankunftstag meines Freundes hier? Er hat mir davon erzählt, und damals äußerten Sie einen Satz, der mich sehr beeindruckt hat. Erinnern Sie sich, wie Sie ganz sicher waren, dass Sie bei einem Verbrechen – falls jemand, den Sie liebten, ermordet worden wäre – instinktiv wüssten, wer der Verbrecher ist, auch wenn Sie es nicht beweisen könnten?»

«Ja, ich erinnere mich, dass ich das gesagt habe. Ich glaube auch immer noch daran. Wahrscheinlich halten Sie das für Blödsinn?»

«Überhaupt nicht.»

«Und trotzdem sagt Ihnen mein Instinkt, dass Alfred Inglethorp der Täter ist, gar nichts?»

«Nein», antwortete Poirot knapp. «Weil Ihr Instinkt sich gar nicht gegen Alfred Inglethorp richtet.»

«Was?»

«Nein. Sie wünschen, dass er das Verbrechen begangen haben soll. Sie halten ihn dessen für fähig. Aber Ihr Instinkt sagt Ihnen, dass er es nicht begangen hat. Er sagt Ihnen vielmehr – soll ich weiter sprechen?»

Sie starrte ihn fasziniert an und bewegte kurz zustimmend den Kopf.

«Soll ich Ihnen verraten, warum Sie Mr. Inglethorp so vehement anklagen? Weil Sie unbedingt glauben wollen, dass er es war. Weil Sie Ihren Instinkt unterdrücken möchten, der Ihnen einen ganz anderen Namen nennt...»

«Nein, nein, nein!» Miss Howard fuchtelte wild mit den Händen. «Sagen Sie ihn nicht! Bitte! Das stimmt nicht! Es kann nicht wahr sein. Ich weiß nicht, was mir solch einen verrückten – solch einen schrecklichen Gedanken in den Kopf gesetzt hat!»

«Ich habe Recht, nicht wahr?», fragte Poirot.

«Ja, ja. Sie müssen ja ein Zauberer sein, dass Sie das erraten konnten. Aber es kann unmöglich sein. Es muss Alfred Inglethorp gewesen sein.»

Poirot schüttelte ernst den Kopf.

«Fragen Sie mich nicht danach», fuhr Miss Howard fort, «weil ich es Ihnen nicht sagen werde. Ich gebe es ja nicht mal mir selbst gegenüber zu. Ich muss verrückt sein, dass ich so etwas denken konnte.»

Poirot nickte zufrieden.

«Ich werde Sie nicht fragen. Es genügt mir, dass es so ist, wie ich mir dachte. Auch ich besitze Instinkt. Wir arbeiten auf das gleiche Ziel hin.»

«Bitten Sie mich nicht um Hilfe, weil ich es abschlagen werde. Ich würde keinen Finger rühren, um – um → Ihre Stimme erstarb.

«Sie werden mir trotzdem helfen. Ich stelle Ihnen keine Frage – aber Sie werden meine Verbündete sein. Sie können mir das nicht abschlagen. Sie werden das tun, was ich als Einziges von Ihnen verlange.»

«Und das wäre?»

«Sie sollen aufpassen!»

Evelyn Howard neigte den Kopf.

«Ja, das kann ich nicht abschlagen. Ich passe immer auf – ich hoffe ständig, dass ich nicht Recht habe.»

«Wenn wir uns irren, dann ist es auch gut», sagte Poirot. «Keiner würde sich darüber mehr freuen als ich. Aber wenn wir uns nicht irren? Wenn wir Recht behalten, auf wessen Seite stehen Sie dann, Miss Howard?»

«Ich weiß nicht, ich weiß nicht...»

«Sagen Sie schon!»

«Man könnte doch Gras drüber wachsen lassen.»

«Das darf nicht geschehen.»

«Aber Emily selbst → Sie brach ab.

«Miss Howard», sagte Poirot streng. «Das ist Ihrer unwürdig.»

Plötzlich nahm sie die Hände von ihrem Gesicht.

«Ja», sagte sie leise, «das war nicht Evelyn Howard, die da sprach!» Sie warf stolz den Kopf hoch. «Das ist Evelyn Howard. Und die steht auf der Seite der Gerechtigkeit! Koste es, was es wolle.» Und mit diesen Worten verließ sie entschlossen das Zimmer.

«Da geht eine sehr wertvolle Verbündete», sagte Poirot und schaute ihr nach. «Diese Frau, Hastings, hat sowohl Hirn als auch Herz.»

Ich schwieg.

«Instinkt ist eine wundervolle Sache», sinnierte Poirot. «Man kann ihn weder erklären noch ignorieren.»

«Sie und Miss Howard scheinen ja zu wissen, wovon Sie reden», bemerkte ich kühl. «Vielleicht haben Sie übersehen, dass ich immer noch nichts weiß.»

«Wirklich? Stimmt das, *mon ami*?»

«Ja. Erklären Sie mir, was los ist, ja?»

Poirot musterte mich aufmerksam. Dann schüttelte er zu meiner Überraschung entschieden den Kopf.

«Nein, mein Freund.»

«Na, hören Sie mal, warum denn nicht?»

«Zwei sind genug für ein Geheimnis.»

«Ich finde es ausgesprochen unfair, mir Tatsachen vorzuenthalten.»

«Ich enthalte Ihnen nichts vor. Alle mir bekannten Tatsachen sind auch Ihnen bekannt. Sie können daraus Ihre Schlüsse ziehen. Diesmal ist es eher eine Frage von Inspiration.»

«Ich würde es trotzdem gern erfahren.»

Poirot sah mich ernst an und schüttelte wieder den Kopf.

«Sehen Sie», sagte er traurig, «*Sie* haben leider keinen Instinkt.»

«Vorhin hatten Sie noch Intelligenz gefordert», erinnerte ich ihn.

«Die zwei arbeiten oft Hand in Hand», sagte Poirot vieldeutig.

Diese Bemerkung erschien mir so völlig irrelevant, dass ich mir nicht mal die Mühe einer Antwort machte. Aber ich beschloss bei mir, falls ich irgendwelche interessanten und wichtigen Entdeckungen machte, sie für mich zu behalten und Poirot dann mit dem endgültigen Ergebnis zu überraschen.

Es gibt Zeiten, da muss man seinen eigenen Weg gehen.

Neuntes Kapitel

Dr. Bauerstein

Ich hatte bislang keine Gelegenheit gehabt, Lawrence Poirots Botschaft zu überbringen. Aber als ich jetzt verärgert über die Selbstherrlichkeit meines Freundes draußen über den Rasen schlenderte, sah ich, wie Lawrence auf dem Krocketplatz ziellos ein paar alte Bälle mit einem noch älteren Schläger über den Rasen schlug.

Ich fand die Gelegenheit günstig, die Botschaft auszurichten. Sonst würde Poirot am Ende die Angelegenheit noch selbst in die Hand nehmen. Ich begriff zwar immer noch nicht, was das Ganze sollte, aber ich bildete mir ein, dass ich durch Lawrence' Antwort und vielleicht noch ein kleines Kreuzverhör meinerseits bald dahinter käme. Also sprach ich ihn an.

«Ich habe dich gesucht», sagte ich nicht wahrheitsgemäß.

«Ach ja?»

«Ja. Um die Wahrheit zu sagen, ich soll dir etwas ausrichten – von Poirot.»

«Ja?»

«Er bat mich zu warten, bis ich dich allein anträfe.» Ich senkte meine Stimme bedeutungsvoll und beobachtete ihn aufmerksam aus dem Augenwinkel. Ich hatte schon immer ein besonderes Talent für das so genannte Kreieren einer Atmosphäre.

«Und?»

Der Ausdruck in dem melancholischen Gesicht hatte sich nicht verändert. Ahnte er vielleicht schon, was ich sagen würde?

«Ich soll dir Folgendes ausrichten», ich sprach noch leiser. «Finde die überzählige Kaffeetasse und du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen.»

«Was in aller Welt meint er damit?» Lawrence starrte mich in ungekünsteltem Erstaunen an.

«Weißt du es nicht?»

«Nicht im Geringsten. Du?»

Ich schüttelte gezwungenermaßen denn Kopf.

«Welche übrige Kaffeetasse?»

«Ich weiß es nicht.»

«Er sollte sich lieber an Dorcas oder an eins der Hausmädchen wenden, wenn er etwas wegen Tassen wissen will. Ich weiß überhaupt nichts über Tassen, außer dass wir welche haben, die nie benutzt werden, die einfach unglaublich schön sind. Altes Worcester-Geschirr. Du bist kein Kenner, was, Hastings?»

Ich verneinte.

«Dann entgeht dir eine Menge. Es ist eine schiere Freude, schönes altes Porzellan anzufassen oder auch nur anzuschauen.»

«Hm. Was soll ich Poirot sagen?»

«Sag ihm, ich weiß nicht, wovon er redet. Ich hätte nicht die geringste Ahnung.»

«Gut, das werde ich ausrichten.»

Ich ging wieder in Richtung Haus, als er mich plötzlich zurückrief: «Sag doch bitte, wie hieß das Ende der Nachricht? Würdest du das doch noch einmal wiederholen?»

«Finde die überzählige Kaffeetasse und dann kannst du ganz beruhigt sein. Weißt du ganz sicher nicht, was das bedeutet?»

Er schüttelte den Kopf. «Nein», sagte er nachdenklich. «Leider nein. Ich wünschte, ich wüsste es.»

Vom Haus her ertönte der Gong und wir gingen zusammen hinein. Poirot war von John zum Lunch eingeladen worden und saß bereits am Tisch.

In stillschweigender Übereinkunft vermieden wir jede Erwähnung der Tragödie. Wir unterhielten uns über den Krieg und andere Themen. Aber nachdem der Käse herumgereicht worden war und Dorcas den Raum verlassen hatte, wandte sich Poirot plötzlich Mrs. Cavendish zu.

«Verzeihen Sie, Madame, dass ich an unerfreuliche Themen rühre, aber ich hatte einen kleinen Einfall» – Poirots kleine Einfälle wurden langsam zu einem feststehenden Begriff – «und würde Ihnen gern ein oder zwei Fragen stellen.»

«Mir? Gern.»

«Sie sind zu liebenswürdig, Madame. Ich möchte Sie Folgendes fragen: Sie sagen, die Tür von Mrs. Inglethorps Zimmer zu dem von Mademoiselle Cynthia war verriegelt, nicht wahr?»

«Sie war ganz bestimmt verriegelt», erwiderte Mary Cavendish ziemlich überrascht. «Das habe ich bei der Untersuchung ausgesagt.»

«Verriegelt?»

«Ja.» Sie sah verwirrt aus.

«Worauf ich hinaus will – Sie sind sicher, dass sie verriegelt war und nicht nur verschlossen?»

«Oh, jetzt verstehe ich, was Sie meinen. Nein, da bin ich mir nicht sicher. Ich meinte mit verriegelt, dass sie sich nicht öffnen ließ, aber soweit ich weiß, wurde festgestellt, dass alle Türen von innen verriegelt waren.»

«Aber was Sie betrifft, hätte die Tür auch nur abgeschlossen sein können?»

«Ja.»

«Sie haben bei Ihrem Betreten von Mrs. Inglethorps Zimmer nicht zufällig bemerkt, ob diese Tür verriegelt war oder nicht?»

«Ich – ich glaube, sie war verriegelt.»

«Aber Sie haben es nicht gesehen?»

«Nein. Ich – ich habe nicht nachgeschaut.»

«Aber ich habe nachgeschaut», schaltete sich Lawrence plötzlich ein. «Ich habe zufälligerweise gesehen, dass sie verriegelt war.»

«Ah, dann wäre das ja geklärt.» Poirot sah niedergeschlagen aus.

Ich verspürte eine gewisse Schadenfreude, dass endlich einmal eine seiner kleinen Ideen nichts getaugt hatte.

Nach dem Mittagessen bat Poirot mich, ihn zu sich nach Hause zu begleiten. Ich willigte ziemlich ungnädig ein.

«Sie sind verärgert, nicht wahr?», erkundigte er sich besorgt, als wir durch den Park liefen.

«Überhaupt nicht», sagte ich kühl.

«Dann ist es ja gut. Das nimmt mir eine schwere Last von der Seele.»

Das war nicht ganz die Reaktion, auf die ich gehofft hatte. Ich hatte erwartet, dass er meine Reserviertheit bemerken würde. Aber dennoch trug die Wärme seiner Worte dazu bei, dass meine berechtigte Verärgerung verschwand.

«Ich überbrachte Lawrence Ihre Nachricht», sagte ich.

«Und was hat er dazu gesagt? War er völlig verwirrt?»

«Ja. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er keine Ahnung hatte, was Sie meinten.»

Ich hatte erwartet, dass Poirot enttäuscht darauf reagieren würde, aber er erwiderte zu meiner Überraschung,

dass er sich das schon gedacht hätte und darüber sehr froh wäre.

Mein Stolz verbot mir zu fragen, warum.

Poirot wechselte dann das Thema. «Mademoiselle Cynthia kam ja heute gar nicht zum Mittagessen. Wissen Sie, warum?»

«Sie ist im Krankenhaus, sie arbeitet seit heute wieder.»

«Das ist ja eine fleißige kleine Mademoiselle. Und hübsch dazu. Sie ähnelt Gemälden, die ich in Italien gesehen habe. Ich würde gern einmal einen Blick in ihre Apotheke werfen. Glauben Sie, sie würde das erlauben?»

«Sie wird sich sicherlich darüber freuen. Es ist ein interessanter Arbeitsplatz.»

«Geht sie jeden Tag dorthin?»

«Sie hat mittwochs immer frei und kommt samstags zum Mittagessen nach Hause. Das sind ihre einzigen freien Zeiten.»

«Ich werde daran denken. Frauen leisten ja heutzutage Außerordentliches, und Mademoiselle Cynthia ist klug – oh ja, die Kleine hat Verstand.»

«Ja. Soweit ich weiß, hat sie ein schwieriges Examen bestanden.»

«Zweifellos. Schließlich ist das eine sehr verantwortungsvolle Arbeit. Bestimmt haben sie dort auch sehr gefährliche Gifte?»

«Ja, sie hat sie uns gezeigt. Sie werden in einem verschlossenen kleinen Schrank aufbewahrt. Ich glaube, Sie müssen sehr vorsichtig damit umgehen. Sie ziehen immer den Schlüssel ab, bevor sie den Raum verlassen.»

«Aha. Steht dieser Schrank in der Nähe des Fensters?»

«Nein, er steht an der gegenüberliegenden Wand. Warum?»

Poirot zuckte die Schultern. «Ich hab mich das nur gefragt, das ist alles. Wollen Sie mit hineinkommen?»

Wir hatten sein Cottage erreicht.

«Nein, ich möchte lieber wieder nach Hause gehen. Ich werde den langen Weg durch den Wald nehmen.»

Die Wälder rund um Styles sind wunderschön. Nach dem Spaziergang durch den sonnigen Park war es angenehm, langsam durch den kühlen Schatten zu schlendern. Es regte sich kaum ein Lüftchen, selbst das Vogelgezwitscher klang gedämpft. Ich folgte einem engen Pfad und ließ mich dann am Fuß einer mächtigen alten Buche nieder; die ganze Menschheit erschien mir in einem rosigen Licht. Ich verzieh sogar Poirot seine dumme Geheimnis-krämerei – mit einem Wort: ich befand mich in Harmonie mit der ganzen Welt. Dann gähnte ich.

Ich grübelte über den Mord nach, und plötzlich erschien er sehr unwirklich und sehr weit weg.

Ich gähnte wieder.

Wahrscheinlich ist er in Wirklichkeit nie geschehen, dachte ich. Natürlich – es ist einfach nur ein böser Traum. In Wirklichkeit hatte Lawrence Alfred Inglethorp mit dem Krocketschläger ermordet. Aber es war töricht von John, sich deshalb so aufzuregen und laut herumzubrüllen: «Ich sage dir, ich werde das nicht dulden!»

Ich schreckte aus meinem Nickerchen hoch.

Mir wurde sofort klar, dass ich in eine äußerst peinliche Situation geraten war. Denn nur wenige Meter entfernt standen John und Mary Cavendish einander gegenüber und befanden sich ganz offensichtlich mitten in einer heftigen Auseinandersetzung. Und genauso deutlich war mir klar, dass sie sich meiner Gegenwart nicht bewusst waren, denn bevor ich mich rühren oder etwas sagen konnte, wiederholte John die Worte, die mich aus mei-

nem Traum gerissen hatten: «Ich sage dir, Mary, ich werde das nicht dulden.»

Marys Stimme klang kühl und klar: «Woher nimmst du das Recht, mein Verhalten zu kritisieren?»

«Das ganze Dorf wird sich darüber das Maul zerreißen! Meine Mutter wurde erst am Samstag beerdigt und du machst mit diesem Kerl rum!»

«Ach so.» Sie zuckte die Achseln. «Du regst dich also nur über den Dorfklatsch auf!»

«Das stimmt nicht. Ich will nicht mehr, dass der Kerl hier rumschleicht. Außerdem ist er ein polnischer Jude.»

«Ein paar Tropfen jüdisches Blut können nie schaden. Das mindert die» – sie sah ihn an – «die unerschütterliche Dummheit des Durchschnittsengländers.»

Ihre Augen loderten, ihre Stimme war eisig. Es wunderte mich nicht, dass Johns Gesicht dunkelrot angelaufen war.

«Mary!»

«Ja?» Ihr Ton war unverändert.

«Heißt das, dass du Bauerstein gegen meinen ausdrücklichen Wunsch weiterhin sehen wirst?» Das Flehen war aus seiner Stimme verschwunden.

«Wenn es mir passt.»

«Du stellst dich gegen mich?»

«Nein, aber ich spreche dir das Recht ab, meine Handlungen zu kritisieren. Hast du denn keine Freundinnen, die mir missfallen?»

John machte einen Schritt zurück. Die Farbe schwand langsam aus seinem Gesicht.

«Was meinst du damit?», fragte er mit unsicherer Stimme.

«Aha!», sagte Mary ruhig. «Du siehst also, du hast kein Recht, mir in die Wahl meiner Freunde hineinzureden, nicht wahr?»

John sah sie bittend an. «Kein Recht? Habe ich kein Recht, Mary?», sagte er mit zitternder Stimme und streckte die Hände aus. «Mary...»

Ich dachte schon, er hätte sie umgestimmt, denn auf ihrem Gesicht erschien ein weicherer Ausdruck, doch dann drehte sie sich plötzlich heftig um.

«Gar keins!»

Sie ging davon, aber John rannte hinter ihr her und ergriff sie am Arm.

«Mary» – seine Stimme war jetzt sehr ruhig – «hast du dich in diesen Bauerstein verliebt?»

Sie zögerte, doch dann auf einmal glitt ein seltsamer Ausdruck über ihr Gesicht, alt wie die Berge und doch ewig jung, wie das Lächeln einer ägyptischen Sphinx.

Sie befreite sich ruhig aus seinem Griff und sagte: «Vielleicht», und damit hatte sie die kleine Lichtung auch schon verlassen und John blieb wie zu Stein erstarrt zurück.

Ich ging auf ihn zu und trat dabei auf ein paar trockene Zweige. John drehte sich um. Zum Glück nahm er an, dass ich gerade erst gekommen war. «Hallo, Hastings. Hast du den kleinen Kerl sicher nach Hause zurückbegleitet? Ein drolliger Kerl! Kann er denn wirklich was?»

«Zu seiner Zeit galt er als einer der fähigsten Detektive.»

«Na, dann muss da ja was dran sein, nehme ich an. Was für eine schreckliche Welt!»

«Findest du?»

«Gütiger Gott, ja! Diese fürchterliche Geschichte! Die Männer von Scotland Yard, die wie Springteufelchen dauernd ins Haus platzen! Man weiß nie, wo sie das näch-

ste Mal auftauchen werden. Dicke Schlagzeilen in allen Zeitungen des Landes – diese Journalisten soll der Teufel holen! Weißt du, dass heute Morgen eine ganze Gruppe von Neugierigen vor dem Parktor stand und glotzte? Anscheinend haben wir hier eine Schreckenskammer wie bei Madame Tussaud, die man umsonst begaffen kann. Ziemlich widerlich, nicht wahr?»

«Mach dir nichts draus, John!», sagte ich tröstend. «Das kann ja nicht ewig dauern.»

«Nein? Es kann aber so lange dauern, dass keiner von uns seinen Kopf jemals wieder in der Öffentlichkeit zeigen kann.»

«Nein, nein, du siehst das alles viel zu düster.»

«Das kann einem aber auch die Laune verderben, wenn man von diesen grässlichen Journalisten verfolgt und von Idioten angestarrt wird, egal wo man ist! Aber es gibt noch Schlimmeres.»

«Was?»

John senkte die Stimme.

«Hast du schon mal darüber nachgedacht, Hastings, wer es getan haben könnte? Für mich ist das ein Albtraum. Manchmal denke ich, es muss doch ein Unfall gewesen sein, denn – denn wer könnte es getan haben? Jetzt, wo Inglethorp aus dem Schneider ist, gibt es keinen Verdächtigen, niemanden, außer – einem von uns.»

In der Tat – ein schrecklicher Albtraum für jeden Menschen. Einer von uns? Ja, es musste einer von uns gewesen sein, falls nicht...

Mir kam ein neuer Gedanke. Ich überprüfte ihn schnell – und sofort wurde mir einiges klar. Poirots geheimnisvolle Handlungen, seine Hinweise – alles passte dazu. Wie dumm von mir, dass ich nicht schon eher daran gedacht hatte, und was für eine Erleichterung für uns alle.

«Nein, John, es ist keiner von uns, das ist undenkbar.»

«Ich weiß, aber wer sonst käme noch in Frage?»

«Kannst du es nicht erraten?»

«Nein.»

Ich blickte mich vorsichtig um und flüsterte ihm zu:
«Dr. Bauerstein!»

«Unmöglich!»

«Keineswegs.»

«Aber was für ein Interesse könnte er am Tod meiner Mutter haben?»

«Das verstehe ich auch noch nicht», gestand ich, «aber ich verrate dir etwas: Poirot denkt das.»

«Poirot? Ach ja? Woher weißt du das?»

Ich berichtete ihm von Poirots heftiger Erregung, als er erfuhr, dass Dr. Bauerstein in der Todesnacht in Styles gewesen war, und fuhr fort:

«Er sagte zweimal: «Das ändert alles.» Und ich habe nachgedacht. Weißt du noch, dass Inglethorp erzählte, er hätte den Kaffee in der Halle abgestellt? Das war genau in dem Augenblick, als Dr. Bauerstein ankam. Ist es nicht möglich, dass der Doktor rasch etwas in den Kaffee fallen ließ, als Inglethorp ihn in die Halle brachte?»

«Hm. Das wäre sehr riskant gewesen.»

«Ja, aber nicht unmöglich.»

«Und woher hätte er wissen sollen, dass der Kaffee für sie bestimmt war? Nein, alter Junge, ich glaube kaum, dass es so gewesen sein kann.»

Aber mir war noch etwas eingefallen.

«Du hast ganz Recht. So ist das auch nicht passiert. Hör mal zu.» Und dann erzählte ich ihm von der Kakaoprobe, die Poirot zur Analyse weggebracht hatte.

John bracht den gleichen Einwand vor wie ich bei Poirot.

«Aber hör mal, Dr. Bauerstein hat das doch schon selber analysiert!»

«Ja, genau das ist der Punkt. Ich habe es auch erst jetzt durchschaut. Verstehst du denn nicht? Bauerstein ließ die Probe analysieren – genau das ist es! Falls Bauerstein der Täter ist, wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, den Kakao durch eine eigene Probe zu ersetzen und zur Untersuchung wegzuschicken. Und natürlich finden sie dann kein Strychnin darin. Aber niemand würde auch nur im Traum Dr. Bauerstein verdächtigen oder sich eine andere Probe besorgen – außer Poirot», fügte ich mit verspäteter Anerkennung hinzu.

«Ja, aber was ist mit dem bitteren Geschmack, den der Kakao nicht verdecken kann?»

«Na ja, dazu gibt es bislang ja nur seine Aussage. Und es gibt ja noch andere Möglichkeiten. Er ist zugegebenermaßen einer der bedeutendsten Toxikologen...»

«Einer der bedeutendsten – was? Sag das doch noch einmal.»

«Er weiß mehr über Gifte als irgendwer sonst», erklärte ich. «Also mein Einfall war, dass er etwas entdeckt hat, wodurch man Strychnin geschmacklos machen kann. Oder es war in Wahrheit gar kein Strychnin, sondern irgendeine unbekannte Droge, von der wir noch nie gehört haben, die aber ganz ähnliche Symptome hervorruft.»

«Hm, ja, das wäre möglich», sagte John. «Aber wie sollte er an den Kakao herangekommen sein? Der stand doch nicht unten.»

«Nein, stimmt», sagte ich zögernd.

Und dann tauchte urplötzlich eine schreckliche Möglichkeit in meinen Gedanken auf. Ich hoffte und betete, dass John das nicht auch einfallen würde. Ich sah ihn von der Seite an. Er runzelte ratlos die Stirn, und ich atmete erleichtert auf, denn mein schrecklicher Gedanke war

folgender gewesen: dass Dr. Bauerstein eine Komplizin gehabt haben könnte.

Aber das war doch unmöglich! Bestimmt war eine so schöne Frau wie Mrs. Cavendish keine Mörderin. Aber es hatte auch schon schöne Giftmörderinnen gegeben.

Und plötzlich erinnerte ich mich wieder an unsere erste Unterhaltung beim Tee am Tag meiner Ankunft und an das Funkeln in ihren Augen, als sie behauptet hatte, Gift sei die Waffe einer Frau. Sie war an dem tragischen Dienstag höchst erregt gewesen! Hatte Mrs. Inglethorp herausgefunden, dass Marys Freundschaft zu Dr. Bauerstein nicht harmlos war und gedroht, es John zu erzählen? War das Motiv für das Verbrechen gewesen, genau das zu verhindern?

Dann fiel mir wieder diese rätselhafte Unterhaltung zwischen Poirot und Evelyn Howard ein. Hatten sie das gemeint? War es diese abscheuliche Möglichkeit gewesen, die Miss Howard so weit von sich gewiesen hatte?

Ja, das passte alles zusammen.

Kein Wunder, dass Miss Howard vorgeschlagen hatte, wir sollten alles unter den Teppich kehren. Jetzt begriff ich ihren unvollendeten Satz: «Emily selbst...» Tief in meinem Herzen war ich auch ihrer Meinung. Wäre Mrs. Inglethorp nicht lieber ungerächt geblieben als solche fürchterliche Schande auf den Namen der Familie Cavendish zu laden?

«Da gibt es noch etwas anderes», sagte John mit einem Mal, und der unerwartete Klang seiner Stimme ließ mich schuldbewusst zusammenzucken. «Etwas, weshalb ich bezweifle, was du gesagt hast.»

«Was denn?» Ich war dankbar, dass er die Frage, wie das Gift in den Kakao gelangt sein könnte, erst einmal ad acta gelegt hatte.

«Na, dass Bauerstein eine Autopsie verlangte. Das hätte er ja nicht tun müssen. Der kleine Wilkins hätte sich mit der Diagnose Herzschlag ganz zufrieden gegeben.»

«Ja.» Ich bezweifelte das. «Aber das wissen wir nicht. Vielleicht fand er es so letzten Endes sicherer. Jemand hätte später schwatzen können. Dann hätte die Polizei die Exhumierung angeordnet, und alles wäre herausgekommen, und er hätte ziemlich dumm dagestanden, denn niemand hätte ihm geglaubt, dass ein Mann von seinem Ruf sich von einem scheinbaren Herzanfall täuschen ließ.»

«Tja, das wäre möglich», gab John zu. «Aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, was er für ein Motiv gehabt haben könnte.» Ich zitterte.

«Hör mal», sagte ich, «vielleicht irre ich mich ja, und bitte denk daran, dass das alles streng vertraulich ist.»

«Oh, natürlich – das ist doch selbstverständlich.» Während wir uns unterhielten, waren wir weitergegangen und jetzt kamen wir durch ein kleines Tor in den Garten. In der Nähe waren Stimmen zu hören, denn unter dem Ahorn war wie damals am Tag meiner Ankunft der Teetisch gedeckt.

Cynthia war vom Krankenhaus zurück und ich rückte meinen Stuhl neben ihren und erzählte ihr, dass Poirot sie gern in der Apotheke besuchen würde.

«Aber natürlich! Ich würde sie ihm gern zeigen. Er sollte mal in den nächsten Tagen zum Tee kommen. Ich muss mich mit ihm verabreden. Er ist so ein netter kleiner Mann! Neulich sagte er, ich sollte die Brosche aus meinem Schlips abmachen und wieder neu anstecken, weil sie seiner Meinung nach schief saß.» Ich lachte.

«Das ist bei ihm eine regelrechte Besessenheit.»

«Ja, nicht wahr?»

Wir schwiegen ein Weilchen, und dann warf Cynthia einen Blick in Mary Cavendishs Richtung und sagte leise: «Mr. Hastings.»

«Ja?»

«Ich würde gern nach dem Tee mit Ihnen reden.»

Ihr Blick zu Mary hinüber ließ mich stutzen. Ich hatte den Eindruck, dass zwischen den beiden Frauen wenig Sympathie herrschte. Zum ersten Mal machte ich mir über die Zukunft des Mädchens Gedanken. Mrs. Inglethorp hatte ihr nichts hinterlassen. John und Mary würden wahrscheinlich darauf bestehen, dass sie in Styles wohnen blieb – zumindest bis Kriegsende, nahm ich an. Ich wusste, dass John sie gut leiden mochte und sie nicht gern gehen lassen würde.

John war ins Haus gegangen und kam jetzt wieder. Sein gutmütiges Gesicht sah ungewohnt verärgert aus.

«Der Teufel soll diese Detektive holen! Ich habe keine Ahnung, was sie eigentlich suchen. Sie waren in jedem einzelnen Zimmer und haben alles um und um gewühlt! Es ist wirklich unerträglich! Wahrscheinlich nutzten sie die Gelegenheit, weil wir alle nicht zu Hause waren. Ich werde diesem Inspector Japp aber bei der nächsten Gelegenheit mal meine Meinung sagen!»

«Nichts weiter als neugierige Halunken», grummelte Miss Howard.

Lawrence fand, die Polizisten müssten so tun, als wären sie beschäftigt.

Mary Cavendish schwieg.

Nach dem Tee forderte ich Cynthia zu einem Spaziergang auf und wir schlenderten in Richtung Wald davon.

«Na?», fragte ich, als wir durch das Laub vor neugierigen Augen geschützt waren.

Seufzend ließ Cynthia sich auf die Erde fallen und warf ihren Hut zur Seite. Vereinzelte Sonnenstrahlen drangen

durch das Blätterdach und verwandelten das Kastanienbraun ihres Haars in Kupfergold.

«Mr. Hastings, Sie sind immer so freundlich und Sie wissen so viel.»

Mir fiel auf, dass Cynthia wirklich ein reizendes Geschöpf war! Viel bezaubernder als Mary, die nie so charmante Dinge äußerte.

«Ja?», fragte ich gütig, als sie zögerte.

«Ich möchte Sie um Ihren Rat bitten. Was soll ich tun?»

«Tun?»

«Ja. Sehen Sie, Tante Emily sagte mir immer, dass sie für mich sorgen würde. Wahrscheinlich vergaß sie es oder sie hielt es für unwahrscheinlich, dass sie sterben könnte – jedenfalls hat sie mir keinen Pfennig hinterlassen! Und ich weiß nicht, was ich tun soll. Meinen Sie, ich sollte sofort von hier weggehen?»

«Du meine Güte, nein! Niemand hier will, dass Sie ausziehen, da bin ich mir ganz sicher.»

Cynthia zögerte kurz und rupfte mit ihren winzigen Händen Grashalme aus. Dann sagte sie: «Mrs. Cavendish schon. Sie hasst mich.»

«Hasst Sie?», rief ich erstaunt.

Cynthia nickte. «Ja, ich weiß nicht, warum, aber sie kann mich nicht ausstehen und er auch nicht.»

«Da irren Sie sich aber», sagte ich überzeugt. «Ganz im Gegenteil, John mag Sie sehr gern.»

«Oh, ja, John. Ich meinte Lawrence. Es ist mir natürlich völlig gleichgültig, ob Lawrence mich hasst oder nicht. Aber es ist doch ziemlich grauenhaft, wenn man von niemandem geliebt wird, finden Sie nicht?»

«Aber man hat Sie doch lieb, Cynthia», sagte ich ernst. «Sie irren sich bestimmt. Sehen Sie mal, da wäre John – und Miss Howard...»

Cynthia nickte traurig. «Ja, John mag mich, glaube ich, und natürlich würde Evie trotz ihrer poltrigen Art keiner Fliege etwas zu Leide tun. Aber Lawrence redet mit mir nur, wenn er es nicht vermeiden kann, und Mary schafft es kaum, den Anstand zu wahren und höflich zu bleiben. Sie möchte, dass Evie hier wohnen bleibt und bittet sie zu bleiben, aber mich will sie nicht und – und – ich weiß einfach nicht, was ich machen soll.» Plötzlich brach das arme Kind in Tränen aus.

Ich weiß nicht, was plötzlich über mich kam. Vielleicht war es ihre Schönheit, wie sie da saß und ihr Haar im Sonnenlicht schimmerte, vielleicht war es auch die Erleichterung darüber, dass hier jemand in keiner Weise mit der Tragödie zu tun hatte, vielleicht war es einfach Mitleid mit ihrer Jugend und ihrer Einsamkeit. Jedenfalls beugte ich mich vor, nahm ihre kleine Hand und sagte verlegen: «Heiraten Sie mich, Cynthia.»

Ohne es zu ahnen, hatte ich damit ein Heilmittel für ihre Tränen gefunden. Sie richtete sich sofort auf, zog ihre Hand zurück und sagte mit einiger Schroffheit: «Seien Sie nicht töricht!»

Ich war etwas gekränkt. «Ich bin nicht töricht. Ich bitte Sie, mir die Ehre zu erweisen und meine Frau zu werden.»

Zu meiner unsäglichen Überraschung lachte Cynthia laut heraus und nannte mich einen «komischen Schatz».

«Das ist wirklich unheimlich lieb von Ihnen», sagte sie, «aber Sie wissen genau, dass Sie das gar nicht wollen!»

«Doch, ich will, ich habe...»

«Ganz egal, was Sie haben. Sie wollen gar nicht wirklich heiraten – und ich auch nicht.»

«Na, damit wäre natürlich alles geklärt», sagte ich beleidigt. «Aber ich wüsste nicht, was es da zu lachen gibt. Ich sehe in einem Heiratsantrag nichts Komisches.»

«Nein, das stimmt», sagte Cynthia. «Vielleicht wird Ihr Antrag beim nächsten Mal angenommen. Auf Wiedersehen, Sie haben mich sehr aufgeheitert.»

Und mit fröhlichem Gelächter verschwand sie zwischen den Bäumen.

Ich ging unsere Unterredung noch einmal im Geiste durch und fand sie auf einmal höchst unbefriedigend.

Dann kam mir plötzlich der Einfall, ins Dorf zu gehen und Bauerstein zu besuchen. Jemand musste den Kerl im Auge behalten. Gleichzeitig sollte man klugerweise verhindern, dass er auf den Gedanken kam, er könnte verdächtigt werden. Mir fiel wieder ein, wie sehr Poirot meine Diplomatie gelobt hatte.

Also ging ich zu dem kleinen Haus, in dessen Fenster ein Schild mit der Aufschrift «Pension» stand und wo er meines Wissens logierte, und klopfte an die Tür.

Eine alte Frau öffnete die Tür.

«Guten Tag», sagte ich freundlich. «Ist Dr. Bauerstein da?»

Sie starrte mich an. «Ja, wissen Sie denn nicht...?»

«Was denn?»

«Von ihm.»

«Was ist denn mit ihm?»

«Er ist weg.»

«Weg? Verreist?»

«Nein, die Polizei hat ihn mitgenommen.»

«Die Polizei!» Ich schnappte nach Luft. «Wollen Sie damit sagen, dass er verhaftet wurde?»

«Ja, das und...»

Ich wartete aber nicht mehr das Ende ihres Satzes ab, sondern rannte die Dorfstraße hinunter zu Poirot.

Zehntes Kapitel

Die Verhaftung

Zu meiner großen Verärgerung war Poirot nicht zu Hause, und der alte Belgier, der mir die Tür geöffnet hatte, teilte mir mit, mein Freund sei nach London gereist.

Ich war völlig ratlos. Was in aller Welt tat Poirot in London? War das ein ganz plötzlicher Entschluss von ihm oder hatte er das schon vorgehabt, als wir uns vor ein paar Stunden trennten?

Einigermmaßen verdrossen ging ich wieder nach Styles zurück. Ich wusste nicht, wie ich mich in Poirots Abwesenheit verhalten sollte. Hatte er die Verhaftung vorhergesehen? Hatte er sie am Ende sogar veranlasst? Diese Fragen konnte ich nicht beantworten. Aber was sollte ich in der Zwischenzeit tun? Sollte ich die Verhaftung öffentlich bekannt geben oder nicht? Obwohl ich es mir selbst gegenüber nicht eingestehen wollte, lastete der Gedanke an Mary Cavendish schwer auf meiner Seele. War das für sie nicht ein fürchterlicher Schock? Für den Augenblick wischte ich jeden Verdacht gegen sie beiseite. Sie konnte damit nichts zu tun haben, sonst hätte ich davon etwas gehört.

Natürlich war es unmöglich, ihr Dr. Bauersteins Verhaftung auf Dauer zu verheimlichen. Morgen würde es in allen Zeitungen stehen. Dennoch scheute ich davor zurück, es herauszuposaunen. Wenn doch nur Poirot erreichbar gewesen wäre, dann hätte ich seinen Rat einho-

len können. Was war bloß in ihn gefahren, dass er ohne jede Erklärung einfach nach London fuhr?

Fast gegen meinen Willen war meine Achtung vor seinem Scharfsinn ins Unermessliche gestiegen. Mir wäre es nie im Traum eingefallen, den Doktor zu verdächtigen, wenn Poirot mich nicht auf den Gedanken gebracht hätte. Ja, der kleine Mann war wirklich klug.

Nach einigem Nachdenken beschloss ich, John einzuweihen und es ihm zu überlassen, ob er die Sache publik machen wollte oder nicht.

Als ich ihm die Neuigkeiten mitteilte, stieß er einen lauten Pfiff aus.

«Sapperlot! Du hattest also Recht! Ich konnte es einfach nicht glauben.»

«Nein, es ist auch unglaublich; man muss sich erst an die Vorstellung gewöhnen und erkennen, wie alles zueinander passt. Was sollen wir jetzt tun? Natürlich wird es morgen überall bekannt sein.»

John überlegte.

«Ganz egal», sagte er schließlich, «momentan werden wir noch nichts sagen. Das ist nicht notwendig. Wie du schon sagtest, es wird ohnehin früh genug bekannt werden.»

Aber als ich am nächsten Morgen früh hinunterkam, wurde die Verhaftung in den Zeitungen mit keiner Silbe erwähnt! Es gab eine Spalte mit lauter Wiederholungen über den «Giftmord in Styles», aber nichts sonst. Das war ziemlich rätselhaft, doch ich vermutete, dass Japp aus irgend einem Grund die Sache aus den Zeitungen heraushalten wollte. Das machte mir einiges Kopfzerbrechen, denn daraus konnte man schließen, dass es noch zu weiteren Verhaftungen kommen würde.

Nach dem Frühstück beschloss ich ins Dorf zu gehen und nachzusehen, ob Poirot schon wieder zurück war,

aber da erschien auf einmal ein wohl bekanntes Gesicht vor einem der Fenster und eine wohl bekannte Stimme sagte:

«*Bonjour, mon ami!*»

«Poirot!», rief ich erleichtert aus, ergriff seine beiden Hände und zog ihn ins Zimmer. «Noch nie habe ich mich so über den Anblick von jemandem gefreut. Ich habe zu niemandem etwas gesagt außer zu John, war das richtig?»

«Mein Freund», erwiderte Poirot, «ich weiß nicht, wovon Sie reden.»

«Von Bauersteins Verhaftung, das ist doch klar.»

«Wurde Bauerstein also verhaftet?»

«Wussten Sie das nicht?»

«Ich hatte nicht die geringste Ahnung.» Aber dann fügte er hinzu: «Obwohl es mich nicht überrascht. Schließlich sind wir hier nur vier Meilen von der Küste entfernt.»

«Die Küste?», fragte ich verwirrt. «Was hat die denn damit zu tun?»

Poirot zuckte die Achseln. «Das ist doch wohl sonnenklar!»

«Mir nicht. Zweifellos bin ich sehr dumm, aber ich verstehe nicht, was die Nähe der Küste mit dem Mord an Mrs. Inglethorp zu tun haben soll.»

«Natürlich nichts», erwiderte Poirot lächelnd. «Aber wir sprachen doch gerade von der Verhaftung Dr. Bauerteins.»

«Aber wenn er nicht wegen des Mordes an Mrs. Inglethorp verhaftet wurde...»

«Was?», rief Poirot erstaunt aus. «Dr. Bauerstein wurde wegen des Mordes an Mrs. Inglethorp verhaftet?»

«Ja.»

«Unmöglich! Das wäre doch absolut lächerlich! Wer hat Ihnen das erzählt, mein Freund?»

«Das hat mir niemand so erzählt», gestand ich. «Aber er wurde verhaftet.»

«Oh ja, höchstwahrscheinlich. Aber wegen Spionage, *mon ami*.»

«Spionage?» Das verschlug mir den Atem.

«Ganz recht.»

«Nicht wegen des Mordes an Mrs. Inglethorp?»

«Nur wenn unser Freund Japp völlig verrückt geworden ist», erwiderte Poirot gelassen.

«Aber ich glaubte, Sie hätten das auch gedacht?»

Poirot sah mich mitleidig an, als sei er überrascht, wie ich auf eine so gänzlich absurde Idee gekommen sein konnte.

«Wollen Sie damit sagen», langsam gewöhnte ich mich an diese völlig neue Vorstellung, «dass Dr. Bauerstein ein Spion ist?»

Poirot nickte.

«Haben Sie denn niemals Verdacht geschöpft?»

«Das ist mir nie in den Kopf gekommen.»

«Sie fanden es nicht seltsam, dass ein berühmter Londoner Arzt sich in so einem kleinen Dorf vergraben hatte und die Gewohnheit hatte, zu den merkwürdigsten Nachtstunden herumzuspazieren?»

«Nein», gestand ich, «darüber habe ich nie nachgedacht.»

«Er ist deutscher Abstammung», meinte Poirot nachdenklich. «Er praktiziert aber schon so lange hier in diesem Land, dass alle ihn für einen Engländer halten. Vor fünfzehn Jahren wurde er englischer Staatsbürger. Ein sehr kluger Mann – natürlich ein Jude.»

«So ein Schurke!», rief ich empört aus.

«Aber nein. Ganz im Gegenteil – er ist ein Patriot. Denken Sie doch nur, was er nun verlieren wird. Ich bewundere diesen Mann.»

Aber ich konnte die Dinge nicht mit demselben Gleichmut betrachten wie Poirot.

«Und mit diesem Mann ist Mrs. Cavendish überall herumgewandert!», rief ich empört.

«Ja. Er wird sie wohl sehr nützlich gefunden haben», bemerkte Poirot. «Solange der Klatsch ihre beiden Namen zusammenbrachte, blieben alle anderen Aktivitäten des Doktors unbemerkt.»

«Dann glauben Sie, dass er niemals etwas für sie empfunden hat?», fragte ich eifrig – unter den gegebenen Umständen vermutlich etwas zu eifrig.

«Darüber kann ich mir natürlich kein Urteil erlauben, aber soll ich Ihnen meine persönliche Meinung dazu sagen, Hastings?»

«Ja.»

«Also ich würde es so sehen: Mrs. Cavendish hat sich niemals auch nur das kleinste Bisschen aus Dr. Bauerstein gemacht!»

«Glauben Sie wirklich?» Ich konnte meine Freude nicht völlig verbergen.

«Ich bin mir da ganz sicher. Und ich sage Ihnen auch, warum.»

«Ja?»

«Weil sie jemand anderen liebt, *mon ami*.»

«Oh!» Was meinte er damit? Ganz gegen meinen Willen durchflutete mich eine angenehme Wärme. Ich bin im Hinblick auf Frauen nicht eitel, aber ich erinnerte mich an ein paar Vorfälle, die ich damals möglicherweise nicht richtig eingeschätzt hatte, die aber gewiss anzudeuten schienen...

Meine Träumereien wurden durch das plötzliche Erscheinen von Miss Howard unterbrochen. Sie sah rasch nach allen Seiten, um sich zu vergewissern, dass niemand sonst im Zimmer war, und holte dann schnell einen alten Bogen Packpapier hervor. Das reichte sie Poirot, während sie die geheimnisvollen Worte murmelte:

«Oben auf dem Schrank.» Dann verließ sie eilig wieder den Raum.

Poirot faltete das Papier neugierig auseinander und stieß einen Laut der Befriedigung aus. Er breitete den Bogen auf dem Tisch aus.

«Kommen Sie her, Hastings. Jetzt sagen Sie mir, was ist das für ein Buchstabe, ein J oder ein L?»

Das Blatt war von mittlerer Größe, ziemlich staubig, als ob es schon längere Zeit herumgelegen hätte. Aber es war der Aufkleber, der Poirots Aufmerksamkeit fesselte. Oben war der Stempel der Firma Parkson, des berühmten Theaterkostümverleihs, und die Anschrift lautete:« – (der unklare Buchstabe) Cavendish, Styles Court, Styles St, Mary, Essex.»

«Es könnte ein T sein. Oder vielleicht ein L», sagte ich, nachdem ich das Papier kurz studiert hatte. «Ganz gewiss ist es kein J.»

«Gut.» Poirot faltete den Bogen wieder zusammen. «Ich denke wie Sie. Es ist ein L, verlassen Sie sich darauf!»

«Wo kam das her?», fragte ich neugierig. «Ist das wichtig?»

«Nicht besonders. Es bestätigt nur eine meiner Hypothesen. Ich war von seiner Existenz überzeugt und setzte Miss Howard darauf an, und wie Sie sehen, war sie erfolgreich.»

«Was meinte sie mit «oben auf dem Schrank?»»

«Sie meinte», erwiderte Poirot prompt, «dass sie es oben auf einem Schrank gefunden hat.»

«Ein seltsamer Ort für einen Bogen Packpapier», überlegte ich.

«Aber nein. Oben auf einem Schrank ist eine sehr gute Ablage für Packpapier und Pappschachteln. Ich bewahre dort auch welche auf. Ordentlich aufeinander gestellt sind sie kein störender Anblick.»

«Poirot, wissen Sie schon, wer dieses Verbrechen begangen hat?», fragte ich ihn ernsthaft.

«Ja – das heißt, ich glaube, ich weiß, wie es geschehen ist.»

«Aha!»

«Leider habe ich außer meiner Annahme keinerlei Be-
weise bis auf...» Plötzlich ergriff er meinen Arm, zog mich energisch bis zur Halle und rief aufgeregt auf Französisch: «Mademoiselle Dorcas, Mademoiselle Dorcas, *un moment, s'il vous plaît!*»

Dorcas kam aufgeschreckt durch den Lärm aus dem Anrichtezimmer herbeigelaufen.

«Meine gute Dorcas, ich habe eine Idee – eine kleine Idee –, und falls sie sich als richtig herausstellt, wäre das ein Riesenglück! Sagen Sie mir, war am Montag, nicht am Dienstag, Dorcas, am Montag irgendetwas mit der Klingel von Mrs. Inglethorp nicht in Ordnung?»

Dorcas sah sehr überrascht aus.

«Ja, Sir, jetzt, wo Sie es sagen, die Klingel war kaputt, obwohl ich nicht weiß, wie Sie das wissen können. Eine Maus oder irgend so was muss das Kabel durchgenagt haben. Der Handwerker kam am Dienstagmorgen und hat sie repariert.»

Mit einem begeisterten Ausruf führte Poirot mich zurück in das Morgenzimmer.

«Sehen Sie, man sollte keine Beweise von außen verlangen. Nein, Logik sollte genügen. Aber das Fleisch ist schwach, es ist doch immer befriedigend, wenn man fest-

stellt, dass man auf der richtigen Spur ist. Ach, mein Freund, ich könnte vor Freude Luftsprünge machen!»

Und tatsächlich, er rannte und sprang und tollte wie wild auf dem Rasen vor der Terrassentür herum.

«Was ist denn in Ihren bemerkenswerten kleinen Freund gefahren?», fragte eine Stimme hinter mir, und als ich mich umdrehte, stand da Mary Cavendish.

Sie lächelte, und ich auch. «Was ist denn los?»

«Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Er fragte Dorcas irgendwas wegen einer Klingel und freute sich so über die Antwort, dass er völlig außer sich geriet, wie Sie sehen.»

Mary lachte.

«Wie spaßig! Er verschwindet gerade durch das Tor. Kommt er heute noch einmal zurück?»

«Das weiß ich nicht. Ich habe das Rätseln um seine nächsten Schritte aufgegeben.»

«Ist er richtig verrückt, Mr. Hastings?»

«Ich weiß es wirklich nicht. Manchmal denke ich, er ist total übergeschnappt, und wenn er sich gerade am verrücktesten aufführt, entdecke ich in seiner Verrücktheit Methode.»

«Ich verstehe.»

Trotz ihres Lachens sah Mary an diesem Morgen besorgt aus. Sie schien ernst, fast traurig zu sein.

Ich fand, das sei eine günstige Gelegenheit, sie einmal wegen Cynthia ins Gebet zu nehmen. Meiner Meinung nach brachte ich das Thema sehr taktvoll aufs Tapet, aber ich war noch nicht weit gekommen, als sie mich sehr gebieterisch unterbrach.

«Sie sind zweifellos ein hervorragender Anwalt, Mr. Hastings, aber in diesem Fall verschwenden Sie Ihr Ta-

lent. Cynthia wird nie Gefahr laufen, von mir unfreundlich behandelt zu werden.»

Ich stotterte herum, dass ich hoffte, sie würde nicht denken... Wieder unterbrach sie mich, und ihre Worte waren so unerwartet, dass sie Cynthia und ihren Kummer völlig aus meinen Gedanken verdrängten.

«Mr. Hastings, glauben Sie, dass mein Mann und ich miteinander glücklich sind?»

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und murmelte irgendetwas, dass mich das nichts angehe und ich über derlei Dinge nicht nachdächte.

«Ob es Sie etwas angeht oder nicht, ist ganz gleich, ich sage Ihnen, wir sind *nicht* glücklich.»

Ich schwieg, denn ich sah, dass sie noch nicht fertig war.

Sie lief mit leicht gesenktem Kopf langsam im Zimmer auf und ab, ihre schlanke, ranke Gestalt bewegte sich dabei graziös. Dann blieb sie plötzlich stehen und sah zu mir auf.

«Sie wissen nichts über mich, nicht wahr? Woher ich komme, wer ich vor meiner Heirat mit John war – gar nichts, nicht wahr? Ich werde es Ihnen erzählen, ich werde Sie zu meinem Beichtvater machen. Sie sind liebenswürdig, glaube ich – ja, ich bin mir sicher, dass Sie liebenswürdig sind.»

Seltsamerweise freuten mich ihre Worte längst nicht so, wie man hätte erwarten können. Mir war eingefallen, dass Cynthia ihre Vertraulichkeiten genau so begonnen hatte. Außerdem sollte ein Beichtvater doch ein eher älterer Herr sein, das ist wahrlich keine Rolle für einen jüngeren Mann.

«Mein Vater war Engländer», sagte Mrs. Cavendish. «Aber meine Mutter war Russin.»

«Aha», sagte ich. «Jetzt verstehe ich...»

«Was verstehen Sie?»

«Sie haben so einen Hauch von Fremdheit an sich – da ist irgendetwas...»

«Ich glaube, meine Mutter war sehr schön. Ich weiß es nicht, weil ich mich nicht an sie erinnern kann. Sie starb, als ich noch sehr klein war. Ich vermute, dass ihr Tod mit irgendeiner Tragödie verknüpft ist – sie nahm irrtümlicherweise eine Überdosis von einem Schlafmittel. Was auch immer geschah, mein Vater kam nie darüber hinweg. Kurz darauf trat er in den diplomatischen Dienst ein. Ich folgte ihm, wo immer er auch hinging. Als ich dreiundzwanzig war, hatte ich fast schon die ganze Welt gesehen. Es war ein wunderschönes Leben, und ich genoss es in vollen Zügen.»

Sie lächelte und warf den Kopf zurück und schien in die Erinnerung an die schönen alten Zeiten versunken.

«Dann starb mein Vater. Er hinterließ mir nichts, und ich musste zu meinen alten Tanten nach Yorkshire ziehen und bei ihnen leben.» Ihr schauderte. «Sie werden mich verstehen, wenn ich sage, dass das für jemanden mit meiner Erziehung ein sterbenslangweiliges Leben war. Die Enge, die tödliche Monotonie trieben mich fast zum Wahnsinn.» Sie schwieg etwa eine Minute lang und fuhr dann in verändertem Ton fort: «Und dann begegnete ich John Cavendish.»

«Ja?»

«Sie können sich vorstellen, dass er in den Augen meiner Tanten eine sehr gute Partie für mich war. Für mich war diese Tatsache nicht ausschlaggebend. Nein, er war einfach ein Ausweg aus der unerträglichen Eintönigkeit meines Lebens.»

Ich schwieg und dann sprach sie weiter.

«Missverstehen Sie mich nicht. Ich war ihm gegenüber völlig ehrlich. Ich sagte ihm die Wahrheit: dass ich ihn

sehr gern hätte, dass ich hoffte, ihn irgendwann zu lieben, dass ich aber überhaupt nicht in ihn verliebt war. Er erklärte, das genüge ihm und – wir heirateten.»

Sie schwieg jetzt längere Zeit und auf ihrer Stirn erschien eine kleine Falte. Offensichtlich erinnerte sie sich an die vergangenen Tage.

«Ich glaube – ich bin mir sicher –, dass er mich zuerst sehr gern hatte. Aber ich fürchte, wir passten nicht sonderlich gut zusammen. Fast von Anfang an trieben wir auseinander. Er wurde meiner bald überdrüssig – so wenig schmeichelhaft das für mich auch ist, es ist die Wahrheit.»

Ich musste irgendetwas Gegenteiliges gemurmelt haben, denn sie sprach rasch weiter: «Doch, das stimmt! Es macht mir jetzt nichts mehr aus, jetzt wo sich unsere Wege trennen werden.»

«Was meinen Sie damit?»

Sie antwortete ruhig: «Ich meine damit, dass ich nicht in Styles bleiben werde.»

«Sie und John werden nicht hier leben?»

«John wird wohl hier leben, aber ich nicht.»

«Wollen Sie ihn verlassen?»

«Ja.»

«Aber warum?»

Sie schwieg lange und sagte schließlich: «Vielleicht, weil ich frei sein möchte!»

Als sie das sagte, hatte ich plötzlich eine Vision von weiten Ebenen, urwüchsigen Wäldern, Neuland – und ein Bild davon, was Freiheit für eine Frau wie Mary Cavendish bedeuten musste. Einen Moment lang sah ich sie so, wie sie war, ein wildes, stolzes Geschöpf, so ungezähmt wie ein scheuer Vogel. Es klang wie ein Aufschrei, als sie fortfuhr: «Sie wissen es nicht, Sie ahnen ja nicht, wie sehr dieses furchtbare Haus ein Gefängnis für mich war!»

«Ich verstehe», sagte ich. «Aber – aber überstürzen Sie nichts!»

«Überstürzen!» Ihre Stimme spottete über meine Mahnung.

Dann plötzlich sagte ich etwas, weswegen ich mir schon im nächsten Moment die Zunge hätte abbeißen können: «Wissen Sie, dass Dr. Bauerstein verhaftet wurde?»

Sofort verwandelte sich ihr Gesicht in eine ausdruckslose Maske. «John war so freundlich, es mir heute Morgen mitzuteilen.»

«Ja – und wie denken Sie darüber?», fragte ich zaghaft.

«Worüber?»

«Über seine Verhaftung.»

«Was sollte ich denn denken? Offensichtlich ist er ein deutscher Spion, jedenfalls hat der Gärtner das John erzählt.»

Ihre Stimme und ihr Gesicht waren völlig gefühl- und ausdruckslos. Machte es ihr etwas aus oder nicht?

Sie ging ein paar Schritte und richtete die Blumen in einer der Vasen. «Die hier sind schon ziemlich verblüht. Ich muss frische holen. Würden Sie mich bitte vorbeilassen – danke, Mr. Hastings.» Und damit ging sie leise an mir vorbei auf die Terrasse hinaus und nickte mir kühl zu, als wäre ich nun entlassen.

Nein, sie machte sich bestimmt nichts aus Bauerstein. Keine Frau könnte diese Rolle mit so eisiger Gleichgültigkeit spielen.

Poirot erschien auch am folgenden Morgen nicht, und die Scotland-Yard-Beamten ließen sich ebenfalls nicht sehen.

Aber um die Mittagszeit tauchte ein neues Beweisstück auf – oder vielmehr ein fehlendes Beweisstück. Bislang hatten wir vergeblich nach dem vierten Brief gefahndet, den Mrs. Inglethorp am Abend vor ihrem Tod geschrie-

ben hatte. Da die Suche erfolglos geblieben war, hatten wir sie aufgegeben und hofften, der Brief würde eines Tages von allein auftauchen. Und genau so geschah es, und zwar in Form einer Mitteilung, die mit der zweiten Post kam. Ein französischer Musikverlag bestätigte den Scheck von Mrs. Inglethorp und bedauerte, dass es ihnen nicht gelungen wäre, eine bestimmte Sammlung russischer Volkslieder aufzutreiben. Damit war die letzte Hoffnung verschwunden, mit Hilfe von Mrs. Inglethorps Korrespondenz an jenem tragischen Abend das Rätsel zu lösen.

Als ich vor dem Tee einen Spaziergang zu Poirot machte, um ihm die neue Enttäuschung mitzuteilen, war er zu meinem Befremden abermals nicht da.

«Ist er wieder nach London gefahren?»

«Oh nein, Monsieur, er hat nur den Zug nach Tadminster genommen. Um sich die Apotheke einer jungen Dame anzusehen, wie er sagte.»

«So ein Esel!», entfuhr es mir. «Ich habe ihm doch gesagt, dass der Mittwoch ihr einziger freier Tag ist! Würden Sie ihm dann bitte ausrichten, dass er uns morgen besuchen soll?»

«Gewiss, Monsieur.»

Aber am folgenden Tag tauchte Poirot nicht auf. Langsam wurde ich wütend. Er verhielt sich uns gegenüber wirklich ziemlich arrogant.

Nach dem Mittagessen nahm Lawrence mich beiseite und fragte, ob ich Poirot heute noch besuchen würde.

«Nein, ich denke eher nicht. Wenn er uns sehen will, kann er ja herkommen.»

«Hm.» Lawrence sah unentschlossen aus. Er verhielt sich ungewöhnlich nervös und aufgeregt, und das machte mich neugierig.

«Was gibt es denn?», fragte ich. «Wenn es irgendetwas Wichtiges ist, könnte ich hingehen.»

«Es dreht sich um nichts Besonderes, aber wenn du zu ihm gehst, kannst du ihm dann sagen» – er senkte die Stimme zu einem Flüstern –, «ich glaube, ich habe die überzählige Tasse gefunden!»

Ich hatte diese rätselhafte Botschaft Poirots schon fast vergessen, nun war meine Neugier wieder geweckt.

Lawrence wollte aber nicht mehr verraten und so beschloss ich, von meinem hohen Ross wieder herunterzusteigen und Poirot in Leastways Cottage aufzusuchen.

Diesmal wurde ich mit einem Lächeln empfangen. Monsieur Poirot war da. Ob ich hereinkommen wollte? Ich stieg also die Treppe hoch.

Poirot saß am Tisch und hatte den Kopf in den Händen vergraben. Bei meinem Eintritt sprang er auf.

«Was haben Sie?», erkundigte ich mich besorgt. «Sie sind doch hoffentlich nicht krank?»

«Nein, nein, ich bin nicht krank. Aber ich muss gerade etwas sehr Wichtiges entscheiden.»

«Ob Sie den Verbrecher entlarven oder nicht?», fragte ich scherzend.

Doch zu meiner großen Überraschung nickte Poirot ernst.

«Sprechen oder nicht sprechen, wie Ihr großer Shakespeare sagt, das ist hier die Frage.»

Ich machte mir nicht die Mühe, das Zitat zu korrigieren.

«Sie meinen das ernst, Poirot?»

«Ich meine das höchst ernst. Denn es steht das Wichtigste auf dem Spiel, das es gibt.»

«Und das wäre?»

«Das Glück einer Frau, *mon ami*», sagte er nachdrücklich.

Ich wusste nicht recht, was ich darauf sagen sollte.

«Der Augenblick ist gekommen, und ich weiß nicht, was ich tun soll», sagte Poirot grübelnd. «Denn ich spiele um einen hohen Einsatz, müssen Sie wissen. Keiner außer mir, Hercule Poirot, würde das wagen!» Dabei klopfte er sich stolz auf die Brust.

Ich schwieg eine Weile respektvoll, um die Wirkung seiner Worte nicht zu beeinträchtigen, und dann überbrachte ich ihm Lawrence' Botschaft.

«Aha!», rief Poirot. «Er hat also die überzählige Tasse gefunden. Das ist gut. Er ist intelligenter, als man glaubt, Ihr langgesichtiger Monsieur Styles!»

Ich hatte keine besonders hohe Meinung von Lawrence' Intelligenz, aber ich verzichtete darauf, Poirot zu widersprechen. Stattdessen hielt ich ihm in leicht vorwurfsvollem, aber freundlichem Ton vor, dass er meine Information bezüglich Cynthias freiem Tag vergessen hatte.

«Das stimmt, ich habe ein Gedächtnis wie ein Sieb. Aber die andere junge Dame war überaus freundlich. Es tat ihr Leid, dass ich so enttäuscht war, und sie hat mir alles bereitwillig gezeigt.»

«Na, dann ist es ja gut. Sie können mit Cynthia dann ein anderes Mal Tee trinken.»

Ich erzählte ihm von dem Brief.

«Das finde ich sehr bedauerlich», sagte er. «Ich hatte auf diesen Brief große Hoffnungen gesetzt. Aber es sollte eben nicht sein. Diese Geschichte muss von innen heraus aufgewickelt werden.» Er tippte sich an die Stirn. «Diese kleinen grauen Zellen, die müssen jetzt arbeiten.» Dann fragte er plötzlich: «Sind Sie ein Experte in Sachen Fingerabdrücken, mein Freund?»

«Nein», antwortete ich ziemlich überrascht. «Ich weiß, dass kein Fingerabdruck dem anderen gleicht, aber das ist auch schon alles.»

«Genau.»

Er schloss eine kleine Schublade auf und holte einige Fotos heraus, die er auf den Tisch legte.

«Ich habe sie mit 1,2 und 3 nummeriert. Würden Sie sie mir einmal kurz beschreiben?»

Ich betrachtete die Abzüge aufmerksam. «Sie sind alle sehr stark vergrößert, soweit ich sehe. Nummer eins sind meiner Ansicht nach die Abdrücke eines Mannes, und zwar von Daumen und Zeigefinger. Nummer zwei sind die einer Frau, sie sind viel kleiner und total anders. Nummer drei» – ich schwieg kurz – «das sind anscheinend mehrere Abdrücke wirr durcheinander, aber dieser hier stammt eindeutig von Nummer eins.»

«Und überschneidet sich mit den anderen?»

«Ja.»

«Und Sie erkennen ihn mit Sicherheit wieder?»

«Oh ja, die sind absolut identisch.»

Poirot nickte, nahm die Fotos vorsichtig auf und verschloss sie wieder.

«Ich nehme an, dass Sie mir das hier, wie sonst auch, nicht erklären werden?»

«Ganz im Gegenteil. Nummer eins waren die Abdrücke von Monsieur Lawrence. Nummer zwei waren die von Mademoiselle Cynthia. Die sind unwichtig. Ich habe sie mir nur zu Vergleichszwecken besorgt. Nummer drei ist etwas komplizierter.»

«Ja?»

«Die sind, wie Sie ja sehen konnten, sehr vergrößert. Wahrscheinlich haben Sie bemerkt, dass alle Fotos leicht verschwommen sind. Ich will Ihnen den komplizierten

Apparat nicht weiter beschreiben, den Puder und all das, was ich benutzt habe. Die Polizei bedient sich schon lange dieser Methode, damit kann man in kürzester Zeit ein Foto von Fingerabdrücken auf jedem Gegenstand erhalten. Mein Freund, Sie haben die Fingerabdrücke gesehen – jetzt muss ich Ihnen nur noch verraten, auf welchem besonderen Gegenstand ich sie gefunden habe.»

«Nun sagen Sie's schon – ich bin schrecklich neugierig.»

«*Eh bien!* Foto Nummer drei zeigt die stark vergrößerte Oberfläche einer winzigen Flasche auf dem obersten Bord im Giftschränk in der Apotheke des Roten-Kreuz-Krankenhauses in Tadminster – das klingt wie in einer Suchanleitung.»

«Du lieber Himmel!», rief ich aus. «Aber wie kommen die Fingerabdrücke von Lawrence Cavendish dorthin? An dem Tag, als wir beide dort waren, kam er nie auch nur in die Nähe des Giftschranks.»

«Aber ja!»

«Unmöglich! Wir waren die ganze Zeit zusammen!»

Poirot schüttelte den Kopf. «Nein, mein Freund, es gab einen Moment, da waren Sie nicht alle zusammen. Es gab einen Moment, da konnten Sie gar nicht alle zusammen sein, oder Sie hätten Monsieur Lawrence nicht auch auf den Balkon rufen müssen.»

«Das hatte ich vergessen», gab ich zu. «Aber das war doch nur eine Sekunde!»

«Lange genug.»

«Lang genug wofür?»

Poirots Lächeln wurde immer rätselhafter. «Lang genug für jemanden, der einmal Medizin studiert hat, um ein sehr natürliches Interesse und seine Neugier zu befriedigen.»

Unsere Blicke trafen sich. Poirot sah mich freundlich unbestimmt an. Er stand auf und summt eine kleine Melodie. Misstrauisch beobachtete ich ihn.

«Poirot, was war in diesem besonderen Fläschchen?»

Poirot sah aus dem Fenster.

«Eine Chlorsäure-Strychnin-Mischung», sagte er dann und summt weiter.

«Gütiger Himmell», sagte ich leise. Ich war nicht überrascht. Ich hatte diese Antwort erwartet.

«Sie verwenden reines Chlorsäure-Strychnin sehr selten – nur manchmal für Tabletten. Sie benutzen häufiger die übliche Lösung. Deshalb blieben auch die Fingerabdrücke so lange erhalten.»

«Wie haben Sie das fotografieren können?»

«Ich ließ meinen Hut vom Balkon fallen», erklärte Poirot schlicht. «Besucher waren zu dem Zeitpunkt unten nicht erlaubt, deshalb musste trotz meiner vielen Entschuldigungen die Kollegin von Mademoiselle Cynthia hinuntergehen und ihn holen.»

«Dann wussten Sie also, was Sie finden würden?»

«Nein, überhaupt nicht. Ich hatte auf Grund Ihrer Erzählung nur gemerkt, dass es für Monsieur Lawrence möglich war, zum Giftschränk zu gehen. Diese Möglichkeit musste entweder bestätigt oder ausgeschlossen werden.»

«Poirot, Ihre Fröhlichkeit täuscht mich nicht. Das ist eine sehr wichtige Entdeckung.»

«Ich weiß es nicht. Aber eine Sache fiel mir auf. Zweifellos ist sie Ihnen auch aufgefallen.»

«Was denn?»

«Dass es in diesem Fall viel zu viel Strychnin gibt. Dies ist nun schon das dritte Mal, dass wir darauf treffen. Es gab Strychnin in der Medizin von Mrs. Inglethorp.

Strychnin wurde von Mr. Mace in der Apotheke von St. Mary verkauft. Jetzt haben wir noch mehr Strychnin, mit dem ein Familienmitglied zu tun hatte. Das ist sehr verwirrend, und wie Sie wissen, kann ich Verwirrung nicht leiden.»

Bevor ich antworten konnte, steckte einer der Belgier den Kopf zur Tür herein.

«Unten ist eine Dame, sie will Mr. Hastings sprechen.»

«Eine Dame?»

Ich sprang auf. Poirot folgte mir die Treppe hinunter. Mary Cavendish stand in der offenen Tür.

«Ich habe gerade eine alte Frau im Dorf besucht», erklärte sie, «und Lawrence sagte mir, Sie seien bei Monsieur Poirot, also dachte ich, ich komme vorbei.»

«Oh, Madame», sagte Poirot, «ich dachte schon, Sie würden mir die Ehre eines Besuches erweisen.»

«Wenn Sie mich einladen, komme ich gern einmal», versprach sie ihm lächelnd.

«Sehr schön. Falls Sie jemals einen Beichtvater brauchen, Madame» – sie zuckte leicht zusammen –, «denken Sie daran, Papa Poirot steht Ihnen immer gern zu Diensten.»

Sie starrte ihn kurz an, als ob sie eine verborgene Bedeutung in seinen Worten erraten wollte. Dann drehte sie sich unvermittelt um.

«Kommen Sie, Monsieur Poirot, wollen Sie uns nicht auf dem Rückweg begleiten?»

«Aber gern, Madame.»

Während des ganzen Heimwegs nach Styles redete Mary schnell und fieberhaft. Mir kam es so vor, als fürchtete sie sich vor Poirots Augen.

Das Wetter war umgeschlagen und der scharfe Wind war fast herbstlich. Mary zitterte ein wenig und knöpfte

ihren schwarzen Mantel zu. Der Wind in den Bäumen hörte sich an wie das Seufzen eines Riesen.

Wir kamen zum Haupteingang von Styles und merkten sofort, dass irgendetwas nicht stimmte.

Dorcas kam auf uns zugelaufen. Sie weinte und rang die Hände. Ich sah die Dienstboten alle hinten in der Halle herumstehen und wie sie ganz Aug und Ohr waren.

«Oh, oh, ich weiß gar nicht, wie ich es Ihnen sagen soll...»

«Was ist denn, Dorcas?», fragte ich ungeduldig. «Nun reden Sie doch schon.»

«Diese schrecklichen Kriminalbeamten. Sie haben ihn verhaftet, sie haben Mr. Cavendish verhaftet!»

«Lawrence ist verhaftet?», fragte ich entgeistert.

Dorcas sah mich mit einem seltsamen Blick an.

«Nein, Sir, nicht Mr. Lawrence – Mr. John!»

Mit einem lauten Schrei fiel Mrs. Cavendish von hinten gegen mich, und als ich mich umdrehte, um sie aufzufangen, sah ich stillen Triumph in Poirots Augen glitzern.

Elftes Kapitel

Ein Fall für den Staatsanwalt

Der Prozess gegen John Cavendish fand zwei Monate später statt. Die Anklage lautete auf Mord an seiner Stiefmutter.

Über die dazwischenliegenden Wochen gibt es wenig zu berichten, aber meine Sympathie und Bewunderung galt uneingeschränkt Mary Cavendish. Sie stellte sich leidenschaftlich hinter ihren Mann, hatte für den bloßen Gedanken, er könne schuldig sein, nichts als Verachtung übrig und kämpfte mit Zähnen und Klauen für ihn.

Ich äußerte meine Bewunderung Poirot gegenüber und er nickte nachdenklich.

«Ja, sie ist eine der Frauen, die sich in der Not ein-drucksvoll bewähren. Dann zeigen sie ihre besten Eigenschaften. Ihr Stolz und ihre Eifersucht sind...»

«Eifersucht?», hakte ich nach.

«Ja. Haben Sie noch nicht bemerkt, dass sie eine ungewöhnlich eifersüchtige Frau ist? Wie ich schon sagte, ihr Stolz und ihre Eifersucht sind jetzt vergessen. Sie denkt nur noch an ihren Mann und an das schreckliche Schicksal, das ihn erwartet.»

Er sprach sehr mitfühlend, und ich sah ihn aufmerksam an und erinnerte mich an jenen letzten Nachmittag, als er mit sich gekämpft hatte, ob er sprechen sollte oder nicht. Bei all seiner Sorge um das «Glück einer Frau» war ich

froh, dass ihm die Entscheidung abgenommen worden war.

«Selbst jetzt kann ich es immer noch kaum glauben, denn bis zur letzten Minute hatte ich gedacht, es wäre Lawrence gewesen!»

Poirot lächelte. «Das weiß ich.»

«Aber John! Mein alter Freund John!»

«Jeder Mörder hat wahrscheinlich irgendwo einen alten Freund», bemerkte Poirot philosophisch. «Man darf Gefühl und Verstand nicht miteinander vermischen.»

«Ich muss schon sagen, Sie hätten mir doch wirklich einen Tipp geben können.»

«Vielleicht tat ich das gerade deshalb nicht, *mon ami*, weil Sie sein alter Freund sind.»

Das brachte mich ziemlich aus der Fassung, da mir einfiel, wie eifrig ich damals John die vermeintlichen Ansichten Poirots über Dr. Bauerstein hinterbracht hatte. Der war übrigens freigesprochen worden. Doch obwohl er diesmal alle ausgetrickst hatte und die Anklage wegen Spionagetätigkeit fallen gelassen werden musste, waren ihm doch seine Flügel für die Zukunft sehr gestutzt worden.

Ich fragte Poirot, ob er glaubte, dass John verurteilt werden würde.

Zu meiner großen Überraschung erwiderte er, man würde John ganz im Gegenteil höchstwahrscheinlich freisprechen.

«Aber Poirot!», protestierte ich.

«Ach, mein Freund, habe ich Ihnen nicht schon die ganze Zeit gesagt, dass ich keine Beweise habe? Das Wissen, dass jemand schuldig ist, und es ihm auch nachweisen zu können, das ist zweierlei. In diesem Fall gibt es schrecklich wenige Beweise, das ist der ganze Ärger. Ich, Hercule Poirot, weiß alles, aber das letzte Glied in meiner

Beweiskette fehlt. Und erst wenn ich das fehlende Glied finde...» Er schüttelte bekümmert den Kopf.

«Wann haben Sie denn John Cavendish zuerst verdächtigt?», fragte ich ihn kurze Zeit später.

«Haben Sie ihn denn gar nicht verdächtigt?»

«Nein, überhaupt nicht.»

«Auch nicht nach den paar Sätzen, die Sie von der Unterhaltung zwischen Mrs. Cavendish und ihrer Schwiegermutter mitbekommen hatten, und angesichts ihrer auffälligen Zurückhaltung bei der Untersuchung?»

«Nein.»

«Haben Sie nicht zwei und zwei zusammengezählt und daraus geschlossen, dass es nicht Alfred Inglethorp war, der mit seiner Frau stritt? Sie erinnern sich, wie heftig er eine Auseinandersetzung bei der Untersuchung abgestritten hat! Dann musste es aber entweder Lawrence oder John gewesen sein. Aber falls es Lawrence gewesen war, wäre Mary Cavendishs Verhalten völlig unerklärlich. Falls es aber John gewesen war, würde das natürlich die ganze Sache erklären.»

«Ach so!» Mir dämmerte es. «Dann hat John sich an jenem Nachmittag mit seiner Mutter gestritten?»

«Genau.»

«Und Sie wussten das die ganze Zeit?»

«Gewiss. Mrs. Cavendishs Verhalten ließ sich nur so erklären.»

«Und dennoch sagen Sie, dass er freigesprochen wird?»

Poirot zuckte die Schultern. «Natürlich. Wir werden ja demnächst bei der Gerichtsverhandlung sehen, was die Anklage gegen ihn vorzubringen hat, aber höchstwahrscheinlich werden seine Anwälte ihm sagen, dass er erst einmal nichts zu seiner Verteidigung vorbringen soll. Das wird dann später beim Prozess geschehen. Ach, ich muss

Sie übrigens warnen, mein Freund. Ich darf dort nicht erscheinen.»

«Was?»

«Nein. Ich habe ja offiziell nichts damit zu tun. Bis ich mein letztes Glied in der Beweiskette gefunden habe, muss ich hinter den Kulissen bleiben. Mrs. Cavendish muss glauben, dass ich für ihren Mann arbeite und nicht gegen ihn.»

«Also ich finde das aber nicht sehr anständig», protestierte ich.

«Ganz und gar nicht. Wir haben es mit einem sehr schlaun und völlig gewissenlosen Mann zu tun, und wir müssen alles gegen ihn einsetzen, was in unserer Macht steht, sonst schlüpft er uns durch die Finger. Deshalb muss ich darauf achten, im Hintergrund zu bleiben. Inspektor Japp hat alle Beweise gefunden und er wird auch alle Lorbeeren dafür einheimsen. Falls ich als Zeuge aufgerufen werde» – er lächelte von einem Ohr zum andern –, «dann wahrscheinlich als Zeuge für die Verteidigung.»

Ich konnte kaum glauben, was ich da hörte.

«Das ist ganz *en règle*», fuhr Poirot fort. «Seltsamerweise kann ich mit meiner Aussage die Argumente des Staatsanwalts widerlegen.»

«Welche?»

«Das, was sich auf die Zerstörung des Testaments bezieht. John Cavendish hat das Testament nicht vernichtet.»

Poirot war ein guter Prophet. Ich werde die Einzelheiten der Vorverhandlung überspringen, da sie viele ermüdende Wiederholungen beinhaltet. Ich will nur festhalten, dass John Cavendish jede Aussage verweigerte und dann offiziell Anklage gegen ihn erhoben wurde.

Im September fanden wir uns alle in London wieder. Mary mietete ein Haus in Kensington und Poirot gehörte mit zur Familie.

Ich hatte inzwischen einen Posten beim Kriegsministerium bekommen und konnte sie so regelmäßig besuchen.

Als die Wochen verstrichen, verschlechterte sich der Zustand von Poirots Nerven mehr und mehr. Das letzte Glied, von dem er stets sprach, fehlte immer noch. Ich für meinen Teil hoffte, dass es so bleiben würde, denn wie sollte Mary glücklich werden, wenn John nicht freigesprochen würde?

Am 15. September erschien John Cavendish auf der Anklagebank im Old Bailey und wurde des vorsätzlichen Mordes an seiner Stiefmutter Emily Agnes Inglethorp angeklagt. Er erklärte, er sei «nicht schuldig».

Der berühmte Anwalt Sir Ernest Heavyweather verteidigte ihn.

Der Staatsanwalt Mr. Philips eröffnete die Verhandlung.

Er behauptete, es handle sich um nichts Geringeres als vorsätzlichen und höchst kaltblütigen Mord. Eine liebevolle und vertrauensselige Frau sei von ihrem Stiefsohn, dem sie wie eine Mutter gewesen sei, absichtlich vergiftet worden. Seit seiner Kindheit hatte sie für ihn gesorgt. Er und seine Frau hatten auf Styles Court in allem Luxus gelebt, umgeben von der Fürsorge ihrer großzügigen Wohltäterin.

Er versprach, Zeugen zu laden, die beweisen konnten, dass der Angeklagte ein Wüstling und Verschwender gewesen sei, der unter schwerem finanziellen Druck gestanden und eine Affäre mit einer gewissen Mrs. Raikes, der Frau eines benachbarten Bauern, gehabt habe. Als das der Stiefmutter zu Ohren gekommen sei und sie ihn am Nachmittag vor ihrem Tod damit konfrontiert habe, endete das in einem Streit, der teilweise von anderen Personen mitgehört worden sei. Am Tag zuvor habe der An-

geklagte in der Dorfapotheke Strychnin gekauft und sich dabei verkleidet, um den Verdacht auf einen anderen Mann zu lenken, nämlich auf Mrs. Inglethorps Ehemann, auf den er fürchterlich eifersüchtig gewesen sei. Doch zum Glück hatte Mr. Inglethorp ein lückenloses Alibi vorweisen können.

Am Nachmittag des 17. Juli, so fuhr der Staatsanwalt fort, verfasste Mrs. Inglethorp direkt nach dem Streit mit ihrem Sohn ein neues Testament. Dieses Testament wurde am nächsten Morgen verkohlt in ihrem Kamin gefunden, aber es gab Beweise dafür, dass sie darin alles ihrem Mann hinterlassen hatte. Die Tote hatte bereits vor ihrer Heirat ein Testament zu dessen Gunsten verfasst, aber – und hier drohte Mr. Philips viel sagend mit dem Zeigefinger – das hatte der Angeklagte nicht wissen können. Was die Verstorbene dazu veranlasst haben konnte, ein neues Testament aufzusetzen, während noch das ältere existierte, war unklar. Sie war eine alte Dame und hatte das frühere vielleicht vergessen oder – und das erschien ihm wahrscheinlicher – hatte sich gedacht, dass es durch die Heirat ungültig geworden sei, da darüber einmal gesprochen worden war. Damen kannten sich in juristischen Dingen oft nicht sehr gut aus. Sie hatte etwa ein Jahr zuvor ein Testament zu Gunsten des Angeklagten gemacht.

Er würde beweisen, dass der Angeklagte in der Unglücksnacht seiner Stiefmutter letztendlich den Kaffee gebracht hatte. Später am Abend hatte er Zutritt zu ihrem Zimmer verlangt, bei welcher Gelegenheit er dann zweifellos eine Möglichkeit fand, das Testament zu zerstören, denn dann würde seines Wissens das andere zu seinen Gunsten wieder gültig werden.

Der Angeklagte war verhaftet worden, nachdem Inspektor Japp – ein äußerst fähiger Kriminalbeamter – in dessen Zimmer ein Röhrchen Strychnin gefunden hatte, das mit dem identisch war, das von dem vermeintlichen

Mr. Inglethorp am Tag vor dem Mord gekauft worden war. Die Geschworenen würden darüber entscheiden müssen, ob diese schwerwiegenden Tatsachen einen unumstößlichen Beweis für die Schuld des Angeklagten darstellten.

Und indem er so sehr subtil hatte durchblicken lassen, dass für die Geschworenen eigentlich keine Alternative in Frage kam, nahm Mr. Philips wieder Platz und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Die ersten Zeugen der Anklage hatten fast alle schon bei der Voruntersuchung ausgesagt. Die medizinischen Beweise kamen als Erste dran.

Sir Ernest Heavyweather, der in ganz England für die rücksichtslose Vorgehensweise berühmt war, mit der er Zeugen einzuschüchtern pflegte, stellte nur zwei Fragen:

«Gehe ich recht in der Annahme, Dr. Bauerstein, dass das Gift Strychnin sehr rasch wirkt?»

«Ja.»

«Und dass Sie in diesem Fall keine Erklärung für die verzögerte Wirkung haben?»

«Ja.»

«Danke schön.»

Mr. Mace sagte aus, das ihm vom Staatsanwalt gezeigte Röhrchen sei das, das er an «Mr. Inglethorp» verkauft hatte. Genauer befragt, gestand er, dass er Mr. Inglethorp nur vom Sehen kannte. Er hatte nie mit ihm gesprochen. Der Zeuge wurde nicht ins Kreuzverhör genommen.

Dann wurde Alfred Inglethorp aufgerufen, und er erklärte, er habe das Gift nicht gekauft. Er habe auch nicht mit seiner Frau gestritten. Verschiedene andere Zeugen bestätigten diese Aussagen.

Dann wurde die Bezeugung des Testaments durch die Gärtner bestätigt, und anschließend kam Dorcas in den Zeugenstand.

Dorcas blieb ihrem «jungen Herrn» treu und verneinte heftig, dass sie Johns Stimme gehört hätte. Sie erklärte resolut, trotz aller gegenteiligen Aussagen sei Mr. Inglethorp in dem Boudoir bei ihrer Herrin gewesen. Ein wehmütiges Lächeln erschien auf dem Gesicht des Angeklagten. Er wusste nur zu gut, wie nutzlos ihre rührenden Bemühungen waren, da die Verteidigung diesen Anklagepunkt gar nicht bestritt. Mrs. Cavendish wurde natürlich nicht aufgerufen, da Eheleute nicht gegeneinander aussagen können.

Nachdem er sich über verschiedene andere Dinge erkundigt hatte, fragte der Staatsanwalt:

«Erinnern Sie sich, dass im Juni ein Paket von der Firma Parkson für Mr. Lawrence Cavendish kam?»

Dorcas schüttelte den Kopf.

«Daran kann ich mich nicht erinnern, Sir. Das mag so gewesen sein, aber Mr. Lawrence war im Juni einige Zeit verreist.»

«Falls nun in seiner Abwesenheit ein Paket für ihn angekommen wäre, was hätte man damit gemacht?»

«Wir hätten es in sein Zimmer gebracht oder ihm nachgeschickt.»

«Hätten Sie das erledigt?»

«Nein, Sir. Ich hätte es in der Halle auf den Tisch gestellt. Miss Howard hätte sich dann darum gekümmert, das gehörte zu ihren Aufgaben.»

Evelyn Howard wurde aufgerufen und nach der Befragung zu einigen anderen Punkten ebenfalls zu dem Paket vernommen.

«Weiß ich nicht mehr. Kommen jede Menge Pakete. Kann mich an kein bestimmtes mehr erinnern.»

«Sie wissen nicht, ob es Mr. Lawrence nach Wales nachgeschickt oder ob es in sein Zimmer gebracht wurde?»

«Wurde wohl kaum nachgeschickt. Daran würde ich mich erinnern.»

«Wenn nun ein Paket für Mr. Lawrence angekommen und hinterher verschwunden wäre, hätten Sie sein Fehlen bemerkt?»

«Glaube ich nicht. Ich hätte gedacht, dass sich ein anderer darum gekümmert hat.»

«Ich glaube, Miss Howard, Sie haben dieses braune Packpapier gefunden, ja?» Er hielt denselben staubigen Bogen hoch, den Poirot und ich im Morgenzimmer von Styles untersucht hatten.

«Ja, das stimmt.»

«Wieso hatten Sie danach gesucht?»

«Der mit der Bearbeitung des Falles betraute belgische Detektiv bat mich, danach zu suchen.»

«Wo haben Sie es dann gefunden?»

«Oben auf – auf einem Schrank.»

«Auf dem Schrank des Angeklagten?»

«Ich glaube, ja.»

«Haben Sie es denn nicht selbst gefunden?»

«Doch.»

«Dann müssen Sie doch wissen, wo Sie es gefunden haben.»

«Ja, es lag auf dem Schrank des Angeklagten.»

«Dann wäre das also geklärt.»

Ein Angestellter der Firma Parkson, Theaterkostümverleih, bestätigte, dass sie am 29. Juni wie angefordert einen schwarzen Bart an Mr. L. Cavendish geschickt hatten. Er war per Brief angefordert worden und das Geld hatte beigelegt. Nein, den Brief hatten sie nicht aufbewahrt. Alle geschäftlichen Vorgänge wurden in den Büchern festgehalten. Sie hatten den Bart wie geordert an «L. Cavendish, Esq. Styles Court» geschickt.

Sir Ernest Heavyweather erhob sich umständlich.

«Wie lautete der Absender des Briefs?»

«Styles Court.»

«Die gleiche Adresse wie die, an die Sie das Paket schickten?»

«Ja.»

Heavyweather stürzte sich auf den Zeugen wie ein Raubtier auf seine Beute.

«Woher wissen Sie das?»

«Ich – ich verstehe nicht...»

«Woher wissen Sie, dass der Brief von Styles kam? Haben Sie sich den Poststempel angesehen?»

«Nein – aber...»

«Aha! Sie haben sich also den Poststempel *nicht* angesehen! Und dennoch erklären Sie felsenfest, dass der Brief von Styles kam. Es hätte also eigentlich jedweder Poststempel sein können?»

«Äh – ja.»

«Dieser Brief hätte also überall aufgegeben sein können? In Wales, zum Beispiel?»

Der Zeuge bestätigte, dass das der Fall gewesen sein konnte, und Sir Ernest zeigte sich befriedigt.

Elisabeth Wells, das zweite Hausmädchen, sagte Folgendes aus: Nachdem sie bereits zu Bett gegangen war, sei ihr eingefallen, dass sie die Tür verriegelt hatte, statt sie nur eingeklinkt zu lassen, wie Mr. Inglethorp es gewünscht hatte. Sie war also noch einmal nach unten gegangen, um das Versäumte nachzuholen. Als sie ein leises Geräusch im Westflügel hörte, schaute sie in den Gang und sah, wie Mr. John Cavendish bei Mrs. Inglethorp an die Tür klopfte.

Sir Ernest Heavyweather machte mit ihr kurzen Prozess. Unter seinem unbarmherzigen Kreuzfeuer von Fra-

gen verwickelte sie sich hoffnungslos in Widersprüche, und Sir Ernest nahm mit einem zufriedenen Lächeln wieder Platz.

Nach den Aussagen von Annie zu den Wachsflecken auf dem Boden und dass der Angeklagte den Kaffee ins Boudoir gebracht hatte, wurde die Verhandlung auf den folgenden Morgen vertagt.

Als wir nach Hause gingen, beklagte sich Mrs. Cavendish bitterlich über den Staatsanwalt.

«Dieser grässliche Mann! Wie er meinem armen John eine Falle nach der anderen stellte! Wie er jede kleine Tatsache so verdrehte, bis alles so aussah, wie er wollte!»

«Aber morgen», sagte ich tröstend, «wird es genau andersherum sein.»

«Ja», sagte sie gedehnt, dann wurde ihre Stimme plötzlich ganz leise. «Mr. Hastings, Sie denken doch nicht – aber es kann doch nicht Lawrence gewesen sein – oh nein, das ist doch unmöglich!»

Aber ich war selbst unsicher, und sobald ich mit Poirot allein war, fragte ich ihn, was Sir Ernest wohl vorhätte.

«Ah!», sagte Poirot anerkennend. «Dieser Sir Ernest ist ein kluger Mann.»

«Meinen Sie, er hält Lawrence für schuldig?»

«Ich denke nicht, dass er irgendetwas glaubt oder wichtig findet! Nein, sein einziges Ziel ist, in den Köpfen der Geschworenen eine solche Verwirrung zu stiften, dass sie sich nicht einigen können werden, welcher Bruder der Täter ist. Er versucht zu beweisen, dass es gegen Lawrence genauso viele Beweise gibt wie gegen John – und ich fürchte, das wird ihm auch gelingen.»

Nachdem die Verhandlung am nächsten Tag eröffnet wurde, war Inspector Japp der erste Zeuge. Er schilderte in seiner Aussage klar und knapp, was sich zunächst ereignet hatte. Dann berichtete er:

«Superintendent Summerhaye und ich erhielten eine Information, auf die hin wir das Zimmer des Angeklagten in dessen Abwesenheit durchsuchten. In einer Schublade fanden wir unter einem Stapel Unterwäsche als Erstes einen Kneifer mit Goldrand, ähnlich dem, den Mr. Inglethorp trägt» – der Kneifer wurde gezeigt – «und zweitens dieses Glasröhrchen.»

Das Röhrchen war bereits von dem Verkäufer der Apotheke identifiziert worden, es war ein blaues Glasfläschchen, das weißes kristallines Pulver enthielt und ein Etikett mit der Aufschrift «Chlorsaures Strychnin. Gift» trug.

Ein neues Beweisstück, das die Detektive seit Verhandlungsbeginn entdeckt hatten, war ein langes, fast neues Blatt Löschpapier. Es stammte aus Mrs. Inglethorps Scheckheft und zeigte in Spiegelschrift deutlich lesbar die Worte:

«... vermache ich mein gesamtes Vermögen meinem geliebten Mann Alfred Ing...»

Damit war der endgültige Beweis erbracht, dass das vernichtete Testament zu Gunsten des Ehemanns der Verstorbenen gelautet hatte. Inspector Japp zeigte das verkohlte Fetzen, das in dem Kamin gefunden worden war, und das, zusammen mit dem auf dem Dachboden gefundenen Bart, vervollständigte seine Beweise.

Aber jetzt stand ihm noch das Kreuzverhör durch Sir Ernest bevor.

«An welchem Tag durchsuchten Sie das Zimmer des Angeklagten?»

«Am Dienstag, dem 24. Juli.»

«Genau eine Woche nach der Tragödie?»

«Ja.»

«Und Sie sagen aus, Sie fanden zwei Gegenstände in einer Kommodenschublade. War die Kommode unverschlossen?»

«Ja.»

«Finden Sie es nicht etwas unwahrscheinlich, dass ein Mörder belastende Beweisstücke in einer unverschlossenen Schublade aufbewahrt, wo jeder sie finden kann?»

«Vielleicht hat er sie in Eile dort versteckt.»

«Aber Sie sagten doch gerade, dass schon eine ganze Woche seit dem Verbrechen vergangen war. Er hätte doch reichlich Zeit gehabt, sie wegzuschaffen und zu vernichten.»

«Vielleicht.»

«Da gibt es kein Vielleicht. Hätte er reichlich Zeit gehabt oder nicht?»

«Ja.»

«War der Stapel Unterwäsche, unter dem die Sachen versteckt waren, eher leicht oder eher schwer?»

«Eher schwer.»

«Mit anderen Worten, es handelte sich um Winterunterwäsche. Offensichtlich würde der Angeklagte in absehbarer Zeit nicht an diese Schublade gehen. Ja oder nein?»

«Möglicherweise nicht.»

«Bitte beantworten Sie mir doch meine Frage. Würde der Angeklagte in der heißesten Woche des Sommers an die Schublade mit seinem Winterzeug gehen? Ja oder nein?»

«Nein.»

«Ist es in diesem Fall nicht gut möglich, dass die fraglichen Gegenstände von einer dritten Person dorthin gebracht sein konnten und der Angeklagte von ihrer Existenz gar nichts wusste?»

«Das halte ich für unwahrscheinlich.»

«Aber es ist möglich?»

«Ja.»

«Das ist alles.»

Es folgten noch andere Aussagen. Sie bezogen sich auf die finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich der Angeklagte Ende Juli befunden hatte, und auf sein Verhältnis mit Mrs. Raikes. Arme Mary, welche Demütigung für solch eine stolze Frau!

Evelyn Howard hatte Recht behalten, obwohl ihr Hass auf Alfred Inglethorp sie zu der Schlussfolgerung verleitet hatte, er sei die betreffende Person.

Dann wurde Lawrence Cavendish in den Zeugenstand gerufen.

Leise beantwortete er Mr. Philips' Fragen. Er behauptete, er hätte nie etwas bei der Firma Parkson im Juni bestellt. Außerdem wäre er am 29. Juni in Wales gewesen.

Sofort stürzte sich Sir Ernest kampflustig auf ihn.

«Sie behaupten, Sie hätten nicht den schwarzen Bart am 29. Juni bei der Firma Parkson bestellt?»

«Jawohl.»

«Aha! Falls Ihrem Bruder etwas zustößt, wer wird dann Styles Court erben?»

Die Brutalität der Frage ließ Lawrence' blasses Gesicht erröten. Der Richter verlieh seinem Ärger murmelnd Ausdruck und der Angeklagte beugte sich zornig in der Zeugenbank vor.

Heavyweather machte sich nichts aus dem Zorn seines Klienten.

«Beantworten Sie bitte meine Frage!»

Lawrence sagte leise: «Wahrscheinlich ich.»

«Was meinen Sie mit wahrscheinlich? Ihr Bruder hat keine Kinder. Sie *würden* also erben, nicht wahr?»

«Ja.»

«Aha, das ist schon besser», meinte Heavyweather mit bösem Lächeln. «Und Sie würden außerdem auch eine Menge Geld erben, nicht wahr?»

«Bitte, Sir Ernest», protestierte der Richter, «diese Fragen sind irrelevant.»

Sir Ernest verbeugte sich, seinen Pfeil hatte er abgeschossen, und nun konnte er fortfahren.

«Am Dienstag, dem 17. Juli, fuhren Sie, soweit ich weiß, mit einem anderen Gast zu einer Apotheke beim Roten-Kreuz-Krankenhaus in Tadminster?»

«Ja.»

«Haben Sie dort – als Sie zufälligerweise gerade allein im Raum waren – den Giftschränk aufgeschlossen und einige der Flaschen betrachtet?»

«Ich – äh, vielleicht habe ich das getan.»

«Soll ich das so verstehen, dass Sie es taten?»

«Ja.»

Sir Ernest schoss die nächste Frage ab.

«Haben Sie ein Fläschchen besonders genau betrachtet?»

«Nein, ich glaube nicht.»

«Seien Sie vorsichtig, Mr. Cavendish, ich beziehe mich auf die kleine Flasche mit dem Strychnin.»

Lawrence' Gesicht hatte sich inzwischen in ein kränkliches Grün verfärbt.

«Nein... äh... ich bin mir sicher.»

«Wie erklären Sie sich dann die Tatsache, dass Sie ganz eindeutig Ihre Fingerabdrücke darauf hinterlassen haben?»

Die einschüchternde Frage war bei einem nervlichen Wrack wie Lawrence sehr erfolgreich.

«Dann... äh... muss ich wohl die Flasche berührt haben.»

«Das meine ich aber auch! Haben Sie sich von dem Flascheninhalt etwas genommen?»

«Bestimmt nicht.»

«Warum haben Sie sie dann angefasst?»

«Ich habe früher Medizin studiert. Solche Dinge interessieren mich natürlich.»

«Ach? Gifte interessieren Sie natürlich? Aber trotzdem warteten Sie, bis Sie allein waren, bevor Sie Ihr Interesse befriedigten?»

«Das war reiner Zufall. Wenn die anderen dabei gewesen wären, hätte ich dasselbe gemacht.»

«Aber es war ja nun mal so, dass die anderen nicht dabei waren?»

«Nein, aber...»

«Genau genommen waren Sie während des gesamten Nachmittags nur einmal für wenige Minuten allein und dann passierte es – ich sage: passierte es –, dass Sie ausgerechnet während dieser zwei Minuten Ihrem natürlichen Interesse für... Strychnin nachgingen?»

Lawrence stotterte jämmerlich: «Ich... äh... ich...» Mit allen Zeichen der Zufriedenheit bemerkte Sir Ernest: «Ich habe keine weiteren Fragen mehr an Sie, Mr. Cavendish.» Dieser Teil des Kreuzverhörs verursachte im Gerichtssaal große Aufregung. Die vielen elegant gekleideten Damen steckten ihre Köpfe zusammen und tuschelten eifrig, und ihr Geflüster wurde so laut, dass der Richter ärgerlich drohte, den Saal räumen zu lassen, falls nicht sofort Ruhe einkehre.

Danach gab es nur noch wenige Aussagen. Die Handschriftenexperten sollten sich zu der Unterschrift «Alfred Inglethorp» in dem Giftbuch der Apotheke äußern. Sie erklärten einstimmig, dass es sich hierbei nicht um Alfred

Inglethorps Handschrift handelte, und äußerten die Vermutung, dass es die verstellte Handschrift des Angeklagten sein könnte. Im Kreuzverhör gaben sie jedoch zu, dass es auch die geschickt gefälschte Handschrift des Angeklagten sein könnte.

Sir Ernest Heavyweathers Plädoyer für die Verteidigung war nicht lang, aber es wirkte durch die volle Wucht seiner überzeugenden Argumentation. Niemals im Laufe seiner langen Erfahrung wäre ihm eine Mordanklage untergekommen, die auf schwächeren Beweisen gefußt hätte. Nicht nur, dass es sich ausschließlich um Indizien handelte, nein, der größte Teil davon sei noch nicht einmal bewiesen. Die Geschworenen sollten die Aussagen sorgfältig prüfen und vorurteilslos betrachten. Das Strychnin war in einer Schublade im Zimmer des Angeklagten gefunden worden. Diese Schublade war unvergeschlossen, wie er aufgezeigt hatte, und es gab keinerlei Beweise dafür, dass der Angeklagte das Gift dort versteckt hatte. Es war vielmehr der gemeine und bösertige Versuch einer dritten Person, dem Angeklagten das Verbrechen anzuhängen. Die Anklage hatte keinen einzigen Beweis dafür vorlegen können, dass der Angeklagte den schwarzen Bart bei der Firma Parkson bestellt hätte. Der Streit, der zwischen dem Angeklagten und seiner Stiefmutter stattgefunden hatte, war von ihm bereitwillig zugegeben worden, aber sowohl der Streit als auch seine finanzielle Notlage waren stark übertrieben worden.

Sein verehrter Herr Kollege – Sir Ernest nickte kurz in die Richtung von Mr. Philips – hatte behauptet, der Angeklagte hätte im Falle seiner Unschuld bei der Untersuchung seinerzeit aussagen müssen, dass er und nicht Mr. Inglethorp die andere Partei bei dem nachmittäglichen Streit gewesen sei. Doch seiner Meinung nach seien die Tatsachen falsch interpretiert worden. In Wirklichkeit wäre Folgendes passiert: Dem Angeklagten sei, als er am Dienstagabend nach Hause kam, ausdrücklich mitgeteilt

worden, dass es zu einem heftigen Streit zwischen Mr. und Mrs. Inglethorp gekommen sei. Deshalb war ihm gar nicht der Verdacht gekommen, jemand könnte seine Stimme mit der von Mr. Inglethorp verwechselt haben. Er hatte natürlich gedacht, dass sich seine Stiefmutter zweimal gestritten hatte.

Die Anklage hatte behauptet, der Angeklagte habe am Montag, dem 16. Juli, als Mr. Inglethorp verkleidet die Dorfapotheke betreten. Der Angeklagte befand sich aber zu dieser Zeit an einem einsamen Ort, dem Wäldchen von Marston Spinney, weil er eine anonyme Botschaft mit der erpresserischen Drohung erhalten hatte, im Falle seines Nichterscheinens würden seiner Frau gewisse Dinge mitgeteilt. Der Angeklagte war also bei dem Treffpunkt erschienen, hätte dort vergeblich eine halbe Stunde gewartet und sei dann wieder nach Hause gegangen. Unglücklicherweise war er auf dem Rückweg niemandem begegnet, der seine Aussage bestätigen könnte, aber glücklicherweise hatte er den Brief aufbewahrt, und der würde als Beweisstück vorgelegt werden.

Was nun die Vernichtung des Testaments betraf, so sei der Angeklagte früher selbst als Anwalt tätig gewesen und wüsste sehr wohl, dass das Testament, das seine Stiefmutter im Jahr zuvor zu seinen Gunsten gemacht hatte, automatisch durch die Heirat ungültig wurde. Die Verteidigung würde Beweise vorlegen, wer das Testament vernichtet habe, und danach würde man den Fall vielleicht in einem ganz neuen Licht sehen.

Schließlich wollte er die Geschworenen noch einmal darauf hinweisen, nicht nur gegen John Cavendish, sondern auch noch gegen andere Personen lägen Beweise vor. Er würde gern ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass das Beweismaterial gegen Mr. Lawrence Cavendish ziemlich belastend sei, wenn nicht sogar noch belastender als das gegen seinen Bruder.

Er würde jetzt den Angeklagten in den Zeugenstand rufen.

John hielt sich gut im Zeugenstand. Unter der Anleitung von Sir Ernests geschickten Fragen erzählte er seine Geschichte glaubwürdig und einleuchtend. Der anonyme Brief wurde vorgelegt und den Geschworenen zur Begutachtung gereicht. Die Bereitwilligkeit, mit der er seine finanziellen Schwierigkeiten und den Streit mit seiner Stiefmutter eingestand, unterstützte seine Glaubwürdigkeit noch.

Gegen Ende der Befragung machte er eine Pause und sagte dann:

«Ich möchte eine Sache klarstellen. Die Unterstellungen von Sir Ernest Heavyweather gegen meinen Bruder weise ich mit aller Entschiedenheit zurück. Ich bin davon überzeugt, dass mein Bruder genauso wenig mit dem Verbrechen zu tun hatte wie ich.»

Sir Ernest lächelte dazu nur und bemerkte mit scharfem Blick, dass Johns Protest bei den Geschworenen einen guten Eindruck hinterließ.

Dann begann Mr. Philips mit dem Kreuzverhör.

«Habe ich Sie richtig verstanden, dass Sie bei der Voruntersuchung damals nie auf die Idee kamen, die Zeugen hätten Ihre Stimme mit der von Mr. Inglethorp verwechselt? Ist das nicht ziemlich unwahrscheinlich?»

«Nein, das finde ich nicht. Man hatte mir erzählt, es sei zu einem Streit zwischen meiner Mutter und Mr. Inglethorp gekommen, und mir kam nie in den Sinn, dass dieser Streit gar nicht stattgefunden hatte.»

«Auch nicht, als das Hausmädchen Dorcas einige Bruchstücke der Unterhaltung wiederholte – Bruchstücke, die Sie doch wieder erkannt haben müssen?»

«Ich habe sie nicht wieder erkannt.»

«Dann müssen Sie aber ein schlechtes Gedächtnis haben!»

«Nein, sondern wir waren beide wütend und haben deshalb Dinge gesagt, die wir so nicht gemeint haben. Ich achtete nicht sehr sorgfältig auf die Worte meiner Mutter.»

Mr. Philips' ungläubiges Schnauben war ein Triumph juristischer Raffinesse. Er wandte sich nun dem anonymen Brief zu.

«Sie haben diesen Brief ja zu einem äußerst günstigen Zeitpunkt vorgelegt. Sagen Sie mir, erkennen Sie die Handschrift nicht wieder?»

«Nein, ich kenne sie nicht.»

«Finden Sie nicht, dass sie große Ähnlichkeit mit Ihrer eigenen Handschrift hat – schlecht verstellt?»

«Nein, das finde ich nicht!»

«Ich behaupte, dass es sich um Ihre eigene Schrift handelt!»

«Nein.»

«Ich behaupte, dass Sie unbedingt ein Alibi konstruieren mussten und deshalb auf die Idee kamen, eine ziemlich unglaubwürdige fingierte Verabredung zu erfinden. Sie haben dann diesen Brief selbst geschrieben, um Ihre Aussage zu untermauern!»

«Nein.»

«Sie behaupten, Sie hätten an einem einsamen, verlassenen Ort gewartet – aber haben Sie denn nicht vielmehr genau zu diesem Zeitpunkt in der Apotheke von Styles St. Mary unter dem Namen von Alfred Inglethorp Strychnin gekauft?»

«Nein, das ist eine Lüge!»

«Ich behaupte, dass Sie in einem Anzug von Mr. Inglethorp und mit einem schwarzen Bart verkleidet dort waren – und mit seinem Namen unterschrieben haben!»

«Das ist absolut unwahr.»

«Dann will ich die bemerkenswerte Ähnlichkeit zwischen der Handschrift des Briefes, der Unterschrift im Giftbuch und Ihrer eigenen Handschrift dem Urteil der Geschworenen überlassen», sagte Mr. Philips und setzte sich mit der Miene eines Mannes hin, der seine Pflicht getan hat, aber angewidert war von solch kaltblütigem Meineid.

Danach war es so spät, dass die Verhandlung auf den nächsten Morgen vertagt wurde.

Ich merkte, dass Poirot äußerst entmutigt dreinsah. Ich kannte die kleine Falte zwischen seinen Augenbrauen nur zu gut.

«Was ist denn, Poirot?»

«Ach, *mon ami*, die Dinge laufen schlecht, sehr schlecht.»

Gegen meinen Willen tat mein Herz vor Erleichterung einen Sprung. Offensichtlich stand zu erwarten, dass John Cavendish freigesprochen wurde.

Nach unserer Rückkehr lehnte mein kleiner Freund Marys Einladung zum Tee ab.

«Nein, danke, Madame, ich möchte in mein Zimmer gehen.»

Ich folgte ihm. Er hatte immer noch die Stirn gerunzelt und ging zum Tisch, wo er einen Stapel Patience-Karten aufnahm. Dann setzte er sich an den Tisch und begann zu meinem grenzenlosen Erstaunen mit dem Bau eines Kartenhauses!

Ich blieb mit offenem Mund stehen, und er sagte sofort:

«Nein, *mon ami*, ich bin noch nicht senil, sondern ich beruhige meine Nerven, das ist alles. Dazu muss ich mei-

ne Finger beschäftigen. Mit der Präzision der Finger wächst auch die Präzision des Denkens. Und die hatte ich nie nötiger als jetzt!»

«Was ist denn das Problem?»

Mit einem mächtigen Hieb auf den Tisch zerstörte Poirot sein Kartenhaus.

«Das Problem ist Folgendes, *mon ami*! Ich kann zwar siebenstöckige Kartenhäuser bauen, aber ich kann» – wumm – «nicht herausfinden» – wumm –, «welches das letzte Glied der Kette ist, von dem ich Ihnen erzählt habe.»

Mir fiel dazu keine Entgegnung ein, deshalb hielt ich den Mund, und er fing langsam mit dem Bau eines neuen Kartenhauses an. Dabei stieß er die Worte hervor:

«Geschafft – so! Mit mathematischer Präzision – eine Karte – auf die andere – stellen!»

Ich sah das Kartenhaus unter seinen Händen in die Höhe wachsen. Er zögerte und stockte keinen Augenblick. Es war fast wie ein Zauberkunststück.

«Sie haben sehr ruhige Hände», bemerkte ich. «Ich glaube, ich habe Ihre Hände bisher nur einmal zittern sehen.»

«Bestimmt in einer Situation, wo ich sehr wütend war», bemerkte Poirot sehr gleichmütig.

«Genau! Sie waren von blinder Wut ergriffen. Wissen Sie noch? Als Sie entdeckten, dass das Schloss von Mrs. Inglethorps Aktenkoffer in ihrem Zimmer aufgebrochen worden war. Sie standen am Kamin und rückten Gegenstände gerade, wie Sie das immer zu tun pflegen, und Ihre Hand zitterte wie Espenlaub! Ich muss schon sagen...»

Aber dann hielt ich plötzlich inne, denn Poirot hatte einen heiseren, unartikulierten Schrei ausgestoßen. Er zerstörte abermals sein Meisterwerk aus Spielkarten, legte die

Hände über seine Augen und wankte wie unter größten Schmerzen vor und zurück.

«Gütiger Himmel, Poirot!», rief ich. «Was ist los? Sind Sie krank?»

«Nein, nein!» Er rang nach Luft. «Es ist nur – ich – ich habe eine Idee!»

«Oh!» Ich war sehr erleichtert. «Eine von Ihren kleinen Ideen?»

«Ah, *ma foi*, nein!», erwiderte Poirot. «Diesmal ist es eine gigantische Idee! Wahnsinnig! Und Sie – Sie, mein Freund, haben mich darauf gebracht!»

Plötzlich schloss er mich in seine Arme, küsste mich herzlich auf beide Wangen, und bevor ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, war er aus dem Zimmer gestürzt.

In diesem Augenblick kam Mary Cavendish herein.

«Was ist denn mit Monsieur Poirot los? Er rannte an mir vorbei und rief laut: «Eine Autovermietung! Um Himmels Willen, wo finde ich eine Autovermietung, Madame?» Und bevor ich ihm antworten konnte, war er aus dem Haus gerannt.»

Ich eilte zum Fenster. Richtig, da war er und rannte die Straße hinunter, ohne Hut und wild gestikulierend. Ich drehte mich zu Mary um und machte eine hilflose Geste.

«Gleich wird ihn ein Polizist festnehmen – da verschwindet er um die Ecke!»

Unsere Blicke trafen sich und wir starrten uns hilflos an.

«Was kann denn nur passiert sein?»

Ich schüttelte den Kopf. «Ich weiß es nicht. Er baute Kartenhäuser, und plötzlich sagte er, er hätte eine Idee und rannte weg, wie Sie ja gesehen haben.»

«Seltsam», sagte Mary. «Ich hoffe nur, er ist zum Abendessen wieder zurück.»

Aber als es dunkel wurde, war Poirot noch nicht heimgekommen.

Zwölftes Kapitel

Das letzte Glied

Poirots plötzliche Abreise beschäftigte uns alle sehr. Der Sonntagmorgen verstrich und er kam immer noch nicht wieder. Aber um drei Uhr hupte es draußen lange und heftig, und wir eilten ans Fenster und sahen Poirot begleitet von den Kriminalbeamten Japp und Summerhaye aus einem Auto steigen. Der kleine Mann war völlig verändert, er strahlte große Zufriedenheit aus. Mit übertriebener Höflichkeit verneigte er sich vor Mrs. Cavendish.

«Madame, habe ich Ihre Erlaubnis, im Salon eine kleine *réunion* abzuhalten? Es ist wichtig, dass alle daran teilnehmen.»

Mary lächelte traurig. «Sie wissen doch, Monsieur Poirot, Sie haben in allem *carte blanche*.»

«Sie sind zu liebenswürdig, Madame.»

Mit immer noch strahlendem Gesicht ging uns Poirot in den Salon voran und rückte für alle die Stühle zurecht.

«Miss Howard – hierhin. Mademoiselle Cynthia. Monsieur Lawrence. Die brave Dorcas. Und Annie. *Bien!* Wir müssen noch ein paar Minuten auf Mr. Inglethorp warten. Ich habe ihn brieflich hierher gebeten.»

Miss Howard erhob sich sofort von ihrem Platz.

«Wenn dieser Mann dieses Haus betritt, gehe ich!»

«Nein, nein!» Poirot ging zu ihr und bat sie leise zu bleiben. Schließlich gab Miss Howard nach und setzte

sich wieder. Kurze Zeit später betrat Alfred Inglethorp den Raum.

Als alle versammelt waren, erhob sich Poirot in der Pose eines Volksredners von seinem Platz und verbeugte sich höflich vor seinem Publikum.

«*Messieurs, mesdames*, wie Sie alle wissen, wurde ich von Monsieur Cavendish am Morgen nach dem Verbrechen damit beauftragt, diesen Fall zu untersuchen. Ich besah mir sofort das Schlafzimmer der Verstorbenen, das auf Anraten der Ärzte hin verschlossen worden war und sich folglich noch genau in demselben Zustand befand wie zur Zeit des tragischen Ereignisses. Ich fand als Erstes einen Fetzen grünen Stoff, zweitens einen noch feuchten Fleck auf dem Teppich beim Fenster und drittens eine leere Schachtel, die Schlafpulver enthalten hatte.

Kommen wir zuerst zu dem grünen Stofffetzen. Ich fand ihn festgeklemmt in dem Riegel an der Verbindungstür zu Mademoiselle Cynthias Zimmer. Ich übergab den Fetzen der Polizei, die ihm weiter keine Bedeutung beimaß. Sie erkannten auch nicht, woher er stammte – es waren ein paar Fäden einer grünen Armbinde, wie sie von den freiwilligen Landhelfern getragen wird.»

Unter den Anwesenden war eine leichte Erregung zu spüren.

«Nun gab es aber nur einen Menschen auf Styles, der Landarbeit verrichtete, Mrs. Cavendish. Deshalb muss Mrs. Cavendish den Raum der Verstorbenen durch die Tür von Mademoiselle Cynthia betreten haben.»

«Aber diese Tür war doch von innen verriegelt!», rief ich aus.

«Als ich das Zimmer untersuchte, ja. Aber erst einmal haben wir dafür nur ihr Wort, sie war diejenige, die die Tür aufzumachen versuchte und behauptete, sie sei verschlossen gewesen. In dem allgemeinen Durcheinander hätte sie sehr wohl die Möglichkeit gehabt, den Riegel

vorzuschieben. Bald schon überzeugte ich mich von der Richtigkeit meiner Hypothese. Erst einmal passt der Fetzgen genau in einen Riss in Mrs. Cavendishs Armbinde. Dann erklärte Mrs. Cavendish auch noch bei der Untersuchung, dass sie in ihrem Zimmer gehört hätte, wie der Tisch neben dem Bett umgestürzt sei. Ich überprüfte diese Aussage bald darauf, indem ich meinen Freund, Mr. Hastings, im linken Flügel genau vor Mrs. Cavendishs Tür Position beziehen ließ und dann in Begleitung der Polizei in das Zimmer der Verstorbenen ging und versehentlich den Tisch umwarf. Doch wie erwartet, hatte Monsieur Hastings nicht das kleinste Geräusch gehört. Das bestätigte mich in meiner Überzeugung, dass Mrs. Cavendish nicht die Wahrheit gesagt hatte, als sie erklärte, sie habe sich zum Zeitpunkt der Tragödie gerade in ihrem Zimmer angekleidet. Ich war sogar im Gegenteil überzeugt davon, dass Mrs. Cavendish gar nicht in ihrem Zimmer war, sondern sich im Zimmer der Verstorbenen befand, als der Alarm gegeben wurde.»

Ich sah rasch hinüber zu Mary. Sie war sehr blass, aber sie lächelte.

«Ich kam also zu folgender Annahme: Mrs. Cavendish befindet sich im Zimmer ihrer Schwiegermutter. Nehmen wir einmal an, dass sie etwas sucht und es noch nicht gefunden hat. Plötzlich wacht Mrs. Inglethorp auf und windet sich in fürchterlichen Krämpfen. Sie wirft die Arme zur Seite, stößt dabei den Tisch um und zieht verzweifelt an der Klingel. Mrs. Cavendish erschrickt, lässt die Kerze fallen, und so gerät Wachs auf den Teppich. Sie hebt die Kerze wieder auf und verschwindet rasch in Mademoiselle Cynthias Zimmer und schließt die Tür hinter sich. Sie eilt hinaus auf den Flur, denn die Dienstboten sollen sie hier nicht finden. Aber zu spät! Schon sind Schritte auf der Galerie zu hören, die die beiden Flügel des Hauses verbindet. Was soll sie tun? Blitzschnell eilt sie zurück in das Zimmer des jungen Mädchens und rüt-

telt sie wach. Die aufgeschreckten Diensthboten und Familienmitglieder kommen den Flur entlanggelaufen. Sie klopfen an Mrs. Inglethorps Tür. Niemandem fällt auf, dass Mrs. Cavendish nicht zusammen mit den anderen hergekommen ist, aber – und das ist wichtig – ich kann niemanden finden, der sie aus dem anderen Teil des Hauses kommen sah.» Er sah Mrs. Cavendish an. «Habe ich Recht, Madame?»

Sie neigte den Kopf.

«Sie haben ganz Recht, Monsieur. Sie glauben mir sicherlich, dass ich diese Tatsachen längst enthüllt hätte, wenn ich meinem Mann damit hätte helfen können. Aber es schien sich dadurch an der Frage seiner Schuld oder Unschuld nichts zu ändern.»

«Das ist in gewisser Hinsicht korrekt, Madame. Aber erst nachdem mir das klar war, konnte ich mich von vielen falschen Theorien lösen und bekam den Kopf frei, um andere Tatsachen in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen.»

«Das Testament!», rief Lawrence aus. «Dann hast du also das Testament vernichtet, Mary?»

Sie schüttelte den Kopf, genau wie Poirot.

«Nein», sagte sie leise. «Es gibt nur eine Person, die das Testament vernichtet haben kann – das ist Mrs. Inglethorp selbst!»

«Unmöglich!», entfuhr es mir. «Sie hatte es doch erst an diesem Nachmittag gemacht!»

«Trotzdem war es Mrs. Inglethorp, *mon ami*. Weil es keine andere Erklärung für die Tatsache gibt, dass Mrs. Inglethorp an einem der heißesten Tage des Jahres die Anweisung gab, ein Kaminfeuer in ihrem Schlafzimmer anzuzünden.»

Ich schnappte nach Luft! Wie dumm von uns, dass wir uns über dieses höchst unpassende Feuer nie Gedanken gemacht hatten! Poirot fuhr fort.

«Die Temperatur an diesem Tag betrug annähernd 30 Grad im Schatten, verehrte Zuhörer. Dennoch gab Mrs. Inglethorp Anweisung, ein Kaminfeuer anzuzünden! Warum? Weil sie etwas verbrennen wollte und ihr keine andere Möglichkeit einfiel. Sie werden sich daran erinnern, dass auf Styles infolge der kriegsbedingten Sparmaßnahmen kein Papier weggeworfen wurde. Deshalb konnte sie ein so dickes Dokument wie ein Testament nicht einfach vernichten. Als ich von dem Kaminfeuer in Mrs. Inglethorps Zimmer hörte, kam mir sofort der Gedanke, dass wichtige Papiere vernichtet werden sollten – möglicherweise ein Testament. Deshalb überraschte mich die Entdeckung von verkohlten Papierfetzen nicht. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich natürlich noch nicht, dass das Testament erst an diesem Nachmittag verfasst worden war, und ich muss zugeben, dass ich dann, als ich davon erfuhr, einen schwerwiegenden Fehler beging. Ich hielt Mrs. Inglethorps Entschluss, das Testament zu vernichten, für eine Konsequenz des Streits vom Nachmittag. Deshalb folgerte ich, dass der Streit nach und nicht vor dem Abfassen des Testaments stattgefunden haben musste.

Darin irrte ich mich, wie wir jetzt wissen, und ich musste diese Theorie fallen lassen. Ich betrachtete das Problem von einem neuen Standpunkt aus. Um vier Uhr hörte Dorcas, wie Mrs. Inglethorp wütend sagte: «Du brauchst nicht zu denken, dass Angst vor Gerede oder vor einem Skandal zwischen Eheleuten mich davon abhalten könnten.» Ich vermutete, und ich vermutete richtig, dass diese Worte nicht gegen ihren Mann, sondern gegen Mr. John Cavendish gerichtet waren. Um fünf Uhr, eine Stunde später, gebrauchte sie noch einmal die gleichen Worte, aber aus einer anderen Sicht. Sie gesteht Dorcas gegenü-

ber: «Ich weiß nicht, was ich tun soll, ein Skandal zwischen Eheleuten ist eine schreckliche Sache.» Um vier Uhr war sie wütend, aber völlig Herrin ihrer selbst. Um fünf ist sie ganz außer sich und redet davon, dass sie «einen großen Schock» erlitten habe.

Ich betrachtete die Angelegenheit nun aus psychologischer Sicht. Ich zog eine Schlussfolgerung, die meiner Überzeugung nach richtig war: Der zweite Skandal, von dem sie sprach, war nicht derselbe wie der erste – der betraf sie nämlich selbst!

Lassen Sie uns die Ereignisse rekonstruieren: Um vier Uhr hat Mrs. Inglethorp mit ihrem Sohn eine heftige Auseinandersetzung und droht ihm, seiner Frau etwas zu verraten – die dieses Gespräch übrigens zum größten Teil belauscht. Um halb fünf macht Mrs. Inglethorp als Folge einer Unterhaltung über die Gültigkeit von Testamenten ein Testament zu Gunsten ihres Mannes, das sie von zwei Gärtnern beglaubigen lässt. Um fünf Uhr findet Dorcas Mrs. Inglethorp in einem Zustand großer Erregung vor, sie hält einen Zettel in der Hand – Dorcas hält ihn für einen «Brief» – und dann gibt sie die Anweisung, in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden. Offenbar hat sich zwischen halb fünf und fünf etwas ereignet, das sie zutiefst erschüttert und eine Sinnesänderung herbeigeführt hat, da sie nun bestrebt ist, das Testament zu vernichten, das sie erst eben gerade aufgesetzt hat. Was war das?

Soweit wir wissen, war sie in dieser halben Stunde allein. Niemand betrat oder verließ das Boudoir. Was veranlasste sie also zu diesem plötzlichen Sinneswandel?

Hier können wir nur raten, aber ich glaube, dass ich richtig rate. Mrs. Inglethorp hatte keine Briefmarken in ihrem Schreibtisch. Das wissen wir, weil sie später Dorcas bat, ihr welche zu bringen. In der entgegengesetzten Ecke des Raumes stand der Schreibtisch ihres Mannes – und zwar verschlossen. Sie brauchte nun dringend die Brief-

marken und meiner Theorie nach versuchte sie mit ihren eigenen Schlüsseln den Schreibtisch zu öffnen. Ich weiß, dass einer ihrer Schlüssel passte. Sie öffnete also den Schreibtisch, suchte nach den Briefmarken und fand etwas anderes – sie fand den Zettel, den Dorcas in ihrer Hand sah und der ganz sicher nicht für Mrs. Inglethorps Augen bestimmt war.

Mrs. Cavendish glaubte jedoch, dass dieser Papierfetzen, den ihre Schwiegermutter so krampfhaft festhielt, ein schriftlicher Beweis für die Untreue ihres Mannes John war. Sie bat Mrs. Inglethorp darum, die ihr wahrheitsgemäß versicherte, das Papier habe damit nichts zu tun. Mrs. Cavendish glaubte ihr nicht. Sie meinte, Mrs. Inglethorp würde ihren Stiefsohn in Schutz nehmen. Doch Mrs. Cavendish ist eine sehr entschlossene Frau und hinter ihrer Maske ruhiger Gelassenheit war sie fürchterlich eifersüchtig auf ihren Mann. Sie wollte um jeden Preis dieses Papier in die Hand bekommen, und der Zufall half ihr dabei. Sie fand zufällig die Schlüssel von Mrs. Inglethorps Aktenkoffer, die an diesem Morgen verloren gegangen waren. Sie wusste, dass ihre Schwiegermutter alle wichtigen Papiere immer in diesem Koffer aufbewahrte.

Mrs. Cavendish plante ihr Vorgehen mit aller Energie einer von Eifersucht getriebenen, verzweifelten Frau. Im Verlauf des Abends entriegelte sie die Tür, die in Mademoiselle Cynthias Zimmer führte. Wahrscheinlich ölte sie die Türangeln, denn als ich es versuchte, stellte ich fest, dass sich die Tür ganz leicht öffnen ließ. Sie wartete mit der Durchführung ihres Plans bis in die frühen Morgenstunden, weil es dann sicherer war, da die Diensten daran gewöhnt waren, dass sie um diese Zeit aufstand. Sie kleidete sich vollständig an und schlich sich leise durch Mademoiselle Cynthias Zimmer in das von Mrs. Inglethorp.»

Er machte eine kurze Pause und Cynthia nutzte sie:

«Aber ich wäre doch bestimmt aufgewacht, wenn jemand durch mein Zimmer gegangen wäre!»

«Nicht, wenn Sie ein Schlafmittel bekommen hatten.»

«Ein Schlafmittel?»

«*Mais oui!*»

Er wandte sich wieder an uns alle:

«Sie erinnern sich, dass Mademoiselle Cynthia trotz des ganzen Tumults und des Lärms nebenan schlief. Dafür kann es nur zwei Gründe geben: Entweder war das vorgetäuscht – was ich nicht glaube – oder ihre Bewusstlosigkeit wurde künstlich herbeigeführt.

Aus diesem Grund, untersuchte ich alle Kaffeetassen sehr sorgfältig, denn ich erinnerte mich, dass Mrs. Cavendish Mademoiselle Cynthia am Abend vorher den Kaffee gebracht hatte. Ich entnahm jeder Tasse eine Probe und ließ sie analysieren – aber ohne Ergebnis. Ich hatte die Tassen gewissenhaft gezählt, für den Fall, dass eine versteckt worden war. Sechs Personen hatten Kaffee getrunken und sechs Tassen wurden auch gefunden. Ich hatte mich also geirrt.

Dann fand ich heraus, dass mir ein schwerwiegender Fehler unterlaufen war. Es war Kaffee für sieben Personen serviert worden, denn an dem Abend war auch Dr. Bauerstein da gewesen. Damit erschien die Sache in einem völlig neuen Licht, denn jetzt fehlte eine Tasse. Die Dienstboten hatten nichts gemerkt, denn Annie servierte sieben Tassen, weil sie nicht wusste, dass Mr. Inglethorp niemals Kaffee trank, wohingegen Dorcas, die sie am folgenden Morgen abräumte, wie gewöhnlich sechs vorfand – genau genommen fand sie fünf, denn die sechste war ja die zerbrochene in Mrs. Inglethorps Zimmer.

Ich war mir sicher, dass die fehlende Tasse die von Mademoiselle Cynthia war, auch deshalb, weil in allen Tassen Zucker gewesen war, Mademoiselle Cynthia aber nie Zu-

cker in ihrem Kaffee nahm. Meine Aufmerksamkeit wurde durch eine Bemerkung Annies geweckt, sie hätte «Salz» auf dem Tablett mit dem Kakao gesehen, das sie jeden Abend in Mrs. Inglethorps Zimmer stellte. Also besorgte ich mir eine Probe von diesem Kakao und ließ ihn ebenfalls analysieren.»

«Aber das hatte Dr. Bauerstein doch schon getan», warf Lawrence rasch ein.

«Eben nicht. Er hatte nur einen Bericht darüber verlangt, ob darin Strychnin enthalten war oder nicht. Er hatte es nicht wie ich auf ein Betäubungsmittel untersuchen lassen.»

«Betäubungsmittel?»

«Ja. Hier ist der Bericht des Labors. Mrs. Cavendish gab eine ungefährliche, aber wirksame Dosis eines Betäubungsmittels sowohl in Mrs. Inglethorps als auch in Mademoiselle Cynthias Tasse. Und es ist sehr gut möglich, dass sie deshalb *un mauvais quart d'heure* durchmachen musste! Stellen Sie sich ihre Gefühle vor, als ihre Schwiegermutter plötzlich erkrankt und stirbt, und direkt anschließend hört sie das Wort «Gift! Sie dachte, ihr Schlafmittel sei völlig harmlos, aber eine schreckliche Sekunde lang muss sie geglaubt haben, dass Mrs. Inglethorps Tod ihre Schuld war. Sie gerät in Panik und eilt deshalb nach unten und versteckt die Kaffeetasse und Untertasse von Mademoiselle Cynthia in einer großen Messingvase, wo sie später von Monsieur Lawrence entdeckt wurden. Die Reste des Kakaos wagt sie nicht anzurühren. Zu viele Augen könnten etwas sehen. Stellen Sie sich ihre Erleichterung vor, als Strychnin erwähnt wird und sie dann entdeckt, dass sie die Tragödie nicht verschuldet hatte.

Mittlerweile wissen wir auch, warum die Symptome der Strychninvergiftung so spät auftraten. Wenn Strychnin gleichzeitig mit einem Schlafmittel eingenommen wird,

verzögert sich die Wirkung des Gifts um mehrere Stunden.»

Poirot unterbrach sich. Mary sah ihn an und langsam stieg ihr das Blut ins Gesicht.

«Alles, was Sie sagten, stimmt, Monsieur Poirot. Es war die schrecklichste Stunde meines Lebens. Ich werde sie niemals vergessen. Aber Sie sind wunderbar. Jetzt verstehe ich...»

«Was ich meinte, als ich Ihnen sagte, Sie könnten Papa Poirot ruhig alles gestehen, eh? Aber Sie vertrauten mir nicht.»

«Ich verstehe jetzt alles», sagte Lawrence. «Der Kakao mit dem Schlafmittel nach dem vergifteten Kaffee ist die Ursache für die Verzögerung.»

«Genau. Aber war der Kaffee vergiftet oder nicht? Hier stoßen wir auf eine kleine Schwierigkeit, da Mrs. Inglethorp ihn nie getrunken hat.»

«Was?» Ein einstimmiger überraschter Ausruf.

«Nein. Erinnern Sie sich an meine Worte von einem Fleck auf dem Teppich in Mrs. Inglethorps Zimmer? Mit diesem Fleck hat es eine seltsame Bewandnis. Er war noch feucht, er roch stark nach Kaffee, und tief im Teppich fand ich einige winzige Porzellansplitter. Mir war sofort klar, was geschehen war, denn nur zwei Minuten zuvor hatte ich meinen kleinen Koffer auf den Tisch beim Fenster gestellt, und der Tisch war umgekippt, und mein Koffer war genau auf die gleiche Stelle des Teppichs gefallen. Auch Mrs. Inglethorp hatte ihre Tasse dort abgestellt, nachdem sie in ihr Zimmer gekommen war, und der wacklige Tisch hatte ihr den gleichen Streich gespielt.

Was dann geschah, ist allein meine Vermutung, aber ich denke, dass Mrs. Inglethorp die Scherben auflas und auf den Tisch neben ihrem Bett legte. Da sie aber das Be-

dürfnis nach einem stimulierenden Getränk verspürte, machte sie ihren Kakao warm und trank ihn dann dort aus. Jetzt stehen wir vor einem neuen Problem: Wir wissen, dass der Kakao kein Strychnin enthielt. Der Kaffee wurde nicht getrunken. Dennoch muss das Strychnin irgendwann zwischen sieben und neun Uhr verabreicht worden sein. Was gab es also für ein drittes Mittel – ein Mittel, das den Geschmack von Strychnin so gut überdeckt, weswegen man kaum glauben kann, dass das niemandem eingefallen ist?»

Poirot sah sich im Raum um und gab dann selber triumphierend die Antwort: «Ihre Medizin!»

«Wollen Sie damit sagen, dass der Mörder das Strychnin in ihr Stärkungsmittel tat?», rief ich.

«Das war gar nicht nötig, es war schon in der Mischung enthalten. Das Strychnin, an dem Mrs. Inglethorp starb, war identisch mit dem, das Dr. Wilkins ihr verschrieben hatte. Um Ihnen das zu erklären, werde ich Ihnen einen Abschnitt aus einem pharmazeutischen Buch vorlesen, das ich in der Apotheke des Roten-Kreuz-Krankenhauses von Tadminster gefunden habe:

«Das folgende Rezept ist in medizinischen Kreisen berühmt geworden:

Strychninae sulph. gr. 1

Potass Bromide 3vi

Aqua ad 3viii

Fiat Mistura

In dieser Lösung bilden die Strychninsalze innerhalb weniger Stunden einen Bodensatz unlöslicher Bromkristalle. Eine Patientin in England starb, weil sie die Medizinflasche niemals schüttelte und auf diese Weise fast den ganzen Strychningehalt mit der letzten Dosis einnahm.»

In Dr. Wilkins' Rezept war natürlich kein Brom aufgeführt, aber Sie erinnern sich, dass ich die leere Schachtel mit dem Pulver erwähnte. Wenn man ein oder zwei dieser Pulver in die Medizin schüttete, würde sich das Strychnin, wie im Buch beschrieben, kristallisieren und absetzen und deshalb erst mit der letzten Dosis eingenommen werden. Sie werden später hören, dass die Person, die Mrs. Inglethorp die Medizin eingoss, immer sehr darauf achtete, dass die Flasche nicht geschüttelt wurde, damit die Ablagerung sich nicht wieder mit der Flüssigkeit vermischte. Bei der Untersuchung des Falls gab es immer wieder Hinweise, dass die Tragödie am Montagabend stattfinden sollte. An diesem Tag wurde die Klingelschnur in Mrs. Inglethorps Zimmer sauber durchgeschnitten, und den Montagabend verbrachte Mademoiselle Cynthia mit Freunden, sodass Mrs. Inglethorp ganz allein in dem Flügel des Hauses gewesen wäre, völlig abgeschnitten von jedweder Hilfe, und sie wäre wahrscheinlich gestorben, bevor ärztliche Hilfe geholt werden konnte. Aber weil sie zu der Veranstaltung pünktlich kommen wollte, vergaß Mrs. Inglethorp vor lauter Eile, ihre Medizin zu nehmen, und am nächsten Tag aß sie mittags auswärts, sodass die letzte und tödliche Dosis vierundzwanzig Stunden später als vom Mörder geplant eingenommen wurde – und es hängt mit genau dieser Zeitverschiebung zusammen, dass ich jetzt das letzte Beweisstück – das letzte Glied in der Kette – in meinen Händen halte.»

Atemloses Schweigen herrschte, während er drei dünne Papierstreifen vorzeigte.

«Ein Brief in der Handschrift des Mörders, *mes amis!* Wenn er ein bisschen klarer formuliert gewesen wäre, hätte Mrs. Inglethorp, rechtzeitig gewarnt, ihrem Schicksal entkommen können. Ihr wurde zwar klar, dass sie in Gefahr schwebte, aber sie wusste nicht, wie die aussah.»

Alle hielten die Luft an und schwiegen. Poirot hielt die drei Papierstreifen aneinander, räusperte sich und las:

«Liebste Evelyn,

Du machst dir sicherlich Sorgen, weil du nichts gehört hast. Aber alles ist in Ordnung – es wird nur statt gestern erst heute passieren. Der Plan bleibt der gleiche. Wenn die alte Frau erst einmal tot und aus dem Weg ist, werden goldene Zeiten anbrechen. Mir wird wohl niemand etwas anhängen können. Deine Idee mit dem Brom war ein genialer Einfall! Doch wir müssen sehr vorsichtig sein. Ein falscher Schritt...»

Hier, meine Freunde, bricht der Brief ab. Zweifellos wurde der Schreiber unterbrochen, aber bezüglich seiner Identität gibt es keinen Zweifel. Wir alle kennen seine Handschrift und...»

Ein Aufheulen, das sich fast zu einem Kreischen steigerte, durchbrach die Stille.

«Du Teufel! Wie bist du daran gekommen?»

Ein Stuhl fiel um. Poirot wich geschickt zur Seite. Eine rasche Bewegung seinerseits und der Angreifer stürzte krachend zu Boden.

«Messieurs, mesdames», sagte Poirot mit schwungvoller Geste, «ich möchte Sie mit dem Mörder bekannt machen: Mr. Alfred Inglethorp!»

Dreizehntes Kapitel

Poirot erklärt

«Poirot, Sie alter Schuft», sagte ich. «Ich würde Sie ganz gern erwürgen! Wie konnten Sie mich so täuschen?»

Wir saßen in der Bibliothek. Hinter uns lagen hektische Tage. Im Zimmer unter uns waren John und Mary wieder vereint, während Alfred Inglethorp und Evelyn Howard im Gefängnis saßen.

Poirot antwortete erst nach einem Zögern:

«Ich habe Sie nicht getäuscht, *mon ami*. Ich habe Ihnen höchstens gestattet, sich selbst zu täuschen.»

«Ja, aber warum?»

«Oh, das lässt sich nur schwer erklären. Sehen Sie, mein Freund, Sie sind von Natur aus ehrlich und in Ihrem Verhalten so durchschaubar – *enfin*, Sie können Ihre Gefühle einfach nicht verbergen! Hätte ich Ihnen von meinem Verdacht erzählt, dann hätte Ihr Verhalten beim Anblick von Mr. Alfred Inglethorp diesem aufmerksamen Herrn gezeigt, dass da jemand Lunte gerochen hatte. Und dann *adieu* zu unseren Chancen, ihn zu überführen!»

«Ich finde, ich bin diplomatischer, als Sie mir zutrauen.»

«Mein Freund», bat Poirot, «ich bitte Sie inständigst, beruhigen Sie sich! Ihre Hilfe war höchst wertvoll. Es liegt nur an Ihrem offenerherzigen, ehrlichen Charakter, dass ich mich zurückhielt.»

«Na ja», knurrte ich etwas besänftigt, «ich finde aber immer noch, Sie hätten mir einen Hinweis geben können.»

«Aber das habe ich doch, mein Freund. Sogar mehrere Hinweise. Sie wollten aber nicht zuhören. Denken Sie einmal nach, habe ich jemals zu Ihnen gesagt, dass ich John für schuldig hielt? Sagte ich Ihnen nicht ganz im Gegenteil, dass er bestimmt freigesprochen würde?»

«Ja, aber...»

«Und sagte ich nicht direkt danach, dass es sehr schwierig wäre, den Mörder zu überführen? War Ihnen denn da nicht klar, dass ich von zwei völlig verschiedenen Personen sprach?»

«Nein, das war mir nicht klar!»

Poirot fuhr fort: «Habe ich Ihnen nicht gleich zu Anfang mehrere Male gesagt, ich wollte nicht, dass Mr. Inglethorp *jetzt* verhaftet werden sollte? Das hätte Ihnen doch etwas sagen müssen.»

«Wollen Sie damit sagen, dass Sie ihn schon so lange im Verdacht hatten?»

«Ja. Denn es stand fest, dass er vom Tod seiner Frau am meisten profitieren würde. Das war völlig klar. Als ich am ersten Tag mit Ihnen nach Styles ging, wusste ich noch nicht, wie das Verbrechen durchgeführt worden war, aber nach dem, was ich über Mr. Inglethorp erfahren hatte, dachte ich mir schon, dass es sehr schwer werden würde, ihm etwas nachzuweisen. Als ich in Styles ankam, war mir sofort klar, dass Mrs. Inglethorp das Testament selbst verbrannt hatte. Und genau da dürften Sie sich eigentlich nicht beschweren, denn ich gab mir große Mühe, um Sie auf die Bedeutung eines Kaminfeuers im Hochsommer hinzuweisen.»

«Ja, ja», sagte ich ungeduldig. «Machen Sie weiter.»

«Was die Schuld von Mr. Inglethorp betraf, so wurde meine Überzeugung zunächst sehr erschüttert. Denn es gab so viele Beweise gegen ihn, dass ich zu dem Glauben neigte, er hätte es nicht getan.»

«Wann haben Sie Ihre Meinung geändert?»

«Als ich merkte, dass er sich immer mehr anstrebte, verhaftet zu werden, je mehr ich mich bemühte, ihn zu entlasten. Als ich dann herausbekam, dass nicht Mr. Inglethorp mit Mrs. Raikes zu tun hatte, sondern dass dies eher John Cavendishs Sache war, da war ich mir ganz sicher.»

«Aber warum?»

«Ganz einfach. Wenn Mr. Inglethorp ein Verhältnis mit Mrs. Raikes gehabt hätte, wäre sein Schweigen völlig verständlich gewesen. Aber als ich dann herausbekam, dass das ganze Dorf von der Liebelei zwischen John und der hübschen Bäuerin wusste, musste ich Mr. Inglethorps Schweigen ganz anders interpretieren. Es war nämlich Unsinn, dass er Angst vor einem Skandal hatte, da ihm kein Skandal angehängt werden konnte. Das gab mir furchtbar zu denken und ich kam langsam zu der Überzeugung, dass Alfred Inglethorp verhaftet werden wollte. *Eh bien!* Von diesem Augenblick an war ich ebenso entschlossen, dass er nicht verhaftet werden sollte.»

«Einen Augenblick, bitte. Ich begreife nicht, warum er verhaftet werden wollte.»

«Weil es in Ihrem Land, mein Freund, von Gesetzes wegen so ist, dass jemand, der einmal freigesprochen wurde, für dieses Verbrechen nie wieder angeklagt werden kann. Ah! Das war sehr schlaugedacht! Ganz gewiss ist er ein sehr methodischer Mensch. Wissen Sie, er wusste, dass er als Ehemann unter Verdacht geraten musste, deshalb kam er auf den ausgesprochen schlaugen Einfall, eine Menge Beweise gegen sich selbst zu fabrizieren. Er wollte unter Verdacht geraten. Er wollte verhaftet wer-

den. Dann würde er sein lückenloses Alibi vorlegen – und ab sofort war er für den Rest seines Lebens sicher!»

«Aber ich begreife immer noch nicht, wie er einerseits ein Alibi hatte und andererseits zur Apotheke gehen konnte.»

Poirot sah mich überrascht an.

«Ist das denn die Möglichkeit? Mein armer Freund! Haben Sie immer noch nicht begriffen, dass es Miss Howard war, die zur Apotheke ging?»

«Miss Howard?»

«Aber gewiss. Wer denn sonst? Es war für sie kinderleicht. Sie ist ziemlich groß, hat eine tiefe Stimme, und zu allem Überfluss sind sie und Inglethorp ja auch noch verwandt miteinander, und sie sind sich etwas ähnlich, besonders in Haltung und Gang. Es war so einfach. Sie sind ein schlaues Pärchen!»

«Mir ist immer noch nicht so ganz klar, wie die Sache mit dem Brom vor sich ging», bemerkte ich.

«*Bon!* Ich werde es für Sie, so gut ich kann, rekonstruieren. Ich denke, dass Miss Howard diejenige war, die den ganzen Plan ausgeheckt hat. Erinnern Sie sich, wie sie einmal erwähnte, dass ihr Vater Arzt war? Vermutlich half sie ihm bei der Herstellung der Arzneien. Oder sie kam auf die Idee durch eines der vielen Bücher, die Mademoiselle Cynthia während ihrer Prüfung herumliegen ließ. Jedenfalls wusste sie, dass die Beifügung von Brom zu einer strychninhaltigen Mischung dazu führt, dass das Strychnin sich kristallisiert und setzt. Wahrscheinlich kam sie ganz plötzlich auf die Idee. Mrs. Inglethorp hatte eine Schachtel mit Schlafpulvern, von denen sie ab und zu mal eines nahm. Was konnte leichter sein, als heimlich eins oder mehrere dieser Pulver in Mrs. Inglethorps große Medizinflasche zu schütten, wenn sie frisch aus der Apotheke kam? Das Risiko war praktisch null. Der Mord wird ja erst etwa zwei Wochen später stattfinden. Falls irgend-

jemand einen der beiden mit der Medizinflasche hantieren gesehen hatte, ist das bis dann längst vergessen. Miss Howard hatte genug Zeit, ihren Streit vom Zaun zu brechen und abzureisen. Ihre Abwesenheit vor dem Verbrechen und während der Tat würde sie außerhalb jeden Verdachts stellen. Ja, es war wirklich ein schlauer Plan! Wenn sie es so gemacht hätten, hätte man es ihnen vielleicht nie nachweisen können. Aber sie waren damit nicht zufrieden. Sie wollten zu klug sein – und das war ihr Ende.»

Poirot zog an seiner winzigen Zigarette und richtete die Augen an die Zimmerdecke.

«Sie heckten einen Plan aus, wie sie mit dem Kauf von Strychnin in der Dorfapotheke und einer gefälschten Unterschrift den Verdacht auf John Cavendish lenken konnten.

Am Montagabend würde Mrs. Inglethorp die letzte Dosis ihrer Medizin nehmen. Deshalb richtet Alfred Inglethorp es so ein, dass er um sechs Uhr von einer Anzahl von Leuten weit weg vom Dorf gesehen wird. Miss Howard hat zuvor Schauergeschichten über ihn und Mrs. Raikes erzählt, um sein anschließendes Schweigen zu begründen. Um sechs Uhr geht Miss Howard als Alfred Inglethorp verkleidet in die Apotheke, erzählt die Geschichte von dem Hund, bekommt Strychnin und unterschreibt mit Alfred Inglethorp, aber in Johns Handschrift, die sie vorher sorgfältig geübt hatte.

Aber da das alles nichts bewirkt, falls John ebenfalls ein Alibi vorlegen kann, schreibt sie ihm den anonymen Brief – immer noch in seiner Handschrift –, der ihn zu einem entlegenen Ort führt, wo es äußerst unwahrscheinlich ist, dass er jemandem begegnet.

So weit geht alles gut. Miss Howard fährt zurück nach Middlingham. Alfred Inglethorp kommt nach Styles zurück. Es gibt nichts, was ihn irgendwie verraten könnte,

denn Miss Howard hat das Strychnin, das sie ja eigentlich nur brauchte, um den Verdacht auf John Cavendish zu lenken.

Aber jetzt gibt es eine Panne. Mrs. Inglethorp nimmt an diesem Abend ihre Medizin nicht ein. Die zerschnittene Klingelschnur, Cynthias Abwesenheit – von Inglethorp durch seine Frau arrangiert – alles umsonst. Und dann macht er seinen Patzer.

Mrs. Inglethorp ist weggefahren, und er schreibt seiner Komplizin, weil er befürchtet, dass sie durch die vorläufige Erfolglosigkeit ihres Plans in Panik gerät. Wahrscheinlich kehrt Mrs. Inglethorp früher als erwartet zurück und ertappt ihn beim Schreiben. Etwas nervös klappt er seinen Sekretär zu und schließt ihn ab. Wenn er im Zimmer bleibt, könnte es passieren, dass er ihn wieder aufmachen muss und dass Mrs. Inglethorp den Brief sieht, bevor er ihn verschwinden lassen kann. Deshalb verlässt er das Haus und spaziert durch den Wald, ohne die leiseste Ahnung, dass Mrs. Inglethorp seinen Sekretär aufschließen und das verräterische Dokument entdecken wird.

Aber wie wir wissen, ist genau das geschehen. Mrs. Inglethorp liest den Brief, und ihr wird der Betrug von ihrem Mann und Evelyn Howard klar, obwohl die Erwähnung des Broms leider kein Warnsignal für sie ist. Sie weiß, dass sie in Gefahr schwebt – aber sie weiß nicht, wie die aussieht. Sie beschließt, ihrem Mann nichts zu sagen, aber sie schreibt an ihren Rechtsanwalt und bittet ihn, am nächsten Tag zu kommen. Sie entschließt sich außerdem, umgehend das Testament zu vernichten, das sie gerade gemacht hat. Sie behält den fatalen Brief.»

«Hat ihr Mann das Schloss des Aktenkoffers aufgebrochen, um den Brief wiederzubekommen?»

«Ja, und an dem damit verbundenen enormen Risiko können wir sehen, wie wichtig ihm der war. Der Brief war

das Einzige, was ihn mit dem Verbrechen in Verbindung bringen konnte.»

«Aber eines begreife ich nicht. Warum hat er ihn nicht vernichtet, als er ihn dann hatte?»

«Weil er das größte Risiko nicht eingehen wollte – den Brief mit sich herumzutragen.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Betrachten Sie es einmal von seiner Warte. Ich habe herausgefunden, dass ihm für das Aufbrechen des Koffers und das Auffinden des Briefes nur fünf kurze Minuten zur Verfügung standen – genau die fünf Minuten, bevor wir dort erschienen, denn vorher putzte Annie die Treppe und hätte jeden gesehen, der in den rechten Flügel ging. Stellen Sie sich die Szene doch einmal vor! Er betritt das Zimmer, die Tür hat er mit einem der anderen Zimmerschlüssel öffnen können, da sie alle ähnlich sind. Er eilt zu dem Kofferchen – es ist abgeschlossen und die Schlüssel sind nirgendwo zu sehen. Das ist für ihn ein schwerer Schlag, denn das bedeutet, dass er seine Anwesenheit in dem Zimmer nicht mehr verheimlichen kann, wie er gehofft hatte. Aber er erkennt ganz klar, dass er alles riskieren muss, um dieses gefährliche Beweisstück in seine Hand zu bekommen. Also bricht er das Schloss schnell mit seinem Taschenmesser auf und wühlt in den Papieren, bis er das Gesuchte findet.

Aber jetzt erhebt sich ein neues Dilemma. Er wagt nicht, das Papier einzustecken. Wenn ihn jemand beim Verlassen des Zimmers beobachtet, ist er geliefert. Wahrscheinlich hört er auch genau in diesem Moment, dass Mr. Wells und John unten das Boudoir verlassen. Er muss schnell handeln. Wo kann er dieses schreckliche Blatt Papier verstecken? Der Inhalt der Papierkörbe wird aufbewahrt und würde ohnehin bestimmt durchsucht werden. Er kann es nicht verbrennen, und er wagt nicht,

es zu behalten. Er blickt sich um und sieht – na, was wohl, *mon ami?*»

Ich schüttelte den Kopf.

«In Sekundenschnelle hat er den Brief in lange schmale Streifen zerrissen, rollt sie zusammen zu einem Fidibus und steckt sie zu den anderen Fidibussen in die Vase auf dem Kaminsims.»

«Oh!»

«Keiner wird dort suchen», fuhr Poirot fort. «Und er kann dann in aller Ruhe bei Gelegenheit zurückkommen und dieses einzige Beweisstück gegen sich vernichten.»

«Also war der Brief die ganze Zeit bei den Fidibussen in der Vase in Mrs. Inglethorps Schlafzimmer – direkt vor unserer Nase?»

Poirot nickte.

«Ja, mein Freund. Dort habe ich das fehlende Glied entdeckt, und diese Entdeckung verdanke ich Ihnen!»

«Mir?»

«Ja. Erinnern Sie sich, wie Sie mir erzählten, dass meine Hand zitterte, als ich die Nippes auf dem Sims zurechtrückte?»

«Ja, aber ich begreife nicht...»

«Nein, aber ich habe es sofort begriffen! Sie müssen wissen, mein Freund, dass ich schon beim ersten Mal, als wir in dem Zimmer waren, alle Gegenstände auf dem Sims gerade gerückt hatte. Und da ich das gemacht hatte, hätte es eigentlich keiner erneuten Korrektur bedurft, wenn nicht in der Zwischenzeit jemand sie wieder verrückt hatte.»

«Lieber Himmel», murmelte ich, «das ist also die Erklärung für Ihr seltsames Verhalten. Sie fuhren in aller Eile nach Styles und fanden das Gesuchte dort?»

«Ja, und es war ein Rennen gegen die Zeit.»

«Ich begreife aber immer noch nicht, wie Inglethorp so dumm sein konnte, den Brief dort zu lassen, wenn er doch so viele Möglichkeiten hatte, den Brief zu vernichten.»

«Aber er hatte doch gar keine Gelegenheit. Dafür hatte ich gesorgt.»

«Sie?»

«Ja. Wissen Sie noch, wie Sie mir Vorwürfe machten, weil ich alle Bewohner des Hauses ins Vertrauen gezogen hatte?»

«Ja.»

«Aber genau darin sah ich meine einzige Chance. Damals war ich mir noch nicht sicher, ob Inglethorp der Mörder war oder nicht, aber falls er es war, vermutete ich, dass er den Brief nicht mit sich herumtrug, sondern ihn irgendwo versteckt hatte. Als ich mich dann der Mithilfe des gesamten Haushalts versichert hatte, konnte ich ihn auf jeden Fall daran hindern, den Brief zu vernichten. Er stand bereits unter Verdacht, und indem ich die ganze Sache publik machte, hatte ich mir die Hilfe von zehn Amateurdetectiven besorgt, die ihn unablässig beobachteten. Da er sich ihrer Wachsamkeit bewusst war, wagte er es nicht mehr, das belastende Beweisstück zu zerstören. So war er gezwungen, bei seinem Auszug den Brief in dem Fidibusbehälter zurückzulassen.»

«Miss Howard hatte doch bestimmt jede Menge Möglichkeiten, ihm zu helfen!»

«Ja, aber Miss Howard wusste nichts von der Existenz dieses Papiers. Wie sie ursprünglich geplant hatten, sprach sie nie mit Alfred Inglethorp. Sie waren angeblich Todfeinde, und bis zur endgültigen Verurteilung von John Cavendish durften sie kein Treffen riskieren. Natürlich hatte ich Mr. Inglethorp immer unter Beobachtung, denn ich hoffte, er würde mich früher oder später zu seinem Versteck führen. Aber er war viel zu schlau, um ein

Risiko einzugehen. Der Brief war dort, wo er war, sicher, und da in der ersten Woche niemand dort danach gesucht hatte, war es unwahrscheinlich, dass es später noch jemand tun würde. Ohne Ihre zufällige Bemerkung hätten wir ihn vielleicht niemals überführen können.»

«Das begreife ich jetzt, aber wann haben Sie zum ersten Mal Miss Howard verdächtigt?»

«Als mir klar wurde, dass sie bei der Voruntersuchung bezüglich des Briefes von Mrs. Inglethorp gelogen hatte.»

«Wieso? Was war denn daran gelogen?»

«Haben Sie den Brief gesehen? Erinnern Sie sich noch an sein Aussehen?»

«Ja – mehr oder weniger.»

«Dann werden Sie sich bestimmt auch an Mrs. Inglethorps charakteristische Handschrift erinnern, mit großen Abständen zwischen den einzelnen Wörtern. Aber wenn Sie sich das Datum oben auf dem Briefbogen ansehen, werden Sie bemerken, dass 17. Juli ganz anders aussieht. Verstehen Sie, worauf ich hinaus will?»

«Nein», gestand ich.

«Sehen Sie nicht, dass der Brief nicht am 17. sondern am 7. geschrieben wurde? Das war der Tag nach Miss Howards Abreise. Die 1 wurde vor die 7 gesetzt, um aus ihr eine 17 zu machen.»

«Aber warum?»

«Genau das habe ich mich auch gefragt. Warum verheimlicht Miss Howard den Brief vom 17. und zeigt stattdessen einen Brief vom 7.? Weil sie den Brief vom 17. nicht zeigen wollte. Und warum? Da keimte in mir ein Verdacht. Sie erinnern sich vielleicht an meine Bemerkung, es sei klug, sich vor Leuten in Acht zu nehmen, die nicht die Wahrheit sagen.»

«Und trotzdem», rief ich empört, «nannten Sie mir hinterher noch zwei Gründe, weshalb Miss Howard das Verbrechen nicht begangen haben konnte!»

«Das waren zwei sehr stichhaltige Gründe», erwiderte Poirot. «Sie blieben auch für mich lange Zeit ein Stolperstein, bis mir eine wichtige Tatsache einfiel: dass sie und Alfred Inglethorp miteinander verwandt waren. Sie konnte das Verbrechen zwar nicht allein begangen haben, aber damit war nicht ausgeschlossen, dass sie eine Komplizin gewesen sein konnte. Und dann war da noch ihr schrecklich übertriebener Hass! Dahinter verbarg sich das gegenteilige Gefühl. Zwischen den beiden bestand zweifellos schon lange, bevor er nach Styles kam, eine Liebesbeziehung. Schon damals hatten sie ihren teuflischen Plan gefasst – dass er diese reiche, aber ziemlich törichte alte Frau heiraten und sie dazu bringen sollte, ein Testament zu seinen Gunsten abzufassen, und dann wollten sie durch einen sehr schlau geplanten Mord in den Besitz des Geldes kommen. Wenn alles nach Plan gegangen wäre, hätten sie England wahrscheinlich verlassen und vom Geld ihres bedauernswerten Opfers gelebt.

Die beiden sind ein sehr gerissenes und skrupelloses Paar. Während sich aller Verdacht gegen ihn richtete, sollte sie in aller Ruhe ein völlig anderes *dénouement* vorbereiten. Sie kommt von Middlington mit all den belastenden Beweisen in der Tasche. Niemand hegt einen Verdacht gegen sie. Ihr Kommen und Gehen im Haus bleibt unbeobachtet, und sie versteckt das Strychnin und die Brille in Johns Zimmer. Sie bringt den Bart auf den Dachboden. Sie sorgt dafür, dass alles früher oder später entdeckt wird.»

«Ich sehe nicht ein, warum sie John die Schuld in die Schuhe schieben wollten. Es wäre doch viel einfacher gewesen, wenn sie Lawrence das Verbrechen angehängt hätten.»

«Ach, das war doch der pure Zufall. Alle Beweise gegen ihn kamen rein zufällig zustande. Eigentlich muss das für die beiden Intriganten äußerst ärgerlich gewesen sein.»

«Er verhielt sich ungeschickt», bemerkte ich nachdenklich.

«Ja. Der Grund dafür ist Ihnen natürlich klar?»

«Nein.»

«Hatten Sie nicht gemerkt, dass er Mademoiselle Cynthia für die Täterin hielt?»

«Nein!» Ich war höchst erstaunt. «Unmöglich!»

«Überhaupt nicht. Ich wäre fast demselben Verdacht aufgefressen. Deshalb habe ich Mr. Wells diese erste Frage wegen des Testaments gestellt. Dann gab es da noch die von ihr zubereiteten Schlafpulver und ihre raffinierten Verkleidungen als Mann, von denen Dorcas uns erzählte. Gegen sie existierten mehr Verdachtsmomente als gegen irgendwen sonst.»

«Poirot, Sie scherzen!»

«Nein. Soll ich Ihnen verraten, warum Monsieur Lawrence blass wurde, als er das Zimmer seiner Mutter in der fraglichen Nacht zuerst betrat? Weil seine Mutter dalag, offensichtlich vergiftet, während er über ihre Schulter hinweg sah, dass die Tür zu Mademoiselle Cynthias Zimmer nicht verriegelt war.»

«Aber er behauptete doch, sie sei verriegelt gewesen!»

«Eben drum», sagte Poirot trocken. «Und genau das bestätigte meinen Verdacht, dass dem nicht so war. Er schützte Mademoiselle Cynthia.»

«Aber warum sollte er das tun?»

«Weil er sie liebt.»

Ich lachte.

«In diesem Punkt irren Sie sich aber, Poirot! Ich weiß zufällig, dass er sie nicht nur nicht liebt, sondern ganz im Gegenteil absolut nicht ausstehen kann.»

«Wer hat Ihnen das gesagt, *mon ami*?»

«Cynthia selbst.»

«*La pauvre petite!* Und – war sie darüber sehr traurig?»

«Sie sagte, es sei ihr völlig egal.»

«Dann war ihr das bestimmt nicht gleichgültig», bemerkte Poirot. «So sind sie nun mal – *les femmes!*»

«Was Sie da über Lawrence sagen, überrascht mich wirklich sehr», sagte ich.

«Aber warum denn? Es war doch ganz offensichtlich. Hat Monsieur Lawrence nicht jedes Mal ein böses Gesicht gemacht, wenn Mademoiselle Cynthia mit seinem Bruder redete und lachte? Er hatte es sich in seinen langen Dickschädel gesetzt, dass Mademoiselle Cynthia in seinen Bruder verliebt sei. Als er in das Zimmer seiner Mutter kam und sah, dass sie anscheinend vergiftet war, hatte er die verrückte Idee, Mademoiselle Cynthia könnte etwas darüber wissen. Er geriet in fürchterliche Verzweiflung. Zuerst zertrat er die Kaffeetasse in tausend winzige Scherben, weil er sich daran erinnerte, dass sie am Abend zuvor mit seiner Mutter nach oben gegangen war und er unbedingt verhindern wollte, dass man den Inhalt analysieren konnte. Deshalb vertrat er auch so heftig die These von der natürlichen Todesursache.»

«Und was war mit der zusätzlichen Kaffeetasse?»

«Ich war mir ziemlich sicher, dass Mrs. Cavendish sie versteckt hatte, aber ich wollte mir Gewissheit verschaffen. Monsieur Lawrence hatte nicht die leiseste Ahnung, was ich meinte, aber er kam nach einigem Grübeln darauf, dass seine Herzensdame von jedem Verdacht befreit würde, wenn es ihm gelang, noch eine Tasse aufzustöbern. Und darin hatte er völlig Recht.»

«Noch eines. Was meinte Mrs. Inglethorp mit ihren letzten Worten?»

«Das war natürlich eine Anklage gegen ihren Mann.»

«Meine Güte, Poirot», sagte ich und seufzte. «Ich glaube, jetzt haben Sie mir alles erklärt. Ich freue mich, dass die ganze Angelegenheit so glücklich geendet hat. Sogar John und seine Frau sind wieder vereint.»

«Das verdanken sie mir.»

«Wie meinen Sie das?»

«Mein lieber Freund, haben Sie denn nicht gemerkt, dass es einzig und allein die Gerichtsverhandlung war, die sie wieder zusammengebracht hat? Ich war überzeugt, dass John Cavendish seine Frau immer noch liebt und sie ihn ebenfalls. Aber sie hatten sich sehr entfremdet. Der Grund dafür lag in einem Missverständnis: Sie hatte ihn geheiratet, ohne ihn zu lieben. Das wusste er. Er ist auf seine Art ein feinfühligler Mensch und wollte sich ihr nicht aufdrängen. Aber sein Rückzug entfachte ihre Liebe. Beide sind sehr stolz, und ihr Stolz verhinderte jedes Zusammenkommen. Er tröstete sich mit dem Verhältnis mit Mrs. Raikes, und sie ging ganz in der Freundschaft zu Dr. Bauerstein auf. Erinnern Sie sich noch an den Tag von Johns Verhaftung? Als ich mich wegen einer wichtigen Entscheidung quälte?»

«Ja, ich verstand Ihr Dilemma sehr gut.»

«Verzeihen Sie, mein Freund, aber Sie verstanden überhaupt nichts. Ich stand vor der Entscheidung, ob ich John Cavendish jetzt gleich entlasten sollte oder nicht. Ich hätte ihn freibekommen – obwohl das unter Umständen bedeutet hätte, dass die Täter ungestraft davongekommen wären. Sie waren bis zur letzten Sekunde über meine wahren Absichten völlig im Dunkeln – was teilweise zu meinem Erfolg beitrug.»

«Wollen Sie damit sagen, dass Sie John die Gerichtsverhandlung hätten ersparen können?»

«Ja, mein Freund. Aber ich entschied mich dann für «das Glück einer Frau». Nur eine gemeinsam durchlittene Gefahr konnte diese beiden stolzen Menschen wieder zusammenbringen.»

Ich sah Poirot erstaunt an – mir fehlten die Worte! Diese kolossale Dreistigkeit des kleinen Mannes! Wer außer Poirot hätte an einen Mordprozess als Egetherapie gedacht!

«Ich errate Ihre Gedanken, *mon ami*.» Poirot lächelte mich an. «Keiner außer Hercule Poirot hätte so etwas gewagt! Sie sollten mich deshalb aber nicht verurteilen! Das Glück eines Paares ist das Wichtigste auf der ganzen Welt.»

Seine Worte riefen mir die Erinnerung an einen noch nicht so lange zurückliegenden Tag wach. Ich dachte an Mary, wie sie blass und erschöpft auf dem Sofa lag und lauschte und lauschte. Sie hörte es unten klingeln und erhob sich. Poirot hatte die Tür geöffnet und beim Anblick ihres verzweifelten Gesichtsausdrucks leicht genickt. «Ja, Madame», hatte er gesagt, «ich habe ihn Ihnen zurückgebracht.» Er war beiseite getreten, und als ich hinausging, hatte ich den Ausdruck in Marys Augen gesehen, als John Cavendish seine Frau in die Arme nahm.

«Vielleicht haben Sie Recht, Poirot», sagte ich leise. «Ja, es ist das Wichtigste von der Welt.»

Plötzlich klopfte jemand an die Tür und Cynthia steckte den Kopf herein.

«Ich – ich wollte nur...»

«Kommen Sie herein», sagte ich und stand auf.

Sie kam herein, aber sie setzte sich nicht.

«Ich – ich wollte Ihnen nur etwas sagen...»

«Ja?»

Cynthia fingerte an einer kleinen Troddel herum und auf einmal brach es aus ihr heraus: «Ihr zwei Schätzchen!», und dann küsste sie zuerst mich und dann Poirot und rannte wieder aus dem Zimmer.

«Was in aller Welt soll denn das nun heißen?», fragte ich überrascht.

Ein Kuss von Cynthia war zwar sehr nett, aber so in aller Öffentlichkeit verlor diese Geste etwas von ihrem Charme.

«Das bedeutet, sie weiß jetzt, dass Monsieur Lawrence sie nicht so verabscheut, wie sie dachte», erwiderte Poirot gleichmütig.

«Aber...»

«Hier ist er.»

Da kam Lawrence auch schon herein.

«Oh, Monsieur Lawrence!», rief Poirot. «Wir können Ihnen gratulieren, nicht wahr?»

Lawrence lief rot an und lächelte dann verlegen. Ein verliebter Mann ist ein jämmerlicher Anblick. Cynthia hatte wenigstens hübsch ausgesehen.

Ich seufzte.

«Was ist denn, *mon ami*?»

«Nichts», sagte ich bekümmert. «Es sind wirklich zwei wunderbare Frauen...!»

«Aber keine ist für Sie?», beendete Poirot den Satz. «Machen Sie sich nichts daraus. Wir können ja vielleicht wieder zusammen einen Fall lösen – wer weiß? Und dann...»

Über dieses Buch

The Mysterious Affair at Styles ist das erste veröffentlichte Buch von Agatha Christie und zugleich die Premiere für Hercule Poirot. Der Roman war bereits 1916 geschrieben worden, fand aber erst 1921 einen Verlag, The Bodley Head in London. Das Buch erschien 1959 unter dem Titel «Das fehlende Glied in der Kette» in deutscher Ausgabe beim Scherz Verlag.

Agatha Christie arbeitete 1916 als Krankenpflegerin in einem Krankenhaus in Devon – aus der Apotheke war eine größere Dosis Arsen verschwunden. In der Erinnerung an jenen Vorfall sagt sie später: «...damals dachte ich das erste Mal ernstlich daran, einen Kriminalroman zu schreiben.» Nachdem sie sich über die Personen und die Handlung ihres ersten Romans klar geworden war, tauchte die Frage nach dem Detektiv auf. «Wie wäre es», erinnert sie sich, «wie wäre es mit einem pensionierten Kriminalbeamten? Nur nicht zu jung! Welch großen Fehler habe ich damals begangen! Die Folge ist, dass mein erfundener Detektiv heute schon weit über hundert Jahre alt sein muss.»

Unter Sammlern hat man auf Auktionen für ein gut erhaltenes Exemplar der englischen Erstausgabe schon ohne weiteres 15.000 Euro bezahlt.